

Der Grundriss des Hauses

16. PlanerInnenseminar in Wollingst 2006 ('Wollingst III')

Redaktion: Anne Blaß, Karl Heinrich Hülbusch, Hannes Volz

Notizbuch **83** der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2014

Der Grundriss des Hauses

Redaktion: Anne Blaß, Karl Heinrich Hülbusch, Hannes Volz

INHALT:

- Helmut Lührs** **Akkreditierung** – Anmerkungen zur Kreation einer kostspieligen hochschulpolitischen Todgeburt
- Helmut Böse (1981)** **Hausen in oder Hausieren mit ?** Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür.
- AutorInnen** **Der Grundriss des Hauses**
16. PlanerInnenseminar -2006- in Wollingst (Wollingst III)
- Karl Heinrich Hülbusch** **Ein später Kommentar** auf die Einlassungen von Herrn Rumpf zu 'Innenhaus und Außenhaus' von Inge Meta Hülbusch in der Bauwelt 75 (45):1923 von 1979.
- Karl Heinrich Hülbusch** **'Drei Haustypen'**

Notizbuch 83 der Kasseler Schule 1. Auflage: 1–200, **Juni 2014**

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein)
c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel
c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorfer Straße 15a / 80, 28879 Grasberg
Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation
c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel, T. 0561–77 53 09
bsl@netcomcity.de oder bestell@freiraumundvegetation.de
Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Konto-Nr.: 059 475
IBAN: DE66 5205 0353 0000 0594 75, BIC: HELADEF1KAS
Herstellung: Wollenhaupt GmbH, Unter dem Felsenkeller 30, 37247 Großalmerode
Redaktion: Anne Blaß, Karl Heinrich Hülbusch, Hannes Volz
Umschlag: Helmut Böse-Vetter
Internet: www.freiraumundvegetation.de
Alle Rechte bei den jeweiligen AutorInnen

INHALT:

Helmut Lührs	Akkreditierung – Anmerkungen zur Kreation einer kostspieligen hochschulpolitischen Todgeburt	4
Helmut Böse (1981)	Hausen in oder Hausieren mit ? Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür.	6
AutorInnen	Der Grundriss des Hauses 16. PlanerInnenseminar -2006- in Wollingst	29
1.	Zuerst der Wollingster Wetterbericht	32
2.	Der Grundriss des Hauses – Erinnerungen - Fahrplan 2006	33 34
	Der Grundriss des Hauses	36
	Einfamilien-Haus oder Einfamilien-Gebäude	36
	Falschmünzerei	37
	Hausgrundriss – Wohnungsgrundriss	39
	Der Garten zum Einfamilien-Gebäude	40
	Einmischung in die Architektur und den Siedlungsbau	43
	Die magische Lehrküche	44
	Nach der vorbereitenden Überlegung...	47
3.	Bauen für das Existenzminimum – wie wenn das ginge	47
	Mecklenburger Katen	48
	Landarbeiterkaten in Mecklenburg-Vorpommern und Arbeiterwohnungsbau im Ruhrgebiet	49
	Minimalhaus	54
	Wie schmal geht es?	55
	Hochparterre und Souterrain	56
	Genauso schmal aber ganz was anderes	57
	Was bringt diese Sparsamkeit?	58
	Folgerung	60
4.	Preisgekrönter Entwurf des modernen Reihenhauses	61
	Beschreibung	62
	„Gute Absichten“ entschuldigen keine Unwissenheit	65
5.	Die Villa „Kunterbunt“ in der Sonne	67
	Gebaute Geologie	67
	Verdrängung – oder: Wo ist der Nebel geblieben?	69
	Drei Protagonisten und drei Szenen: Pippi, Larsson und Polly	71
	Pippi Langstrumpf und die Goldkiste	71
	Larssons Haus in der Sonne	74
	Das höchst persönliche „Haus“	76
	Künstlerhaus und Freiheit des Künstlers	77
	Bedienung der „Individualität“	79
	Polly und ein Fluchtpunkt der Moderne	83
	Erfahrungen des Hausens	84
6.	Märchen oder Werbung (Kommentar 2010)	85
7.	Der Maßstab: das Bremer Haus	89
	Zonierung und Morphologie	91
	Größe der Zimmer	93
	Die Treppen im Haus	95
8.	Vergleichende Typisierung der Grundrisse	96
	Ordnung der Grundrisse nach der Anschauung	96
	Beispiele	96
	Merkmale für die erste Sortierung	97

Vom Bild zum Abbild	98
Grafik und Organisation der Tabelle	99
Mengenklassen für quantitative Merkmale	100
Die Prinzip-Skizzen oder ‚Briefmarken‘	101
9. Gebäude mit Reihenzugang und Sockel	102
Konditionen des Reihenzugangs	106
Leben im Bremer Reihenzugang oder im Bungalow?	108
10. Zweihüftige Einfamiliengebäude	112
Zweihüftige Einfamiliengebäude mit seitlichem Eingang	112
Das Hallenrecht	114
Resümee der Beispiele	114
Ein- und eineinhalb-geschossige Hallen-Gebäude	115
Zweigeschossige Hallen-Gebäude	115
‚Funktionalismus heute‘ – das Hallenrecht	115
Hallensinn	116
Kopfgeburt	116
Zweihüftige Einfamiliengebäude mit vorderem Schlosszugang	120
Zweihüftige Dielengebäude	120
Bauernhaus zweigeschossig	122
Freistehendes Einfamiliengebäude, 1 ½-geschossig	122
Freistehender Bungalow	124
Freistehender Winkelbungalow	124
Vom Verhältnis von Grundfläche und Stellwandlänge	124
Noch eine Reihe: Vom Haus zum Gebäude	125
Gebäude ohne Arbeit – wohn, wohn, wohn	125
Der Verlust des Bürgerlichen oder der Ersatz durch Geld	126
Versteckter Flur und vorgetäuschte Großzügigkeit	127
Von der Zimmer-Ökonomie zum Kammerspiel	128
11. Einfamiliengebäude	129
‚Wechselfälle des Lebens‘	130
Die ‚allmähliche Verfertigung des Hauses beim Wohnen‘	130
Dachetage und Hofparterre	130
‚Geschlossene‘ Einfamiliengebäude	131
Fazit	132
12. Geschosshäuser mit seitlichem Zu- und Durchgang	132
Geschosswohnungen, einspännig	134
13. Orte und Wege im Haus	136
14. Aus der Werbung	138
Was eine Universität so bietet	138
Die Wochenendausgabe des Weserkuriers und der HNA	144
15. Disposition des Readers vom Seminar 2006	146
16. Literaturverzeichnis	147

Karl Heinrich Hülbusch Ein später Kommentar auf die Einlassungen von Herrn Rumpf zu ‚Innenhaus und Außenhaus‘ von Inge Meta Hülbusch in der Bauwelt 75 (45):1923 von 1979.	152
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Karl Heinrich Hülbusch ‚Drei Haustypen‘	154
------------------------------------------------	-----

Helmut Lührs

Akkreditierung – Anmerkungen zur Kreation einer kostspieligen hochschulpolitischen Todgeburt

Im Zuge des sog. ‚Bologna Prozesses‘ wurde 1998 die Einführung neuer, sog. ‚gestufter Studiengänge‘ - Bachelor und Master und mit ihnen die sogenannte ‚Programm Akkreditierung‘ beschlossen (siehe dazu auch Akkreditierungs-Stiftungs-Gesetz). Seither ist die Akkreditierung Voraussetzung für die staatliche Genehmigung von Bachelor- und Masterstudiengängen und seither sind auf breiter Front diese neuen Studiengänge an den bundesdeutschen Hochschulen eingeführt worden. Alle möglichen Studiengänge haben da mitgemacht, die Juristen bezeichnender Weise nicht. Ein Jura Studium dauert neun Semester (Regelstudienzeit) und wird mit dem ersten Staatsexamen (Referendar) und nachfolgend dem zweiten Staatsexamen (Rechtsassessor) abgeschlossen. Ein Bachelor Studium umfasst dagegen in der Regel sechs Semester, ein Masterstudium vier Semester.

Das Akkreditierungsverfahren selbst ist ein bürokratisches Monster. Dabei ist die Akkreditierung kein einmaliger Akt. Eine Akkreditierung gilt nur zeitlich begrenzt. Nach in der Regel sieben Jahren findet eine sog. ‚Reakkreditierung‘ statt. Damit wird die Akkreditierung zu einem Dauergeschäft. Zur Sicherung der Qualität der Lehre trägt es im besten Fall gar nichts bei – die steht oder fällt - wie eh und je - mit der Qualität der Arbeit der Lehrenden. Man könnte darüber reden; Rancière oder von Hentig, Ravetz oder Humboldt lesen, (was weiß ich), aber dergleichen interessiert in einem Akkreditierungsverfahren, wenn überhaupt, nur am Rande. Wer aber gerne credit points oder workloads hoch- oder runterrechnet, Semesterwochenstunden zählt oder Curricularnormwerte berechnet, der findet hier ein weites Feld, ein Eldorado für Erbsenzähler und Wissenschaftsfunktionäre.

In wesentlichen Zügen widersprechen Akkreditierungsverfahren rechtsstaatlichen Grundsätzen. So sind in den Akkreditierungsagenturen ‚Legislative‘, ‚Exekutive‘ und ‚Judikative‘ praktisch zusammen gezogen. Die Akkreditierungsagenturen /-kommissionen legen die Prämissen fest nach denen (je Einzelfall) akkreditiert wird, exekutieren diese und räumen bestenfalls eine Beschwerdemöglichkeit beim Akkreditierungsrat ein. Es gibt keinen unabhängigen Instanzenweg auf dem in formell abgesicherter Weise gegen Akkreditierungsentscheidungen vorgegangen werden könnte. Ganz unregelmäßig ist, was geschieht, wenn ein Studiengang nicht akkreditiert wird. Das Landeshochschulgesetz MV

z.B. führt zur Akkreditierung lediglich im § 28.5. aus, dass Bachelor- und Masterstudiengänge zu akkreditieren sind.

Nach Angaben der Fernuniversität Hagen kostet ein Akkreditierungsverfahren bei drei bis sechs Gutachtern im Durchschnitt 14.000,- Euro. Dieses Geld zahlen die Hochschulen, respektive der zu akkreditierende Studiengang an die Akkreditierungsagentur der Wahl. Laut Akkreditierungsrat sind (Stand 10.2009) in der Republik 2863 Studiengänge, aktuell (Stand 24.4.13) 4133 Studiengänge akkreditiert worden und also berechtigt, „das Qualitätssiegel des Akkreditierungsrates zu tragen“. Laut der Statistik grundständiger Studienangebote der HRK Stand 2009 gab es 5737 Bachelor Studienangebote und 4693 Masterangebote, macht zusammen 10430 Studienangebote. Zum Wintersemester 2011/12 wurden 6826 Bachelor- und 6207 Masterstudiengänge angeboten (HRK 2011:7). Damit ist das Angebot entsprechender Studiengänge auf 13033 angestiegen. Demnach hätte bisher ein Drittel der zu akkreditierenden Studiengänge dieses Verfahren erfolgreich durchlaufen. Die 4133 Verfahren haben bei durchschnittlich 14.000 Euro Kosten / Verfahren bisher grob gerundet 58 Millionen Euro gekostet. Wenn alle Studienangebote (Stand WS 2011/12) akkreditiert sind, werden Kosten in Höhe von rund 180 Millionen Euro aufgelaufen sein. Damit sind aber nur die Gelder angeführt, die die Akkreditierungsagenturen einstreichen (die der zwangsweisen Reakkreditierung kommen alle sieben Jahre hinzu). Die Arbeit in den Hochschulen, die ein solches Verfahren verlangt, ist damit noch nicht mit einem Cent berücksichtigt. Wir haben uns im Studiengang Landschaftsarchitektur und Umweltplanung drei Jahre in unzähligen Sitzungen und mit einem unglaublichen bürokratischen Aufwand durch ein solches Verfahren gequält und wir sind – wenn man denn den Berichten aus anderen Hochschulen Glauben schenken kann - keine Ausnahme. Weil mir keine Berechnungen der ‚betriebsinternen‘ Kosten der Hochschulen für die Akkreditierung bekannt sind, mag folgende Überschlagsrechnung im Lichte unserer praktischen Erfahrung mit solch einem Verfahren vielleicht einen Eindruck der finanziellen Dimension vermitteln: wenn vier Professoren eines Studienganges fünf Stunden in der Woche für ein Jahr mit der Bearbeitung des Akkreditierungsverfahrens befasst sind, laufen Kosten in Höhe von rund 40.000 Euro auf. Die hochschulinternen Kosten zur Bewältigung eines Akkreditierungsverfahrens wären bei dieser (bescheidenen) Rechnung dreimal höher als der Betrag, den die Hochschulen an eine Akkreditierungsagentur abzuführen haben. Überschlagen wir diese Aufwendungen nun für alle Studiengänge, die in der Republik zu akkreditieren sind, dann ergibt das Kosten von annähernd eine halbe Milliarde Euro. Rechneten wir nun noch den instrumentellen Aufwand der Hochschulverwaltungen, unzähliger Kommissionen und Kongresse, der Kultusministerien

und der politischen Institutionen hinzu, dann dürften die Aufwendungen zur Kreation einer hochschulpolitischen Todgeburts halbwegs angemessen berechnet sein.

Quellen

Gesetz über die Hochschulen des Landes Mecklenburg-Vorpommern In der Fassung der Bekanntmachung vom 25. Januar 2011

Gesetz zur Errichtung einer Stiftung ‚Stiftung zur Akkreditierung von Studiengängen in Deutschland‘ vom 15. Februar 2005

Nichtamtliche, konsolidierte Fassung der Studien- und Prüfungsordnung für den Studiengang Rechtswissenschaft der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth vom 15. März 2011

HRK 2011 Statistische Daten zu Bachelor- und Masterstudiengängen Wintersemester 2011/2012. Statistiken zur Hochschulpolitik 2/2011. Bonn

Internet

www.akkreditierungsrat.de

<http://www.fernuni-hagen.de/arbeiten/lehren/studiengaengepraktisch/akkreditierung>

Der folgende Aufsatz ist das erste Kapitel der Diplomarbeit von 1980 „Die Aneignung von Freiräumen“, die 1981 als Heft 22 der Reihe „Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung“ der GHK Gesamthochschule Kassel erschien. Er wurde im Märzheft 1982 in „Das Gartenamt“ abgedruckt und 1989 in der Textsammlung „Nachlese Freiraumplanung“ als Notizbuch 10 der Kasseler Schule, das seit vielen Jahren vergriffen ist. Deshalb wird der Beitrag hier erneut in (fast) unveränderter Fassung wiedergegeben. Der Text wurde im Herbst 1980 als Beitrag zum „Peter-Joseph-Lenne-Preis 1980“ eingereicht zum Thema: „Heutige Funktion von Vorgärten in Wohngebieten hoher Dichte in älteren Stadtteilen.“ Damit wurde auf eine angeblich geänderte Funktion bzw. die Funktionslosigkeit von Vorgärten im gründerzeitlichen Geschoßwohnungsbau um 1900 angespielt. In diesem Zusammenhang und vor dem Hintergrund des, in den späten 1970er Jahren entdeckten, sogenannten „Wohnumfeldes“ ist der folgende Text entstanden.

Helmut Böse

Hausen in oder hausieren mit ?¹

Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür

Seit einiger Zeit reiht sich das planerische Interesse an Vorgärten in ein neues Selbstverständnis der mit städtischen Freiräumen beschäftigten Disziplinen ein. „Wohnumfeldverbesserung“ oder „Gestaltung der Wohnumwelt“ sind vielversprechende Losungen, die –verbunden mit verkehrsberuhigenden Maßnahmen

¹ Veröffentlicht in: Das Gartenamt Heft 3 (1982) S.141-152, Hannover/Berlin.

men- in der Erwartungshaltung der Bewohner und Nutzer die Vorstellung anlegen, es wären damit Lösungen und Verbesserungen ihrer Freiräume verbunden. Man muß jedoch feststellen, dass in der Praxis kaum Vorteile dabei herauskommen; ja, tendenziell sind eher Nachteile damit verbunden. Die Ausgangssituation dieser Planungen/Gestaltungen ist, dass

- es der städtischen Grünplanung ermöglicht wird, im Zuge von Wohnumfeldkonzeptionen ihre Handlungskompetenz in Bezug auf die öffentlichen Freiräume, zunehmend auf die häuslich (das heißt privat und gemeinschaftlich) nutzbaren Bereiche auszudehnen. Gegenüber den Bewohnern werden die Freiräume also zunächst einmal von den Verwaltungen und Fachleuten übernommen.
- Der aktuelle Grünzug ins Wohnumfeld beschränkt sich kaum auf die Herstellung und Sicherung privat, sozial und öffentlich besetzbarer Freiräume, sondern erhebt einen Gestaltungsanspruch, der gerade mit solchen Unterscheidungen großzügig verfährt. Zwar entsteht so vielleicht ein Mehr an Gestaltetem, aber selten ein Mehr an Freiräumen.

Es soll nicht behauptet werden, dass wir uns um die Freiräume der Wohnstandorte nicht zu kümmern hätten – im Gegenteil. Aber der Verdacht liegt nahe, dass mit der Erfindung der „Wohnumfeldgestaltung“ wieder irgendeine besonders exquisite Form der Gestaltung gemeint ist. Es fällt z.B. auf, dass sowohl mit dem Begriff „Wohnumfeldgestaltung“ als auch mit der Praxis sich die Auflösung geläufiger Begriffe und Freiräume/Orte vollzieht: Statt von Straßen, Gehwegen, Alleen, Vorgärten, Höfen, Gärten und Plätzen ist die Rede von „Erlebnisräumen“ und „einheitlicher Gestaltung“.

Am Beispiel des Vorgartens soll hier versucht werden,

- die Entwicklung und den planerischen Umgang mit dem Raum vor der Haustüre
- und seine Bedeutung im Wohnalltag darzustellen,
- sowie über das Selbstverständnis und die Aufgabe der Freiraumplanung nachzudenken.

Haus und Hof

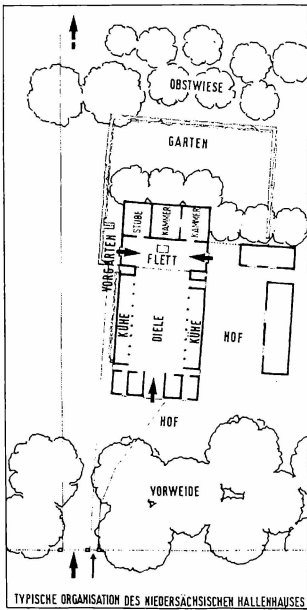
Mit dem Vorgarten verbinden wir eine bestimmte Vorstellung und Erfahrung über den Ort vor der Haustüre. Der Begriff verweist auf die Existenz eines Gartens vor einem Haus und gleichzeitig die Unterscheidung in eine Vorder- und Rückseite des Hauses, für die man „von Haus aus“ zuständig ist. In der Alltagssprachlichen begrifflichen Einheit „Haus und Hof“ haben wir einen Hinweis auch auf den sozialkulturellen erfahrungszusammenhang von „Innenhaus und Außenhaus“ (Hülbusch, I.M. 1978)

Ausgangsthese ist, dass über die Abwandlungen des Prinzips „Haus und Hof“ auch die nachfolgenden Siedlungskonzepte und Bauweisen geprägt sind. Das

heißt, bestimmte Formen und Muster der Organisation von „Haus und Hof“ sind einerseits als Prinzipien der Grundrißgestaltung, andererseits als kulturell vermittelte (traditionell übernommene) Elemente auch im städtischen Wohnen weitergeführt und variiert worden. Dabei wurde zum Beispiel dem Bereich vor der Türe, dem Eingang/ Ausgang des Hauses in den unterschiedlichen planerisch formulierten Konzepten des Wohnens eine entsprechende Bedeutung beigemessen; der „Vorgarten“ und seine planerische „Behandlung“ gibt uns also auch einen Hinweis darauf, welche Vorstellungen vom Wohnen bzw. Hausen die Planer generell hatten bzw. zu realisieren versuchten.

Zur Geschichte des Vorgartens

Die Unterteilung der (bäuerlichen) Hofstelle in Bereiche für die betriebliche und die häusliche Produktion/Reproduktion geht von der Organisation des Hauses/Hofes in Arbeits- und Wohnteil aus und bildet sich auch in der Zuordnung der Freiraumelemente ab: Vorweide, Hof und Hofzugang sowie Vorgarten mit Tor, Garten und Obstwiese.



Der Vorgarten markiert den häuslichen Zugang am Wohnteil beim Bauernhaus. Entfällt das Merkmal der Distanz/ Annäherung des Hofes und der Vorweide, wie in den städtischen Beispielen, übernimmt die Abgrenzung des Grundstücks vorne mit Zaun diese Aufgabe.

Von den zwei Hauseingängen benutzen die dörflichen „Insider“ den Eingang über den Arbeitshof, den Stall oder die Diele. Der heute noch geläufige Spruch: „Durch die kalte Küche kommen“ ist gleichzeitig der Hinweis auf die Wasch- und Sommerküchen, über die der „Insider“ –wer sich auskennt- seinen Weg nimmt. Mit zunehmender Unbekanntheit der Beteiligten –z.B. bringen der wachsende Handel und Austausch mit der Stadt auch mehr „Outsider“ ins Dorf – wird der Haupteingang am Wohnteil des Hauses sowohl architektonisch als auch im Vorfeld mit dem Vorgarten betont, wird das Ankommen für „Outsider“ auf die häusliche Wohnung gelenkt.



Vorgarten mit ‚Laube‘ über der Eingangstreppe des Wohnhauses im Hof eines hessischen Bauernhofes

Im feudalen und bürgerlichen Garten wird dieses Muster in privilegierter Form stilisiert und überformt. Das Ankommen und Weggehen wird zur betonten Geste: zum „Aufzug der Gäste“. Der „Insidereingang“ existiert nur noch als Boten- oder Hauspersonalzugang für den separierten Wirtschaftsteil.

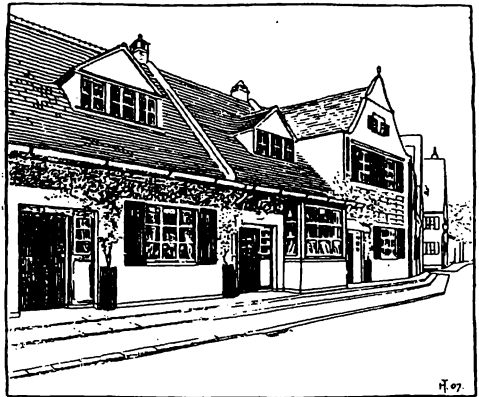
Der Mietwohnungsbau der Gründerzeit übernimmt die formale Ambition; nur wohnen hier kaum Fürsten. Der Vorgarten ist entsprechend als Schloßgarten gemeint, der als Distanzraum die Straße „vom Leibe halten“ soll, also extern definiert ist. Ebenso wird er von fremder Hand angelegt und gepflegt. Der Schmuck ersetzt nicht nur den fehlenden Gebrauch, sondern demonstriert auch, dass die Bewohner es nicht nötig haben, ihn zu gebrauchen. Er entspricht also formell und informell noch den feudalen Vorbildern. Seine Grenze wird jedoch zunehmend transparent. Stübben schreibt 1890:

„Vorgärten sind Schmuck der Straße und ein Schmuck des Hauses, zugleich aber eine gesund-heitliche Maßregel von hervorragender Bedeutung“ (Stübben 1890/1980, S.460). Als Straßenschmuck sollte auch die Begrenzung der Vorgärten zur Straße und den Nachbargrundstücken transparent sein, *„wenn der Zweck, nicht bloß dem Hause, sondern auch der Straße als Verschönerung zu dienen, erreicht werden soll...Eisengitter sind das allein richtige“* (Stübben 1890/1980, S.465/66).



Die Weiterführung des Elementes: Vorgarten bis zur städtischen Variante. Die Adaption solcher Merkmale macht neben ihrem schmückenden Aspekt auch die Bedeutung des Ortes deutlich, weil das Prinzip und das prägende architektonische Merkmal bekannt sind bzw. wiederholt und variiert werden. Die Information ist: Für diesen Bereich ist das 'Haus' zuständig und in der Straße etabliert.

Dörfliche und kleinstädtische Siedlungsformen (Kleinbürgerwohnungen von Heinrich Tessenow) und großstädtische 'Dörfer' (Bremen).



Die Betonung der Grenze unterschiedlicher benachbarter Zuständigkeiten und Nutzungen wird durch 'Fußbodenzonierungen', Bäume und schließlich Zaun, Hecke und Mauer wichtig, je mehr Leute am gemeinsamen Straßenraum teilhaben – also je städtischer die Straßenöffentlichkeit ausfällt.

Die Kritik an der Stadt der Gründerzeit, sozialreformerische Bestrebungen im Bauen und die Gartenstadtbewegung brachten Konzepte hervor, die den privaten Freiraum vor und hinter dem Haus wieder als Produktionsstätte häuslichen Wirtschaftens und Wohnens begriff.

Tessenow kritisiert 1909 in seinem Buch „*Der Wohnhausbau*“ die Vorgärten der Gründerzeit, da sie nur mit geringer Tiefe und zusätzlich oft im Schatten zur Ausführung kommen und dann „*meistens sehr kränkliche Geschöpfe*“ sind. Er bezieht sich auf die Eingangselemente von Haus und Hof, die baulich sparsam und alterungsfähig bepflanzt waren. Mit ihnen greift er auf den ländlichen Hausbau norddeutscher Städte zurück.

Fritz Encke stellt zwar nicht den Vorgarten als häusliches Element in Frage, bringt aber Zweifel an, da ihm oft nicht die Aufmerksamkeit vom Besitzer entgegengebracht wird, wie es im öffentlichen Interesse an einer „*geschmackvollen Anlage und sachgemäßen Pflege der Vorgärten*“ notwendig sei.

(Encke, F. 1907, S.168) Der Vorgarten wird zunehmend von extern definierten Anforderungen in Anspruch genommen.

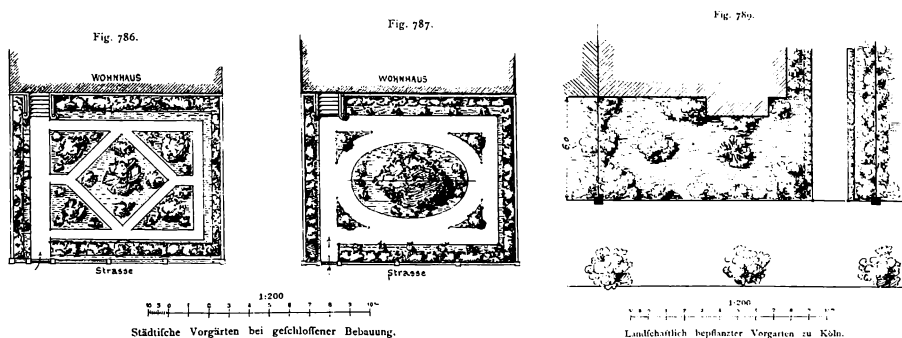


Abb. aus J. Stübben 1890: *Der Städtebau* S. 463 und 464

Der veröffentlichte Vorgarten

Hugo Koch und Leberecht Migge als Vertreter der Gartenstadtbewegung schlugen den Vorgarten als zusammenhängendes Band vor den Eingängen dann eindeutig zur Straße:

„*Unser neuer Vorgarten, wo er innerlich berechtigt und nicht nur als Attrappe besteht, ist Bestandteil des Straßenbildes*“ (Migge, L. 1913, S.13). Die Vorgartenzone und ebenso die Gebäudefassaden wurden zum Symbol des kollektiven Wohnens; Straßenraum und -wände sollten den gleichartigen Zugang und Anteil eines jeden Bewohners auch formal demonstrieren. Die kollektive Ambition der Gleichheit (z.B. die sogenannte „Rote Front“ in Nachbarschaft der

Hufeisensiedlung in Berlin-Britz von Bruno Taut) verfrug im gemeinsamen öffentlichen Raum der Straße auch vor dem Haus keine Präsentation individueller Aneignung und Eigenart durch privat/hausbezogen gestaltete Vorgärten. Migge schreibt: „Da Mietshäuser einer Großstadt gemeinhin aus ähnlichen und gar gleichen Typen bestehen, so haben auch die Gärten davor keinen Grund, die immerhin wohltuende Ruhe dieser Einheitlichkeit zu stören: Die einzelnen Vorgärten schließen sich also zu grünen oder farbigen Streifen zusammen“ (Migge, L. 1913, S.13)

Dieser Typus von Vorgarten war vielleicht kollektiv, aber sozial war er nicht gedacht.

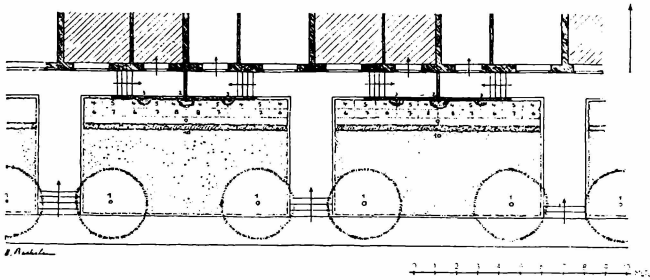


Abb. 191. Vorgartendetail aus einer Frankfurter Reihenhaussiedlung. Bepflanzung: 1. Zierapfel, 2. Wistaria, 3. Parthenocissus veitchii, 4. Delphinium hybr., 5. Helenium autumnale Gartensonne, 6. Leucantheum maximum, 7. Chrysanthemum indicum, 8. Phlox paniculata, 9. Aster amellus, 10. Iris pumila oder Teucrium chamaedrys
Gartenarchitekt: Hans Beckstein-Frankfurt/Main

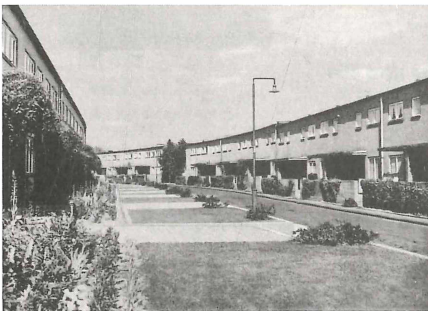
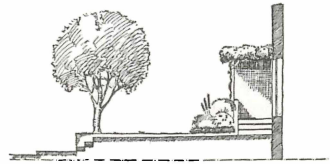


Abb. 173. Römerstadt Frankfurt/H. Großzügig gestalteter Straßenraum. Vorgärten nach Beschnung eindeutig. Grünplanung: Gartenarchitekt Hans Beckstein, Frankfurt/H.

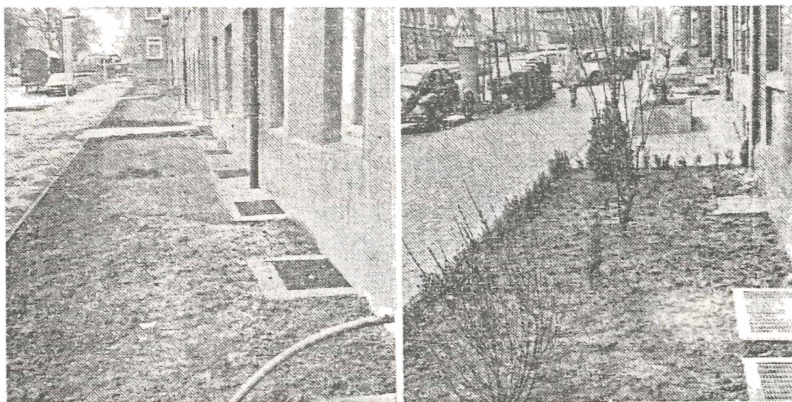


Abb. oben und links aus: H.Schiller, Gartengestaltung. 1958. S. 151, 124. Römerstadt Frankfurt
Abb. rechts: Foto (hbö) 1981 Römerstadt Frankfurt.
Planung: Ernst May / Leberecht Migge. Detailplanung/Bepflanzung: Hans Beckstein.

Der Zugriff auf die vorhandenen Vorgärten wurde im „öffentlichen Interesse“ sehr viel subtiler geführt als bei der Neuanlage von Siedlungen, wo sie gar nicht erst in private (häusliche) Verfügung kamen: „*Unter dem Schlagwort ‚Grüne Weltstadt‘ soll in diesem Jahr wieder eine Werbung für die Instandsetzung und Pflege die Vorgärten in der Stadt, die nicht nur keine Zierde, sondern vom hygienischen Standpunkt sogar höchst bedenklich sind, verschwinden lassen*“ (Martin, H. 1914, S.132). Diese Methode ist heute noch ein beliebtes Mittel und treibt oft makabere Blüten. Dazu ein Beispiel aus Kassel: Nachdem die Vorgärten an der Wilhelmshöher Allee von vorher 4-6m auf 1-2m Tiefe im Zuge der Straßenverbreiterung gestutzt wurden, zitierte die "Hessische Niedersächsische Allgemeine" vom 26.04.1979 das städtische Gartenamt unter der Überschrift „Wir wollen den Freiraum Straße wieder erlebbar machen – Pflanzaktion ohne Zäune in der Wilhelmshöher Alle“: „*Die Hausbewohner sollen so tun, als seien es ihre eigenen Vorgärten*“ - was sie schließlich einmal gewesen sind - „*und sie mit der gleichen Sorgfalt hegen und pflegen.*“ Dies soweit als Zwischenbemerkung.

„Wir wollen den Freiraum Straße erlebbar machen“

Pflanzaktion ohne Zäune in der Wilhelmshöher Allee



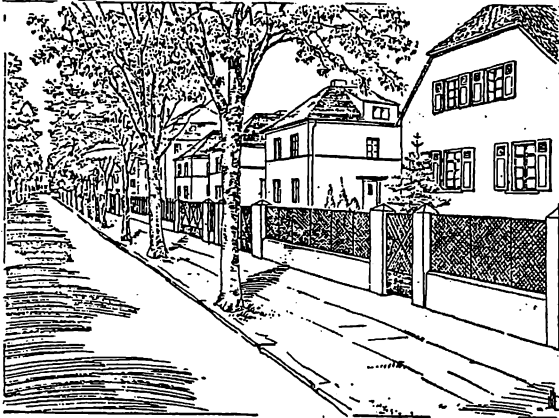
So wie auf dem linken Foto sehen noch einige Vorgärten an der Wilhelmshöher Allee aus: blanke Erde mit Unkraut oder ungepflanzte Rasenflächen. Unser rechtes Bild zeigt einen Vorgarten, den Spezialisten vom städtischen Gartenamt neu bepflanzt haben. Ärgerlich aber schon jetzt nicht nur für die Gärtner, sondern noch mehr für die Hausbewohner: So mancher Hundebesitzer hat die Grünanlagen bereits als Abort für seinen Vierbeiner entdeckt. (2 Fotos: Baron)

HNA 26.04.1979

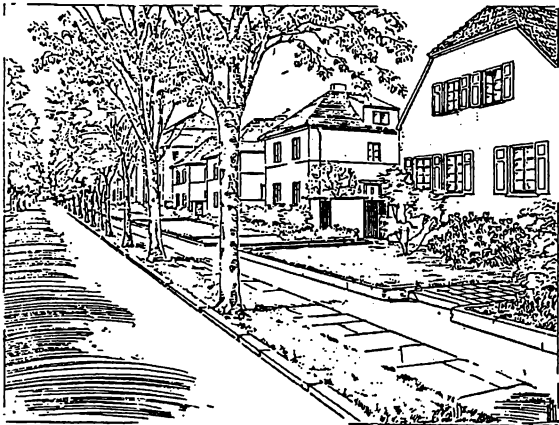
Wer macht den Anfang?

Der Anfang ist schon hundertfältig von einsichtigen Behörden, Baugesellschaften und vernünftigen Hausbesitzern aller Volksschichten gemacht. Nur sind diese Anfänge gegen den althergebrachten Kitsch, immer noch weit in der Minderheit. Helfen auch Sie, lieber Leser, mit, den Kitsch aus unseren Straßen zu beseitigen, damit Deutschland schöner wird von Tag zu Tag. Es gibt nur ein wahres Glück, nämlich das micklich selbstverdiente. Es kommt nicht darauf an, daß und wie oft wir vom Führer die Hand gedrückt bekommen, sondern es kommt darauf an, daß wir es jederzeit wert wären, sie eventuell von ihm gedrückt zu bekommen. Wer vor dem Führer ein gutes Gewissen hat, der hat auch seinen Segen, selbst wenn er nie persönlich in seine Nähe kommt.

Für den bisherigen Zustand unserer Vorgärten ist keinem Vorgartenbesitzer ein Vorwurf zu machen, weil er es nicht anders anzufangen wußte. Aber nun, da die Richtlinien aufgezeigt sind, ist es eine Charakter- und Gewissensfrage, an die Arbeit zu gehen, auch wenn es persönliche Opfer erfordert.



Schmale Vorgärten sind praktisch wertlos, da sie nicht als Wohngärten in Betracht kommen.



Abtrennung des eigentlichen Hausgartens durch Mauern in der Bauflucht. Die Bepflanzung hat eine gewisse Einheitlichkeit, so daß sich eine gute Wirkung des Straßenraumes ergibt.

Aus: Vorgärten so oder so. Hrsg.: Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst e.V. Berlin. Text: Stadtgartendirektor Josef Pertl, Zeichnungen: Gartengestalter Michael Mappes. Halle (Saale), 1938. überreicht durch: Die Deutsche Arbeitsfront/ Amt Haus und Garten.

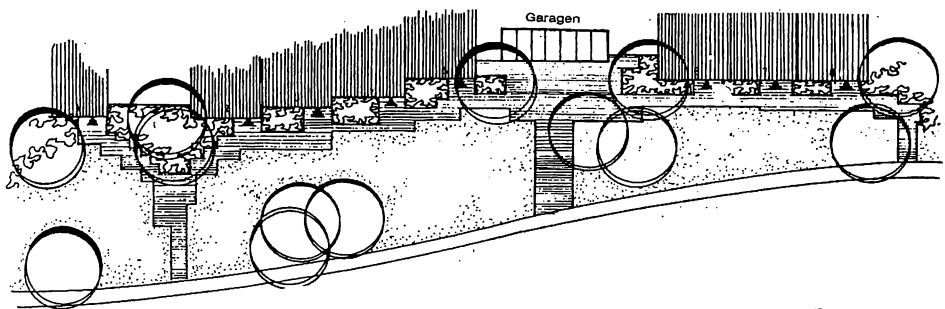
In den 1930er und 40er Jahren setzte sich unter nationalsozialistischem Vorzeichen fort, was Koch 1914 bereits als Sünde bezeichnet hatte: Die Kritik an den schmiedeeisernen Vorgarteneinfassungen. Koch schreibt: *„Die neue Zeit hat darüber –wenigstens in der Theorie- den Stab gebrochen. Man hat erkannt, dass eine Einfriedung nur Wert hat, wenn sie den Garten auch wirklich abschließt, ihn bewohnbar macht; wo der Vorgarten Schmuckstück fürs Auge sein soll, ist das Gitter störend für Anwohner und Passanten.“* Koch wendet sich gegen die Halbherzigkeit der alten Vorgärten und plädiert dafür, sich nach englischem Vorbild für den bewohnbaren abgeschlossenen Vorgarten mit Hecke oder Mauer zu entscheiden, oder ihn ohne hohe Begrenzung als grünes Band zusammenzufassen und der Straße zuzuordnen. In der „Blut-und-Boden-Ära“ werden auch die bewohnbaren Vorgärten geopfert. Unter dem Schlagwort: *„Entfernt die Vorgartengitter!“* fordert die deutsche Gesellschaft für Gartenkunst e.V. in Berlin in einer Broschüre, die 1938 erschien, zur *„Entrümpelung der Vorgärten“* auf. *„Was unsere Vorgärten in ihrer großen Mehrzahl noch widerspiegeln, ist nicht Gemeinsinn, sondern Eigensinn; nicht große Einheit, sondern engstirniger Separatismus; nicht offenes Gesicht, sondern dunkle Verschlagenheit; nicht Volksgemeinschaft, sondern überheblicher Besitzzdünkel.“* Diesmal läßt die „Volksgemeinschaft“ und der dazugehörige „Geist“ den individuellen Anteil an der Straßenöffentlichkeit nicht zu: *„Nur wer Kleines opfert, kann Großes gewinnen...“*

Nach 1945 setzen sich die Konzepte der vertikalen Gartenstadt (z.B. eines Le Corbusier) aus den 30er Jahren durch. Mit ihnen lösten sich die Bauten vom öffentlichen Erschließungsnetz –den Straßen- und somit auch von einem Grundprinzip der Freiraumorientierung: die Unterscheidbarkeit einer Vorder- und Rückseite des Hauses. Vorgärten, Plätze, Wege, Straßen und Gärten wurden zu großen Landschaften –zu „Grün“- kompostiert. Großbauformen und Punkthochhäuser wurden quasi von großen „Landschafts-vorgärten“ umrahmt. Die Strukturierung in „vorne und hinten“ wurde ersetzt durch „oben und unten“ bzw. „drunter und drüber“. Gleichzeitig wurde die Demontage der Vorgärten, die vom „Opfergang“ der Kriegszeit verschont geblieben waren, durch die Verkehrsplanung fortgesetzt.

Die Grünplanung der Nachkriegszeit setzte dem keine neuen Positionen gegenüber; im Gegenteil, sie verharrte auf den Aussagen der 20er bis 40er Jahre zum Vorgarten und schob als Begründung seine „sanitäre Funktion“ in den Vordergrund, ein Aspekt, den Martin Wagner 1915 für seinen Versuch der Quantifizierung der städtischen Freiraumversorgung als Grundlage nahm.

Am Vorgarten
sollt ihr sie erkennen...

Vorgärten in Reih und Glied



In den letzten Jahren schießen die Reihenhausiedlungen wie Pilze aus dem Boden. Viele bleiben Eigentum der Siedlungsgesellschaften und diese ziehen für gewöhnlich den Gartenarchitekten zu Rate, um die Großzügigkeit in der Gesamtplanung zu erhalten.

Es sollen aber hier die Reihenhausbesitzer angesprochen werden, die private Eigentümer geworden sind und denen von der Baugesellschaft die Gestaltung der Vorgärten überlassen wurde. Falls nicht Gartenarchitekten einen generellen Gestaltungsplan vorgelegt haben, sollte der Eigentümer doch bedenken, daß die Architektur der Häuser in der langen Straßenzelle eine Einheit bildet. Es dürfte eine Selbstverständlichkeit sein, daß die Besitzer dann auch die Einheit wahrnehmen. Grundsätzlich gilt hier die gleiche Aussage wie für den »Gemeinsamen Vorgarten ohne Trennung zum Nachbarn«. Es kann sogar die Wegführung unter Umständen gemeinschaftlichen Charakter bekommen.

Hierbei besonders die Wahl einheitlichen Plattenmaterials für die Zugangswege beachten. Wie bedauerlich ist es, daß Hausnummer 5 rote Betonplatten, Nr. 7 gelbe Travertinplatten, Nr. 8 schließlich giftgrüne Betonplatten verlegt hat. Unsere Gehölze und Stauden bringen eine schönere Farbenpracht, als sie mit farbigen Betonplatten nur andeutungsweise erzielt werden könnte.

Große, zusammenhängende Rasenflächen mit lustigen Rosenbeeten sind hier ebenfalls angebracht. Bäume sollen der Größe gemäß proportional auf die Gesamt-Vorgartenfläche verteilt werden und an der Hauswand können immergrüne Pflanzen im ausgewogenen Wechsel von hoch und niedrig erscheinen.

Wenn dann im Frühjahr die Tulpen, Narzissen und Crocusse den bunten Reigen des jährlichen Blühens beginnen und die roten Beeren der Cotoneaster auf die Vögel im Winter warten, so haben die gesamte Nachbarschaft und die Passanten Freude das ganze Jahr hindurch. Im dahinterliegenden Wohngarten darf und soll der Reihenhausbesitzer sein eigenes Reich haben.

Aus: Heribert E. Jacobs. Vorgärten. Heft 4 GARTENSCHÖNHEIT vereinigt mit 'DEUTSCHER GARTEN'. Aachen 1967. S 1 und 3.

Das Ziel war, „die Vorgärten... unter die Aufsicht und Pflege der öffentlichen Hand zu bringen... Die hohen und nach Material und Ausführung verschiedenartigen Zäune und Einfassungen müssen fallen, damit der Vorgarten weitgehend zu einer öffentlichen Schauffläche werden kann.“ (Schiller, H. 1958, S.150f.)

So schreibt Bernatzky 1972 zum Stichwort „Vorgärten“: „Vorgärten erhöhen den Wohnwert beträchtlich. Der rasenbedeckte Boden bleibt kühl und filtert zusammen mit Bäumen und Sträuchern Staub und Lärm, gibt außerdem Sauerstoff ab. Das Ideal ist der Vorgarten ohne Einfriedung. Einfriedungen und Mauern sollen auf der Fluchtlinie zurückgenommen, Garagenzufahrten möglichst paarweise zusammengelegt werden.“ (Bernatzky, A. 1972, S29).

Über Sinn und Nutzen wird weiter nichts gesagt – Die Hauptsache ist die Grünfläche, nicht der Freiraum.

Zuständig für Grün...?

Wenn heute vom „Funktionswandel der Vorgärten“ im Mietwohnungsbau die Rede ist², so liegt dem die Beobachtung zugrunde, dass die Dauer des Bestandes von alten Vorgartenkonzepten dann zu neuen Definitionen führt, wenn neben der ideologischen Ambition –z.B.Schloßgärtnerei oder kollektiver Grünstreifen- auch die materielle und formale Ambition aufgegeben wird. Für jeden sichtbar wird dies in den Vorgärten, die „brachfallen“, der alte Zustand nicht mehr länger durch Pflege aufrechterhalten wird oder sich durch zunehmende Inanspruchnahme als Stell- und Spielplatz in seinen schmückenden Zutaten reduziert. Der von voreiligen Zeitgenossen gern als „verwahrlost“ abgetane Zustand ist für den Planer lediglich ein Indikator für die nachlassende Zuständigkeit eines Gärtners oder Hausmeisters; auf der anderen Seite aber möglicherweise auch ein Indiz für die steigende Inbesitznahme durch die Hausbewohner.

Denn der Verschleiß z.B. der schloßgärtnerischen Ambition schafft die Möglichkeit der „Neubesetzung“ und „-inwertsetzung“. Diese kann jetzt in zwei Richtungen verlaufen:

- die körperschaftliche bzw. professionelle „Vorsorge“ für ein „grünes Band“; die „fürsorgliche Belagerung“. Der Vorgarten bleibt also im Sinne von I.M.Hülbusch Teil der „Lakaienarchitektur“.
- oder: Der Vorgarten wird frei für eine häuslich definierte Autonomie, auch wenn er einige Zeit „brach liegt“. Es gibt Beispiele solcher Vorgärten, die nur mit einer neuen Mauer, Zaun oder Hecke umgeben, von den Kindern des Hauses erobert wurden. Es zeigt sich, dass der Verschleiß und ein damit verbundenes Zwischenstadium der „Unordnung“, Voraussetzung für eine

² vergl. Ausschreibung zum Lenné-Preis 1980

allmähliche Neubesetzung auf Probe sind, und darüber zur Erprobung neuer Nutzungen und damit verbundenen materiellen Zutaten führen kann. Dieser Vorgarten entsteht durch soziale Konvention, nicht durch planerische Konfektion.

„*Real verlorene Tradition ist nicht ästhetisch zu surrogieren*“ (Adorno, Th.W. 1973, S.31)

Der Rahmen einer festen Grenze ist Voraussetzung für den Vorgarten als häusliches Territorium, die Fläche bleibt als Platz frei für den Gebrauch mit häuslichen Zutaten und Spuren. Das bedeutet Freiraum.



Abb.: Vorgarten als begrenzter Vorplatz in häuslicher Kompetenz und als ‚Niemandsländ‘

Anteil an der „Verwaltung der Straße“ (Jacobs, J.)

Die Möglichkeiten der privaten Aneignung von Vorgärten auf der Basis sozialer Übereinkünfte sind an die Tätigkeiten im Wohnalltag gebunden. Der Vorgarten ist dabei der häusliche Anteil an der Straßenöffentlichkeit. Er ermöglicht und dokumentiert gleichermaßen mit der Anwesenheit und dem Aufenthalt vor dem Haus die Aneignungsfähigkeit des Straßenfreiraums durch die Anwohner. Auch der Vorgarten im 2- bis 5-geschossigen Mietwohnungsbau ist häuslich besetzbar, auch wenn damit mehr Erprobung und Absprache verbunden sind.

Mit dem Vorgarten, der einen Teil des Straßenraums als hausbezogene Marge kennzeichnet, ist die räumliche Veranlassung gegeben, an der „*Verwaltung der Straße*“ teilzunehmen, wie es Jane Jacobs formulierte.

Wer über den Vorgarten verfügt, ist eindeutig angezeigt und gesichert durch dessen Begrenzung mit Hecke, Zaun, Mauer und Tor, die eine vorgeschobene zweite Türschwelle bilden. Die Grenze erst konstituiert den Vorgarten, über das

Ankommen und Weggehen hinaus, zu einem bewohnbaren Ort: „Die physische Begrenzung der Umfriedung, das Setzen der Male und Merkzeichen, die einen Raum ein- und abgrenzen, deuten die aktiven Elemente des Wohnens (gewohnthaben) an“ (Heidegger 1952).

Die Begrenzung (und Markierung) beginnt mit den Treppenstufen, die vor die Hausflucht gesetzt sind. „Die Wiederholung solcher Eingangstreppe bildet an den Häusern entlang eine Zone, die vom Passantenverkehrsstrom ausgenommen ist“ (Monard, M. 1978, S.68). Die Treppe mit breitem Absatz (Podest) und Geländer ist das erste Element, das den Straßenraum mit einem häuslichen Gebrauchsgegenstand besetzt. Seitlich ausgedehnt wird der Hauszugang zum Vorgarten, der als Verlängerung

des Hausflurs oder der „Diele“ nach draußen Raum für Zwischendurch- und Gelegenheitsnutzungen bietet. Für das Abstellen von Sachen, Fahrrädern, das Deponieren von Spielzeug, das Spielen selber, für einen kurzen Aufenthalt oder den beiläufigen Austausch mit Nachbarn ist der Vorgarten ein Ort, der die Verknüpfung von privater Verfügung mit öffentlichem Kontakt einräumt.

Die Bedeutung des „Vor-die-Tür-Gehens“ in Verbindung mit Vorgarten, Gehweg und Straße wurde zuerst 1935 ausführlich in dem Buch „Der Lebensraum des Großstadtkindes“ beschrieben: „Diesem Charakter der Straße als einem nach draußen verlegbaren

Zuhause entspricht es auch, wenn die meisten Kinder im wahrsten Sinne des Wortes ‚vor Tür‘ spielen... Sie kommen aus den Wohnungen bzw. Häusern und halten sich vor der Tür auf... Die räumlichen Anhalte, die die Straße gewährt, sind Orte, von denen aus die Kinder tätig sind oder die nach einer Spielregel in die Spiele der Kinder einbezogen sind.“ (Muchow, M. und Muchow, H.H. 1935, S.71) „Mit Wärme und Stolz spricht das Kind daher auch von ‚seiner‘ Straße, und sie ist mit keiner anderen aus dem ganzen Stadtteil, ja der ganzen Stadt zu vergleichen“ (Muchow, M. und Muchow, H.H. 1935, S.30).



Daran hat sich bis heute nichts geändert. Camman zitiert 1970 den 10jährigen Harald aus Bremen (27.3.1969): *„Es gibt schöne Viertel in Hamburg, ich bin aber doch am liebsten zu Hause in Bremen, - aber in der Straße, wo ich wohne!“* (Camman zitiert in: Hülbusch, I.M. und Läscher-Bauer,U. 1980, S.53) Jane Jacobs spricht 1961 in diesem Sinne von „Straßeneigentumsgefühl“. Sie bezeichnet das „Straßenleben“ als einen Prozeß der Konstitution von Öffentlichkeit, die sich aus der Vielzahl von Kontakten aus den angrenzenden Nutzungen, Wegen und Tätigkeiten nebenbei ergibt.

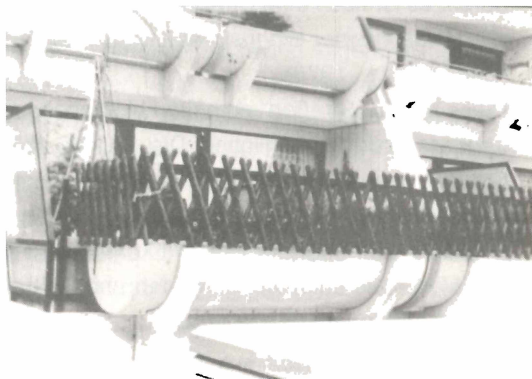
„Die meisten dieser Kontakte sind betont trivial, aber die Summe aller Kontakte ist nicht im Geringsten trivial. Die Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis –größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, ist immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen – ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen...“ (Jacobs,J. 1976, S.47)



Was Jane Jacobs hier anspricht ist in der Grünplanung, wie sie uns heute noch zelebriert wird, unbegriffen geblieben: Als Freiraumplaner können wir keine Freiräume entwerfen, die mit Sicherheit ein bestimmtes Verhalten nach sich ziehen. Wir können bestimmte Strukturen und Organisationsformen nur als Dis-

positionen bereitstellen, die über ihre Brauchbarkeit und Bekanntheit auch Handlungs- und Verhaltensweisen stimulieren können; die Dinge selber „machen es nicht“, aber sie machen es leichter.

Der Vorgarten z.B. ist solch ein Instrument, über den sich der Zugang zur Straße, ins Haus, zum Quartier und zur Stadt leichter herstellen und entwickeln läßt. Freiräume tun von sich aus gar nichts. Deshalb sind auch der Balkon oder die Loggia keine Vorgärten, weil die separat benennbaren Freiräume nur in einem hierarchischen Zusammenhang von „nah nach fern“ oder „privat nach gemeinschaftlich“ organisiert werden können, wenn sie gemeinsame Grenzen und Zugänge aufweisen. Der Balkon hängt dagegen im wahrsten Sinne des Wortes „in der Luft“.



Die Straße als Landschaft ?

Von Stadtplanern und Grünplanern wird heute wieder die „Belebung der Straße“ propagiert. Meist fällt dieser „Belebung“ die gewöhnliche Einteilung des Straßenraumes in benachbarte Zonen unterschiedlicher Nutzung und Zuständigkeit zum Opfer: Die Straße wird in ein landschaftliches Szenario aufgemöbelt. Mit ihrer sowohl funktionellen als auch informellen „Kompliziertheit“ erprobt die Grünplanung auf den Straßen das alte Repertoire landschaftlicher Kulissenarchitektur, das die bisherigen Elemente (Zonierung) auflöst. Es ist schon verblüffend: Die Straße als Freiraum gibt es in der Grünplanung erst wieder als Thema, seitdem sie –beruhigt mit Grün und anderen Farben vollgestellt- anscheinend aufgehoben werden kann.

Die Möblierungen sind nur das Symptom für die hilflosen Bemühungen, mit einem angeblich veränderten planerischen Problembewußtsein, der Straße mit einer neuen Gestaltung auch einen neuen Sinn geben zu wollen.

Verbunden mit dem „Natur-in-die-Stadt“-Kult und der architektonischen „neuen Prächtigkeit“ wird uns eingeredet, es bestände eine Kongruenz zwischen einem abwechslungsreichen Bodenbelag in Verbindung mit Grüninseln und den Tätigkeiten der Menschen, die jetzt ebenso vielfältig miteinander kommunizieren und umgehen würden wie es die Materialien vorspielen.

Dagegen müssen wir leider feststellen, dass sich kaum etwas verändert hat; und wenn, dann eher zum Nachteil. Lucius Burckhardt berichtet aus Basel:

„Hier hat man versucht –andere Städte haben es auch getan-, verkehrsberuhigte Zonen einzuführen, also in gewissen Straßen den Verkehr stillzulegen, und diese Straßen mit Blumen und Spielplätzen so zu gestalten, dass ein Außenraum für die Bevölkerung entsteht. Dann aber mußte man die merkwürdige Erfahrung machen, dass die Bevölkerung gegen diese Umgestaltung der Verkehrsstrassen in Wohnstrassen war. ... Sie haben Angst vor den bestimmten Signalen der Unordnung. Sie meinen, dass das Signal: Hier fahren Autos durch, es ist noch eine Straße, eben immer noch das stärker disziplinierende Signal ist; in einer Wohnstrasse würden sie sich eben nicht wohlfühlen“ (Burckhardt, L. 1978).

Diese neuen „Straßen“ enthalten nicht mehr die Räume, die bekannte, sozial tragbare Rollen ermöglichen. Die radikale Abkehr von den traditionellen Straßen in unserem Lande hebt mit den räumlichen Zonierungen auch die vertrauten Inhalte (Benachbarungen und Zuständigkeiten) und deren Lesbarkeit auf, die bisher über die Wiedererkennbarkeit gleichartiger räumlicher Prinzipien und Merkmale auch die -aus Erfahrung- sicheren Orientierungs- und Verhaltensmöglichkeiten darstellten.

Erfahrungen und Orte

Wir alle haben gelernt, dass Vorgärten, Gehwege, Straßen, Höfe und Plätze voneinander unterscheidbare Orte sind, weil sie für unterschiedliche Leute, Notwendigkeiten und Gelegenheiten aus Erfahrung brauchbare Freiräume hergeben. Das Aufstellen oder Aufzählen von Funktionen, die der Vorgarten im Zusammenhang mit dem Haus und der Straße zu erfüllen hat, ist nur innerhalb eines historisch/lebensgeschichtlich begründeten Wertzusammenhangs zu verstehen, der über die bloße Funktionstüchtigkeit für bestimmte Zwecke hinausweist.

Denn *„das, was mir den Gebrauch der Architektur erlaubt (durchgehen, hineingehen, stehenbleiben, sich ausstrecken, ans Fenster treten, sich anlehnen, in die Hand nehmen etc.), sind nicht nur die möglichen Funktionen, sondern vor allem die damit verbundenen Bedeutungen, die mich für den funktionalen Gebrauch disponieren“* (Eco, U. 1972, S.300).

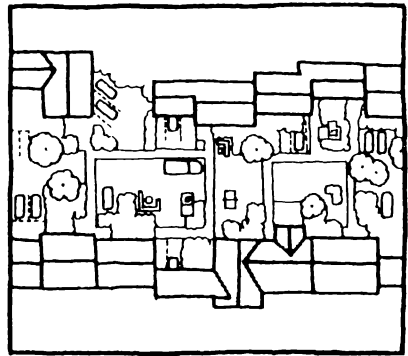
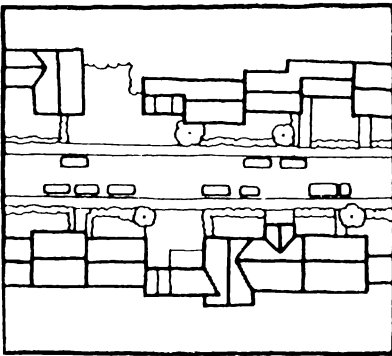
Wenn ich einen Freiraum benutze, agiere ich aufgrund der Erfahrung meiner Situation: Was erfahre ich als Handelnder? Welche Intentionen habe ich und welche Verhaltensspielräume? Und welche mir vertrauten Dinge und Konstellationen helfen, die möglichen Verhaltensweisen zu erkennen oder einen Zugang zu erleichtern? Die Elemente und Funktionen stehen nicht außerhalb der Geschichte und der Situationen, die sie als Handlungshintergrund kennzeichnen. *„Eine Aktivität muß im Sinne der Erfahrung verstanden werden, aus*

der sie entsteht“ (Laing,R.D. 1979, S.37). *Unser Verhalten ist eine Funktion unserer Erfahrung.*

Eine Straße ist eben kein Park und ein Park keine Straße; und ein Garten ist nicht mit einem Platz zu verwechseln. *„...ohne sich dessen bewußt zu werden, liest jeder von uns Anteile der zur Orientierung wichtigen Informationen. Alle lernen das, nur nicht die professionell Beschäftigten“* (Hülbusch,K.H. 1978, S 31). Offensichtlich gehört zur Professionalität der „Gestalter“, sich von solchen Banalitäten frei zu machen.

Adolf Loos pointierte den entwerferischen Originalitätszwang folgendermaßen: *„Leute, die keine schraube einziehen können, leute, die nicht fechten können, leute, die nicht essen können, haben es leicht, neue schraubenzieher, neue säbel und neue gabeln zu entwerfen. Sie machen es mit hilfe ihrer –wie sie es nennen- künstlerphantasie. Aber mein sattlermeister sagt dem künstler, der ihm einen entwurf zu einem neuen sattel bringt: lieber herr professor, wenn ich so wenig vom pferd, vom reiten, von der arbeit und vom leder verstünde wie sie, hätte ich auch ihre phantasie“* (Loos,A. 1962, S439f).

Solch phantasievolle Entwürfe propagiert der „Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau“ in seinen Broschüren über Verkehrsberuhigung und „Wohnstrassen der Zukunft“. Die Ausstattung von Wohnstrassen scheint dem Repertoire an Elementen entlehnt, das bereits in den unbewohnten Straßen erprobt ist: den Einkaufsstrassen und Fußgängerzonen. Mit dem Betreten der Fußgängerzonen wird die übliche Straße verlassen. Man betritt den „Vorgarten“ der Geschäfte, Kaufhäuser und Konzerne. Wir wissen aus Erfahrung, dass z.B. eine Bank neben der Tür eine familiäre Geste darstellt, die die Wohnlichkeit des Hauses auch auf das „Draußen“ ausdehnt. *„Sie ist ein Zeichen der Wechselbeziehung von Nähe und*



Die Empfehlungen des "Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau" für die "Wohnstrassen der Zukunft" zeigen, wie man mit der Straße auch die Vorgärten aufheben soll. (Bonn 1979)

Distanz, die soziale Nähe und Anerkennung dadurch ausdrückt, dass man den Nachbarn unmittelbar neben der Schwelle des Intimraumes „Platz nehmen“ läßt.

(Günther, J. und Günther, R. 1976). Die Bank zeigt eine immaterielle Leistung an. Auf diese Erfahrung rekurriert auch die „Hochbeetblumensitzgruppenkombination“, die locker verteilt eine permanente „Einladung“ aussprechen soll, doch zu verweilen und die „Familiarität der Konzerne“ zu würdigen. Dieser „Vorgarten“ macht sich notwendig im ganzen Raum breit; er soll überall mit der Sprache der Geselligkeit die Einladung kundtun.



**Fußgängerzone Kassel
(um 1980)**



**Sitzplätze als Posten und Offerten neben
der Haustür**

Funktioniert der Aufenthalt in der Verkaufsstrasse vielleicht noch aufgrund der Anonymität der Beteiligten, ähnlich wie es auf einem Stadtplatz oder im Park möglich ist, so ist dieses öffentliche Verhalten in der Umgebung der eigenen Straße nicht möglich. Die Bevölkerung versammelt sich nicht in Massen auf den Sitzpollern; man breitet auch keine mitgebrachten Brote aus oder spielt Skat. (Wenn man ein Straßenfest machen will, kann man dies auch ohne „Straßenlandschaft“.) Ein solcher „Vorgarten“ funktioniert jetzt weder als Park noch als Vermittler zwischen privatem und öffentlichem Raum. Das heißt, der

„Anteil an der Verwaltung der Straße“ (Jacobs,J.) ist mit der Ausstattungs- und Pflegekompetenz, die eine städtische Verwaltung übernimmt, von einer unsichtbaren, nicht mehr mit bestimmten Leuten zu verbindenden, überlokalen öffentlichen Zuständigkeit besetzt und kontrolliert.

Die „Refeudalisierung der Verhältnisse“ (Habermas,J.)

„Im gleichen Verhältnis, wie sich das Privatleben veröffentlicht, nimmt die Öffentlichkeit selbst Formen der Intimität an. ... Hier wiederum verlieren die Momente der Privatsphäre und der Öffentlichkeit ihre Trennschärfe. Der Refeudalisierung fällt auch das Raisonement des Publikums zum Opfer. Die Diskussionsform der Geselligkeit weicht dem Fetisch einer Gemeinschaftlichkeit an sich.... Die heimliche Aushöhlung der familialen Intimsphäre findet im Haus- und Städtebau ihren architektonischen Ausdruck. Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Vorgarten und Zaun deutlich betont, nach innen durch Vereinzelung und vielfältige Gliederung der Räume ermöglicht, ist heute ebenso durchbrochen, wie umgekehrt mit dem Verschwinden der Salons, der Empfangsräume überhaupt, seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem geselligen Verkehr einer Öffentlichkeit gefährdet ist. Verlust der Privatsphäre und eines gesicherten Zugangs zur Öffentlichkeit ist für die städtische Wohn- und Lebensweise heute charakteristisch, gleichviel, ob die alten großstädtischen Wohnformen durch die technisch-ökonomische Entwicklung stillschweigend umfunktioniert worden sind, oder ob man aufgrund dieser Erfahrungen heute vorstädtische Siedlungsformen entwickelt hat.“ (Habermas,J. 1976, S.190f)

Der Umgang mit der Straße, dem Platz, dem Vorgarten und dem Garten ist also heute auch Erzeugnis/Zeugnis einer sich administrativ vollziehenden Okkupation des sozialen Raumes, der die Ideale klassischer Grünordnung entgegenkommen. „Diese sucht neben modisch wechselnder Einheitlichkeit gleichzeitig nach einer flächendeckenden Administration. Auf diese Weise sind auch die sozialen und soziokulturellen Spuren und Zeichen in der Ausstattung der Stadt gefährdet.... Zunehmend okkupiert sie die privaten und sozialen Freiräume auf der Suche nach neuen Tätigkeits-,Feldern“ (Böse,H. und Hülbusch, K.H. 1980)

Was das Beispiel der Fußgängerzonen in den Innenstädten zeigt und die neuen Wohnstraßen befürchten lassen, ist das genaue Gegenteil des erwünschten Effekts. Hans Paul Bahrde deutete dies bereits 1958 an: „Entfällt das für die Öffentlichkeit konstituierende Moment der Distanz, gehen ihre Mitglieder auf Tuchfühlung, so verwandelt sich die Öffentlichkeit in Masse...“ (Bahrde,H.P. 1958, S.644)



vorher



nachher



„Wohnumfeldverbesserung“ im Zeilenbau. Wohnstadt Kassel-Waldau um 1980. Vorher mit Platz und Spielraum vor der Tür. Nachher begrünt, reglementiert und konfliktrichtig.

Nur selten wird von Grünplanern die Kompetenz und Findigkeit der Bewohner wahrgenommen, die ihren Zugang zum öffentlichen Freiraum auf der Basis des privat und sozial verfügbaren Außenhauses haben. Der Vorgarten ist solch eine Option, die einen Eroberungsspielraum darstellt. Auch wenn Vorgärten ein „wüstes Bild“ bieten, also aus Planersicht „nichts getan wird“, muß der eventuelle Konflikt über Ordnung und Unordnung lokalen/häuslichen Unmut auslösen und dort lösbar werden, damit die Zuständigkeit und Verantwortlichkeit beibehalten wird. Auch wenn dem städtisch sachwaltenden Auge dies nicht gefällt, möge sich der Planer davor hüten, als „Ausdenker vom Dienst“ die Rolle einer fürsorglichen Obrigkeit zu spielen. Seine Kompetenz endet mit den abgrenzenden Linien, mit denen er den Vorgarten kennzeichnet und als Territorium in den Verfügungsbereich des Hauses stellt. Alles weitere darüber hinaus ist Dekoration, die er getrost den Bewohnern überlassen kann, wie die Beispiele zeigen. Entscheidend ist nicht die Form sondern das Element, das verhindert, dass man „mit der Tür ins Haus fällt“. So verstanden heißt Freiraumplanung zunächst einmal und ganz generell: die Voraussetzungen für das Tätigwerden und die Phantasie vieler zu organisieren.

Was? Das soll alles sein?

So einfach kann man es sich nicht machen, werden viele jetzt entrüstet sagen. Doch die kleinen Alltäglichkeiten wahrzunehmen, zu verzeichnen, zu befragen und zu organisieren, stellt sich als durchaus kompliziert heraus. Ist es zu viel verlangt, hinter den Dingen die handelnden Subjekte –die Leute- zu suchen, ihre Lebensverhältnisse, Entscheidungen, Urteile, Erfahrungen nachzuzeichnen, sich auch selber in die Rolle des „Betroffenen“ zu versetzen, um die, die es betrifft,

ernst nehmen zu können; das heißt, die Planvorstellungen jenseits der vordergründigen Philanthropie des Gestalters zu prüfen? *„Die lebendigen Menschen... haben ein Recht auf die Erfüllung ihrer sei's auch falschen Bedürfnisse... Sogar im falschen Bedürfnis der Lebendigen regt sich etwas von Freiheit; das, was die ökonomische Theorie einmal Gebrauchswert gegenüber dem abstrakten Tauschwert nannte.“* (Adorno,Th.W. 1973, S.121)



Literatur

Adorno, Th.W. 1973. Ohne Leitbild. Parva Aethetica. Frankfurt/M.

Bahrdt, H.P. 1958: Von der romantischen Großstadtkritik zum ‚urbanen‘ Städtebau. In: Schweizer Monatshefte. (Sonderheft: Soziologische Probleme) Heft 8. Jahrg.38. Seite 637-647.

Bernatzky,A. 1972.: Grünplanung in Baugebieten. Wiesbaden.

Biegler, H.J. 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur, Gesamthochschule Kassel, Heft 3. Kassel.

Böse, H. und Hülbusch, K.H. 1980: Cotoneaster und Pflaster. In: Deutsche Bauzeitung, Heft 7. S. 14-17. Stuttgart.

Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst e.V. Berlin (Hrsg.) 1938: Vorgärten so oder so. Überreicht durch „Die deutsche Arbeitsfront/ Amt Haus und Heim“. Halle (Saale)

Eco, U. 1972: Einführung in die Semiotik. München.

Encke,F. 1907: Der Hausgarten. Jena

Günther,R. und Günther,J. 1976: Wohnumfeld-Verbesserung. In: Arch+, Heft 43/44 Alternativen der Wohnumfeldgestaltung. Aachen.

Habermas,J. 1976: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/Berlin.

Heidegger,M. 1952: Bauen, Wohnen, Denken. Vortrag im Rahmen der Darmstädter Gespräche 1951: Mensch und Raum. Darmstadt.

- Hülbusch, I.M. 1978: Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 –Heft 033 der Gesamthochschule Kassel, OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung. Kassel.
- Hülbusch, I.M. und Läscher-Bauer, U. 1980: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. Heft 10 Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- Hülbusch, I.M. 1981: Lakaienarchitektur oder Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Deutsche Bauzeitung, Heft 6. S.20-21. Stuttgart.
- Hülbusch, K.H. 1978: Die Stadt als Landschaft, oder was wächst denn so von selber? In: Werk und Zeit, Heft 2. S.30-38. Darmstadt.
- Jacobs, J. 1962: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig.
- Koch, H. 1914: Gartenkunst im Städtebau. Berlin.
- Laing, R.D. 1979: Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt/M.
- Loos, A. 1962: Sämtliche Schriften. Wien.
- Martin, H. 1914: Die städtische Parkverwaltung zu Berlin. Leipzig.
- Monard, M. 1978: Gebrauchswert der Wohnung. Schriftenreihe zur Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel, Studienbereich 1, NF 01. Kassel.
- Muchow, M. und Muchow, H.H. 1935: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg.
- Tessenow, H. 1909: Der Wohnhausbau. München.
- Schiller, H. 1958: Gartengestaltung. Berlin und Hamburg.
- Stübgen, J. 1890/ 1980: Der Städtebau. Braunschweig/Wiesbaden (Reprint von 1980)



Foto: Jürgen Knittel - 1979 Berlin

Petra Arndt, Florian Bellin-Harder, Helmut Böse-Vetter, Ulrike Braun, Thomas Czekaj, Kristina Echt, Karl Heinrich Hülbusch, Conny Kübler, Jörg Kulla, Helmut Lührs, Lutz Scharla, Christoph Theiling, Hannes Volz und Martin Zeihe

Der Grundriss des Hauses

16. PlanerInnenseminar in Wollingst -2006- ("Wollingst III")

TeilnehmerInnen: Petra Arndt, Florian Bellin-Harder, Helmut Böse-Vetter, Ulrike Braun, Thomas Czekaj, Kristina Echt, Tatjana Heil, Ralf Hennen, Karl Heinrich Hülbusch, Dörte Knortz, Conny Kübler, Jörg Kulla, Helmut Lührs, Lutz Scharla, Christoph Theiling, Hannes Volz, Johannes Wurmthaler und Martin Zeihe

Vorbemerkung (2013)

Diese redigierte und gekürzte Fassung des Readers aus dem Jahre 2006 ist eine der Vorarbeiten zu 'Das Haus'. Bis dahin haben wir uns an den Gegenstand herangetastet mit dem PlanerInnenseminar (Wollingst I / 2001)

'Planen trotz unmöglicher Vorgaben',

von dem Auszüge und Teile im Notizbuch 58/2004: 149-222 veröffentlicht sind.

Die Aufgabe bestand darin, zu irgendwelchen mitgebrachten Beispielen von Einfamilien-Gebäuden einen praktischen Freiraum zu organisieren. Es gibt, wie wir lernten, zufällig auch Beispiele, bei denen das halbwegs möglich ist. Fast zwangsläufig musste die Frage geklärt werden, warum, nein, wie Architekten und Stadtplaner per Bebauungsplan diesen Unsinn erzwingen. 2004 fand dann das PlanerInnenseminar 'Wollingst II' unter der These:

'Der modische Bebauungsplan'

statt. Die redigierte Fassung des Seminarreaders ist im Notizbuch 66 der Kaseler Schule 2006 unter dem Titel 'Unter Verschluss' gedruckt worden.

Bestätigt wurde wieder einmal, dass die BebauungsplanerInnen sublim und ahnungslos im Bebauungsplan Baugrundrisse festschreiben, von denen sie, wenn überhaupt, bestenfalls eine verschwommene Vorstellung haben. Und dies, ganz gegen die versierte berufliche Einsicht, dass ich beim der Siedlungsplanung vom Haus/Gebäude auszugehen habe. Aber wer von diesen Entwerfern hat schon Stübchen u.a. gelesen? In den Arbeiten zum Grundriss des Hauses (s. Hose, G. 1981, Scharla, L. 2003) wie auch des Wohngebäudes fehlt das Außenhaus. Wir wollten trotzdem die Grundrisse des Hauses mal prüfen und vergleichen - zunächst auch ohne Außenhaus. Und fanden uns dann wieder mal im Sammelsurium der Grundrisse aller möglichen Gebäude fürs Wohnen beim III. Wollingst-Seminar (2006) wieder, obwohl der Auftrag eindeutig war:

'Der Grundriss des Hauses'.

Der Ertrag dieses Seminars wird hier - redigiert und gekürzt - veröffentlicht, weil die weitere Arbeit dem Ungenügen daran und natürlich der Vorarbeit aus diesem und den anderen beiden Seminaren zugeschrieben werden muss. Was so nebenher daran erinnern soll, dass 'forsches Forschen' der sogen. Forschungsaufträge so tut, als ob die Zeit des Lernens und Verstehens einzukürzen wäre, man heute anfängt und übermorgen fertig ist, 'eröffnen' kann. Denkste ! Zeit und Geduld und Beharrlichkeit können nicht eingekauft werden, ebensowenig wie Erfahrung ohne ständige Übung.

Dramaturgisch ist das Seminar, wie auch andere Seminare, die i.w.S. literarisch, nach mitgebrachten Dokumenten durchgeführt werden, vor allem auf das Gerüst aus Beispielen und Fällen, die von TeilnehmerInnen mitgebracht werden, angewiesen. Fälle, die in den ersten Betrachtungen nach Ähnlichkeit und Unähnlichkeit geordnet und provisorisch systematisiert und typisiert werden. Und da kein Fall ausgeschlossen wird, erhielten wir eine Reihe mit Grundrissen der verschiedensten Gebäude zum Wohnen, die in etwa das Spektrum der Typen bei Harenburg und Wannags (1991) enthielt. Wie schon bei diesen angedeutet, können die Gebäude zum Wohnen untereinander nach Merkmalen typisiert werden. Auslegen, interpretieren kann man sie allerdings nur, wenn 'das Haus' zum Maßstab genommen wird und die Merkmale des Hauses im Grundriss des Gebäudes präpariert werden. Dieses Phänomen ist schon im Bericht zu 'Wollingst I - 'Planen in unmöglichen Vorgaben' - über die Gelegenheiten, eine freiraumplanerische Organisation zu den Vorgaben der Entwerfer zu planen, ausführlich erörtert worden. Gartenarchitektonische 'Klimmzüge' können über den realen Mangel nicht mal hinwegtäuschen. Wenn das 'Gebäude' keine kommune Vorder-Seite hat, verfügt es eben auch nicht über die private Seite - i.w.S. den 'Hof' -: vorne nix und hinten nix.

Der 'Grundriss des Hauses' folgt der alten Überlegung, dass die FreiraumplanerIn sich in die Architektur, besser die Grundrissplanung bzw. Organisation (Zonierung) und Morphologie einmischen muss, damit der 'umbaute Raum' nicht irgendwelche Grün- und Restflächen ergibt, sondern Freiräume (s. Hülbusch, I.M. 1978). Diese wiederum machen die GrünraumgestalterIn und deren Dekoration ziemlich überflüssig. Wie beim 'Innenhaus', das Wände, Fußböden, Etagen und Dächer braucht, um real zu werden, so benötigt das 'Außenhaus' analog dazu Grenzen gemäß der Zaunkunde (s. Böse-Vetter, H. 2001/04: 190ff.), Fußböden, eine Terrassierung und (sparsame) Dächer (s. Böse, H. 1981). Und wie es beim 'Innenhaus' dazu eine Baumeisterin braucht, die ihr Handwerk versteht, braucht es beim 'Außenhaus' eine Freiraumplanerin, die ebenso ihr Handwerk versteht.

Die 'Aufmöblierung' und das 'Geschirr', was die GrünraumgestalterIn so um-

treibt, ist accessorische oder zeitweilig praktische Zutat, gelegentlich mehr oder weniger zufällige und launige Dekoration, die ohne großes Getue der Mode folgen kann oder wieder vom notwendigen Gebrauch verdrängt wird (s. Hülbusch, I.M. 1978: 127-130, s.a. Helbig, R. 1999: 87ff.). Erst allmählich wurde unmissverständlich geklärt, dass der Hof das 'Außenhaus' ist, der Garten immer ein Gemüse-Erntegarten und der 'Garten' des Außenwohnraums (z.B. nach B. Taut) eine schlichte Grünfläche oder eine dekorativ aufgemotzte Brache ist, die dem Vorwand des Landschaftsparks entnommen ist. Der im ersten Moment der Erörterung der mitgebrachten Grundrisse festgestellte Nachteil an Hand einer Versammlung von Gebäuden zum Wohnen statt des Hauses hatte den Vorteil, dass nach langen Erwägungen die Sicherheit erworben und formuliert werden konnte, das (Bremer) Haus zum Maßstab für 'Gebäude' zum Wohnen zu erklären.

Inhaltsverzeichnis

aus dem Reader zum Seminar (Bellin-Harder, F., Hülbusch, K.H. [Red.] 2007)
drucken wir in redigierter Fassung ab:

Der Grundriss des Hauses - PlanerInnenseminar 2006 - Wollingst III

Zuerst: Der Wolligster Wetterbericht

Der Grundriss des Hauses - Erinnerungen -

Bauen für das Existenzminimum - wie wenn das ginge

Mecklenburger Katen

Minimalhaus

Preisgekrönter Entwurf des modernen Reihenhauses

Die 'Villa Kunterbunt' in der Sonne

Märchen oder Werbung (Kommentar)

Der Maßstab: das Bremer Haus

Vergleichende Typisierung der Grundrisse

Ordnung der Grundrisse nach der Anschauung

Vom Bild zum Abbild

Gebäude mit Reihenhauszugang und Sockel

Konditionen des Reihenhauszugangs

Leben im Bremer Reihenhaus oder im Bungalow?

Zweihüftige Einfamiliengebäude

Zweihüftige Einfamiliengebäude mit seitlichem Eingang

Das Hallenrecht

Zweihüftige Einfamiliengebäude mit vorderem Schlosszugang

Noch eine Reihe: vom Haus zum Gebäude

Einfamiliengebäude

Geschosshäuser mit seitlichem Zu- und Durchgang

Orte und Wege im Haus - aus dem Weg gehen können

Aus der Werbung

was eine Universität so bietet

Die Wochenendausgabe des Weserkurriers

Einige Kapitel, die der Redaktion zu sperrig waren und noch viel Arbeit erfordert hätten, sind dabei durchgefallen. Das ist bei Seminarreadern, wenn sie zum Druck aufbereitet werden, immer so, weil manche Überlegungen noch unfertig sind. Im Reader sind sie weiterhin nachzulesen und können der Anregung dienlich sein.



10. März 2006 Seminarteilnehmer mit Schneemann

Zuerst: der Wollingster Wetterbericht

Nachts leichter Schneefall, der bald abtaute. Ab 9.3.2006 üppiger Schneefall bis 30 cm bei Temperaturen knapp unter 0°. Ab Samstag (11.3.06) tagsüber sonnig und angenehm warm – nachts dafür knackig kalt, bis an -15°. Ziemlich ungewöhnlich, so denken wir, und glauben fest daran und den Katastrophenverkündern. Unser Gedächtnis vom Wetter ist schlecht. Deshalb haben die Prognostiker aus der Gilde der Erfinder von Forschungsbedarfen so leichtes Spiel: Saurer Regen, Waldsterben, Klimakatastrophe. Staunend lauschen wir den aufgebauchten Berichten und Prognosen. Wer erinnert sich schon noch an den erst ein Jahr vergangenen März des Jahres 2005? Was war da für Wetter? Ja! Dasselbe wie in diesem Jahr, nur 10 Tage früher. Wieso wir uns daran erinnern? Ganz praktisch – genau zu der Zeit hatten wir eine Woche lang Frühjahrsbesuch – der war im Kalender vermerkt. Ohne diese Hilfe hätten wir Schnee und Kälte auf Anfang Februar einen Monat vorverlegt. Wer also tatsächlich wissen wollte, ob das derzeitige Wetter außergewöhnlich ist – statt ins Pusterohr der Katastrophen-Vermutungen zu blasen –, könnte bei einem Blick

in die Wetterstatistik leicht herausfinden, dass ähnliche Wetterlagen für diese Kalenderzeit häufig sind – zumindest nicht selten und bestenfalls unserer Vergesslichkeit überraschend erscheinen.

Die gemeine Vergesslichkeit ist vergleichsweise harmlos gegenüber professioneller Vergesslichkeit, die neu verkauft, was längst bekannt und als untauglich erwiesen ist. Das Wetter vergeht, bleibt nur in Zahlen und Berichten dokumentiert, wird archivarisches Material. Die Verheißungen der Architekten sind nicht nur in Archiven nachzulesen, sie stehen überall üppig herum und sind konkret zu prüfen. Das enthebt nicht der Prüfung dokumentarischer Mitteilungen. Zur beruflichen Kenntnis müsste die Kenntnis der Geschichte selbstverständlich dazugehören – nicht in der Form der fadenscheiniger Kunstgeschichte, sondern in Form der Sozialgeschichte des Bauens, die von gegenwärtigen Erscheinungen ausgehend die Herkunft aufdeckt und plausible von böartigen Bauten fürs Alltagsleben unterscheidet. Das propagandistische Geschwätz täglich neuer Verheißungen, das hinsichtlich der Wahrheitsquote weit hinter der Wettervorhersage rangiert, ist Ausdruck propagandistischer Scharlatanerie und beruflicher Unfähigkeit. Zum Beweise mögen die Grundrissbeispiele für Einfamilienbauten gelten. Zur Erbauung fügen wir ein Kapitel mit Zitaten von Lehrveranstaltungen für die universitäre Architektenlehre bei.

Der Grundriss des Hauses – Erinnerungen –

PlanerInnenseminar im Naturfreundehaus Wollingst Februar/März 2006 von Freitag (Abend)/Samstag (Morgen) bis Samstag zu Mittag (3./4.3. - 11.3.06). Die notizbuchgemäße Aufbereitung des Seminars zum Bebauungsplan (2004) stockt ein bisschen bei den Übersichtstabellen zum Vergleich der Entwürfe. Der Vergleich kann nicht widerspruchsfrei nachgekartet werden. Das Vorhaben und die Fehler müssten jedoch nachvollziehbar beschrieben sein. Wir können mal davon ausgehen, dass Florian und ich das bald mal abschließen und das Seminarnotizbuch in Druck gehen kann (2006 erschienen: Unter Verschluss. Der modische Bebauungsplan. Notizbuch 66 der Kasseler Schule).

In Erinnerung an das Seminar zum ‚Garten unter unmöglichen Vorgaben‘ (2003) liegen die ‚Gebäudegrundrisse‘ vor uns, die auf dem üblichen Bebauungsplan mit quadratischen Grundstücken ebenfalls quadratisch draufgesetzt werden. Obwohl es auf den ersten Gedanken hin absurd erscheinen mag: auch auf ein quadratisches Grundstück kann ein giebelständiges Haus gebaut werden. Vielleicht ist das ja bei der üblichen Südorientierung für eine Ost-West-Belichtung sogar geschickt. Das wäre zu prüfen.

Zur Vorgehensweise: das Seminar enthält vier Arbeitsschritte:

- Analyse und Vergleich mitgebrachter Grundrisse
- Drei Pläne für Reihenhäuser, die das ‚Angebot‘ der Grundrisse nachzeichnen
 - für Reihenhäuser in der Reihe
 - für Doppelhäuser
 - für ‚freistehende‘ Reihenhäuser (Hagenhufen)
- Bebauungsplan-Ausschnitt für diese drei Vorgaben (das Grundstück fürs <Reihen-> Haus)
- Quantitativer Vergleich und qualitative Erörterung

Das Motto ist von ‚Bärenweiler und Cordts‘ entlehnt:

- statt Einfamilien- ein Haus
- statt Grünfläche ein Hof und vielleicht noch ein Garten oder eine Grünfläche

Vor der weiteren Formulierung des Fahrplans, der Buchung des Quartiers, der organisatorischen Vorbereitung etc., etc. frage ich nach der Elbe-Einladung zuerst mal nach, wer zu kommen gedenkt. Zur Antwort reicht eine Postkarte bis zum 9.7.2005.

Lieben Gruß, Kiwi. Adolphsdorf 22.6.2005

Fahrplan

Freitag, 03.03.2006

ab 16:00/17:00 Eintreffen und Abendbrot

20:30 Einführung und Thesen:

- Haus oder Gebäude, Zonierung oder Zentralisierung (K.H. Hülbusch)
- Straße, Gasse, Haus, Hof (H. Böse-Vetter)

21:30 Erste Sammlung der mitgebrachten Grundrisse (Jede/r bringt einen Hausgrundriss mit in 20 Kopien)

22:30 Erste vorläufige Übersicht/Sortierung

23:30 Ende 1. Tag

Samstag, 04.03.2006

9:00 Das Einfamiliengebäude, Dipl. Bärenweiler und Cordts (J. Kulla)

10:00 Das Bremer Haus, Dipl. L. Scharla (M. Zeihe)

11:00 Baukosten, Faulstich et al. (L. Scharla)

12:00 Arbeitsaufträge für die nächsten Tage (K.H. Hülbusch)

13:00 Mittagspause

14:00 Grafische und quantitative Lesbarkeit des Grundrisses (Aufbereitung der mitgebrachten Grundrisse)

15:30 Vorstellung und Verhandlung der Grundrisse (Kennzeichen, Merkmale, Unterschiede)

17:30 Reihenhaushgrundrisse, Dipl. G. Hose (F. Bellin)

19:00 Abendbrot

20:30 Das deutsche Bürgerhaus, Griep et al. (H. Böse-Vetter)

21:30 Zusammenfassung des 2. Tags, Ausblick 3. Tag

22:00 Ende 2. Tag

Sonntag, 05.03.2006

9:00 Kaltnaggisch u. "Wiener Frauenbau" - Dipl. U. Braun und K. Linne, Dipl. N. Glaesener (U. Braun)

10:00 Vom Fall zum Typus □ Aufträge: grafische Abbildung, Generalisierung, Quantifizierung, synthetische Merkmale (nach 3 bis 4 'Wegen')

12:30 Mittagspause

14:00 Vorstellung der Typisierungen/Typisierung

16:30 Zehensiedlungen (Grundrisse, Dipl.-arb.) (Ch. Theiling)

18:00 Abendbrot

20:00 Prinzipien von Haus- und Wohnungsgrundrissen

a: nach den mitgebrachten Beispielen

b: nach Bärenweiler und Cordts

Stand der systematischen Abbildung

22:00 Ende 3. Tag

Montag, 06.03.2006

9:00 Beispiele und Vorbilder fürs Haus (Ch. Theiling)

10:00 Handreichung für den Plan des Grundrisses (L. Scharla, H. Böse-Vetter)

11:00 500 m² und 3 Aufgaben: - Reihnhaus, - Doppelhaus, - freistehendes Haus (C. Kübler)

- 12:30 Mittagspause
- 14:00 Revision der bisherigen Überlegungen
- 18:00 Abendbrot
- 20:00 Plenum: der Stand der Pläne
- 22:00 Ende des 4. Tags

Dienstag, 07.03.2006

- 9:00 Resümee: das Haus, unabhängig von der Anbauweise - Vorwände gegen das Haus, Präferenzen für die Villa (U. Braun)
- 10:00 Die Vorliebe für die Isolierung (N. Witzel)
- 11:00 'Addition von bebautem und unbebautem Raum', J. Biegler/Bartholmai et al. (M. Dix)
- 12:30 Mittagspause
- 14:00 These: Die 3 Grundrisse = Reihen-, Doppel-, Einzelhaus: Charakteristika, Vor- und Nachteile (L. Scharla)
- 18:00 Abendbrot
- 20:00 Resümee und Widerreden zu den Grundrissen (K.H. Hülbusch)
- 22:00 Ende des 5. Tags

Mittwoch, 08.03.2006

- 9:00 Ausflug nach Beverstedt: Den Grundriss aus der Fassade erschließen (J. Kulla, H. Böse-Vetter)
- 13:00 Mittagspause
- 14:30 'Ansichten' - 'Der Stil der Ökonomie' (H. Schwarze)
- 16:00 'Die feinen Leute', Veblen (N. Witzel)
- 18:00 Abendbrot
- 20:00 Der sparsame Reichtum und die Fassade - Merkmale der Schlichtheit, der Spießigkeit, der Gediegenheit und der Vergeudung, Veblen, Bergfleth (NN)
- 22:00 Ende 6. Tag

Donnerstag, 09.03.2006

- 9:00 'Fahrplan' für die 3 Pläne und die Charakteristika und Unterschiede (K.H. Hülbusch, H. Böse-Vetter, L. Scharla)
- 10:00 Typisierende Abbildung und Rechnung (Herstellungs- und Betriebskosten) der 3 Pläne
- 12:30 Mittagspause
- 14:00 Gruppenarbeit: Präzisierung der Pläne und Überlegungen zur 'Addition': vom Haus zur Siedlung
- 17:00 Arbeitsberichte
- 18:00 Abendbrot
- 20:00 Gruppenarbeit: Präzisierung der Pläne und Überlegungen ...
- 22:00 Ende 7. Tag

Freitag, 10.03.2006

- 9:00 Variation des Grundrisses □ oder: wie weit reicht die Variation? (Vorbereitung der Schlussdebatte)
- 12:00 Mittagspause
- 14:00 Schlussdebatte. Disposition nach Maßgabe der Arbeitseinsichten, Aufgabenverteilung
- 18:00 Abendbrot, Ende 8. Tag

Samstag, 11.03.2006

- 9:00 Resümee und Disposition zur Nachbereitung (Dokumentation, Redaktion, Termine, Arbeitsverteilung) (K.H. Hülbusch)
- 10:00 aufräumen, putzen und packen
- 12:00 Mittagessen (Hochzeitssuppe im Gasthof)
- 14:00 Verabschiedung

Der Grundriss des Hauses

Nehmen wir den Begriff des ‚Außenhauses‘ und die Erklärung dazu, dann ist unmissverständlich dargelegt, dass ein ‚Innenhaus‘ dazu gehört, das Haus also nur mit Innen und Außen vollständig ist und Haus genannt werden darf. Dies verleitet dazu, alle Gebäude (i.w.S.) zum Wohnen ‚Haus‘ zu nennen, wenn unbebaute Flächen dazugehören. Darüber hinaus ist vorausgesetzt, dass das Haus nur von Leuten bewohnt wird, die eine wirtschaftende Gemeinschaft - oder, wie der gegenwärtige Bundesarbeitsminister das zu nennen beliebt: eine ‚Bedarfsgemeinschaft‘ – sind. Im Begriff ‚Mehrfamilienhaus‘ wird unterstellt, dass bis auf ‚mehr‘ Familien immer noch das Haus bestünde, was unabhängig von den zugehörigen unbebauten Flächen, deren Gebrauch vom Besitzer verordnet und eingeschränkt ist, erklärt wird. Mit dem Haus ist dann, einerseits, beim Einfamilienhaus die ‚Verfügung‘ über die Gebrauchsregeln bzw. die Autonomie enthalten und – andererseits – eine eingeschränkte von außen vorgeschriebene Verhaltensnorm beim Mehrfamilienhaus festgesetzt. Es ist auf Anhieb nachvollziehbar, dass Einfamilienhaus und Mehrfamilienhaus dem Begriff nach eine unzutreffende Übereinstimmung vermitteln. Das Mehrfamilienhaus ist ein Geschosswohnungsbau, in dem Wohnungen ohne Außenhaus übereinander gestapelt werden. Die unbebaute Fläche ums Gebäude ist nur begrünt, nicht frei.

Einfamilien-Haus oder Einfamilien-Gebäude

Bärenweiler und Cordts (1992) haben den Begriff des Einfamilien-Gebäudes im Unterschied zum Einfamilien-Haus geprägt. Oberflächlich betrachtet sind dies Bauten für eine ökonomische und soziale Gemeinschaft und ausgestattet mit einem Bau und zugehöriger Freifläche in autonomer Zuständigkeit der Gemeinschaft. Was also soll an dieser Stelle die Unterscheidung zwischen ‚Haus‘ und ‚Gebäude‘, weil beide ja über ‚Haus‘ und ‚Hof‘ verfügen? Der Unterschied sieht von der offenbaren Ähnlichkeit ab und konstatiert, dass die Art der Bebauung über Haus und Hof oder Gebäude und Grünfläche entscheidet. Für das ‚Haus‘ ist das ‚Außenhaus‘ immer ein Arbeitsplatz ohne Dach. Zum Gebäude ist die Freifläche der Außen- Wohnraum (s. B. Taut ‚Hufeisensiedlung‘), nach dem dann Hausen und Wohnen zu unterscheiden wären. Beim Hausen steht der notwendige Gebrauch fürs Alltagsleben im Vordergrund – das Haus als Arbeitsplatz. Das Wohnen – Wohnhaus ist wieder so eine netter Begriffsverwirrung – ist auf den Konsum und die Verausgabung der Mittel gerichtet, so dass jede Art der Herstellung von Gebrauchsgütern der Ausdruck von Ärmlichkeit und Armut ist (s. J. Berger: Vom Wert des Geldes). Die These sagt, dass der Grundriss des Einfamiliengebäudes eine Wohnung ist, die platt auf die Erde gestellt wur-

de; also die Wohnung aus dem Geschoss herausgelöst und auf die Fläche gestellt hat.

Falschmünzerei

Im Lauf der Zeit wird der Sinn eines Wortes im Gebrauch verändert. Solche Veränderung kann Gründe haben, weil der Gegenstand oder Vorgang einen anderen Gehalt erhält. Oft sind solche Wortwechsel nur der Unaufmerksamkeit und sorglosem Wortgebrauch zuzuschreiben. Nicht selten werden Worte absichtsvoll umgemünzt, neugemünzt und in unangebrachte Verkleidungen gesteckt. Politische Sprachschöpfer gehören i.d.R. zu den begrifflichen Falschmünzern, deren Falschgeld von Journalisten gerne übernommen und ausgegeben wird. So hat der Minister ‚Müntefink‘ gerade das Wort der ‚Bedarfsgemeinschaft‘ kreiert und eifrige Nachschwätzer gefunden. Vor einigen Jahren hat Niedersachsens Schulminister eine erfolgreiche Wortzerstörung eingeführt und bis zur Übernahme in die Alltagssprache gewonnen. Der Kulturminister führte das Wort ‚verlässlich‘ zum Ersatz für ‚zuverlässig‘ ein. ‚Verlässlich‘ wird nun allgegenwärtig immer benutzt, wenn die Zusage nicht ganz so zuverlässig gemeint ist – eben nur verlässlich wie die halbe Wahrheit. Ärgerlich ist bei der Falschmünzerei, dass die Botschaft des Wortes ‚zuverlässig‘ absichtsvoll in der ‚Verlässlichkeit‘ durchschimmert und transportiert ist. Das begriffliche Falschgeld wird mit dem Glanz der Goldmünze aufpoliert, damit der Unterschied nicht auffällt. So ähnlich geht es auch zu, wenn das Lehramtsstudium in ‚Master of Education‘ umgemünzt wird: alles neu macht der Mai.

Wir ändern Wörter, Titel, Etiketten und suggerieren, dass darin ein Zugewinn an Verständnis und Einsicht enthalten sei, anstatt nur ein Versteck für inhaltsleeren Mumpitz. Das ‚Haus‘ gehört zu den Worten, die besonders gerne zu Bindestrich-Kombinationen verwurstet werden, damit die sympathische Vorstellung und Erinnerung ‚Haus‘ in den Vor- und Nachworten übernommen wird. Das Einfamilien-Haus lässt automatisch das Mehrfamilien-Haus zu. Das Land- oder Bergarbeiter-Haus scheint dem Bürger- oder Bauern-Haus zu entsprechen. Kinder-, Frauen-, Kranken-, Rat-Haus u.v.a. werben mit dem Haus. Kirche, Gericht, Gefängnis, Kaserne haben das im Gegensatz zum Hoch-Haus nicht nötig. Pfarrhaus und Gasthaus wiederum werben mit dem Haus. Das Wohn-Haus ist eine prächtige Chimäre, ein schwarzer Schimmel, wenn man das Arbeits-Haus damit vergleicht. Wenn das Haus ein Gegenstand ist, der gleichzeitig ein Arbeitsmittel oder Werkzeug ist, gibt es für diese darin geübte Tätigkeit verbürgt nur das Tuwort ‚hausen‘. Spitzfindig festgestellt wird in einem Wohnhaus über das Hausen hinaus auch gewohnt. Die ‚Wohnküche‘ ist auch so eine nette Doppelbestimmung. ‚Urbanes Wohnen‘, ‚Patio-Wohnen‘, ‚Lifestyle-Wohnraum‘ oder gar ‚Das unbestimmte Haus‘ sind weitere Beispiele der

absichtsvollen Sprachverwirrung, deren Gipfel die arrogant dumme Frage ist: ‚Wohnst du noch oder lebst du schon‘. Wer das kommentierte Lehrveranstaltungsverzeichnis für den Studiengang Architektur an der Universität Kassel zu Rate zieht, wird neben der Sprachverwirrung und katastrophenflankierter Zukunftsverheißung vor allem mit Lifestyle-Unternehmungen verwöhnt: der Architekt-Eventmanager für gelangweilte und geschmackvolle Yuppies sowie andere anspruchsvolle Müßiggänger.

Zitat (aus Lehrveranstaltungsverzeichnis der Uni GhK 2005/2006):

„FB 06.100 Bis ins Detail

Augustin/Grohmann

Seminar

[...]

Im Seminar werden Prinzipien und Methoden der Detailarbeit untersucht und vermittelt. Arbeitsweise und Ablauf: Von allen TeilnehmerInnen wird ein Gebäudeentwurf erarbeitet und detailliert. [...] Unser Ausgangspunkt ist die Definition des konzeptionellen Details als Grundlage der architektonischen Erfindung. ... Das Detail ist einzigartig, es ist Repräsentant einer Idee, einer Vorstellung, die sich über die Detailentwicklung selbst konkretisiert hat. Uns interessiert nicht das Detail als Standardlösung. Wir erklären wie und warum manche Standards entstanden sind. Wir zeigen hässliche und unnötige Standards und wir zeigen den Weg zum Abenteuer Detail. Das wahre Detail ist ein Selbstläufer. Es reißt mit und öffnet neue Horizonte. Zu diesem Abenteuer laden wir alle ein.“

S. 93/104 (s.a. – S. 93/105 – S. 101/507 – S. 109/510 – S. 109/508

(vgl. Kap.: UNIVERSITÄRE PROPAGANDA; Anm. d. Red.)

Nach so viel gelehrter Bedeutung wirkt der ‚Grundriss des Hauses‘ wie eine längst erledigte und abgestandene Frage. Dazu aber ist in der Literatur wenig zu finden, weil neben der Sprachverwirrung die Merkmale des Hauses nicht erörtert und an Hand vieler Fälle in einer systematischen Übersicht dargelegt ist. Es gibt nicht einmal ein routiniert bewährtes Verfahren der quantifizierenden und qualitativ vergleichenden Abbildung von Grundrissen – nicht nur des Hauses – wie die blumigen Auslassungen zu Architekten-Wettbewerbsjurierungen beweisen. Selbst für ‚Bebauungspläne‘, für die laut Verordnung eine quantitative Prüfung zur baurechtlichen Genehmigung vorgehalten werden soll, ist ein solides Verfahren der Abbildung vorhanden (s. Notizbuch 66 der Kasseler Schule, 2006). Das ist auch nicht nötig, weil die Experten sich auf ihre Imagination berufen und verlassen können, wie folgendes Lehr –Projekt verspricht:

Zitat (aus Lehrveranstaltungsverzeichnis):

„FB 06.536 „Träume von Räumen“

Geisert

Projekt

Nur wenige Worte, die für architektonische Bestimmungen konstitutiv sind, erfreuen sich heute einer beliebigeren Verwendung. Der ubiquitäre Gebrauch des Wortes steht in dialektalem Gegensatz zur Qualität der tatsächlich entworfenen Räume. Thematisierungen von

Raum finden sich in der Umgangssprache (die Raumpflegerin, ein Architekt?), in der Literatur, der Philosophie und selbst in der Astrophysik (was also sind die schwarzen Löcher der Architektur?). Ziel des Entwurfsprojektes mit theoretischem Schwerpunkt ist die Entwicklung räumlicher Typologien vor dem Hintergrund theoretischer Raumkonstruktionen wie wir sie bei Kant, aber auch bei Beckett und Kafka finden.“

Der ‚Grundriss des Hauses‘ enthält ausgesprochen eine Behauptung oder Feststellung. Der unverbildeten Alltagssprache folgend ist ein Haus eindeutig gekennzeichnet über die Einwohner, die eine i.w. Sinne familiale und auch wirtschaftliche – geld- wie hauswirtschaftliche – Gemeinde (Kommune) darstellen. Aus diesem Grunde ist die Wortverbindung (Ein-)Familien-Haus eine unnötige Betonung, weil das im ‚Haus‘ begrifflich bereits enthalten ist. Im Gegensatz zum Haus ist die Wohnung mit anderen Wohnungen in einem Gebäude übereinander gestapelt. Ganz praktisch sind Haus und Wohnung zunächst dadurch unterschieden, dass das Haus eine Tür direkt nach draußen hat – die Wohnung dagegen hat eine Tür nicht nach draußen, sondern in ein ‚Treppenhaus‘, zu dem alle anderen Wohnungen ebenfalls die Tür haben.

Hausgrundriss – Wohnungsgrundriss

Beim Haus ist der Zugang zu den Zimmern, über Flur und Treppe, Bestandteil der Zimmer. Die Wohnung benötigt neben dem externen Treppenhaus einen zusätzlichen Wohnungsflur zur Erschließung der Zimmer. Desweiteren sind Haus und Wohnung darin unterschieden, dass das Haus Etagen aufweist und die Wohnung auf einer Ebene (dem Geschoss) ausgebreitet ist. Das Haus enthält sowohl einen horizontalen wie einen vertikalen Weg zu den Zimmern in den verschiedenen Etagen. Die Wohnung erfordert eine äußere vertikale Erschließung für die verschiedenen Geschosse neben (außerhalb) den Wohnungen. Zusätzlich benötigt jede Wohnung eine horizontale Erschließung der Wohnräume. Da die Wohnung auf einer Ebene – im Gegensatz zur Etagerie des Hauses – ausgebreitet wird, erhält die Erschließung der Zimmer eine merkwürdige Bedeutung, die einerseits zu quadratischen Außenmaßen der Wohnung und gleichzeitig zu Zimmern mit üppigstem Größenunterschied führt. Wenn die Wohnung – also die ebenerdige Ausbreitung der Zimmerfläche – zum Vorbild für den Grundriss des Hauses genommen wird, dann ist zu erwarten, dass im Haus – dem Bau für eine wirtschaftliche (Familien-)Einheit – die Wohnung einzieht. Bärenweiler und Cordts (1992) haben dieses Phänomen ‚Einfamiliengebäude‘ genannt. Wenn wir mangels besserer Begriffe diese Bezeichnung übernehmen, dann heißt die Reihe für die Untersuchung: vom Haus zum Einfamiliengebäude. Wir folgen dabei der ähnlichen Reihe – vom Haus zur Zeile -, die Christoph Theiling (1997) vorgelegt hat. Dies, allerdings mit dem Unterschied, dass die hier vorgelegte Reihe für das nicht angebaute ‚Haus‘ zu

führen ist, was ohne Rückgriffe auf das Reihen-Haus nicht möglich ist. D.h. wir müssen behaupten, was der ideale Grundriss des Hauses ist, damit die Abweichungen und die Grenzen vom Haus zur ‚ebenerdigen Wohnung‘, der gerne die ‚Villa‘ aufgeklebt wird, vermessen werden können. D.h., die Ausbreitung der Etagerie des Hauses, die noch in jedem frühbarocken Schloss zu bewundern ist, auf einer Ebene stellt organisatorisch den Grundriss einer Wohnung her.

Der Garten zum Einfamilien-Gebäude

Die ebenerdige Wohnung haben wir Einfamiliengebäude genannt. Diese Einrichtung täuscht ein Haus vor und steht auf einem Grundstück; erfüllt oberflächlich betrachtet die Merkmale des Hauses. Aus dem Seminar – ‚Planen in unmöglichen Vorgaben/ Der Garten zum Einfamiliengebäude (Wollingst 2001; s. NB 58) – ist bekannt, dass diese tendenziell quadratischen Gebäude

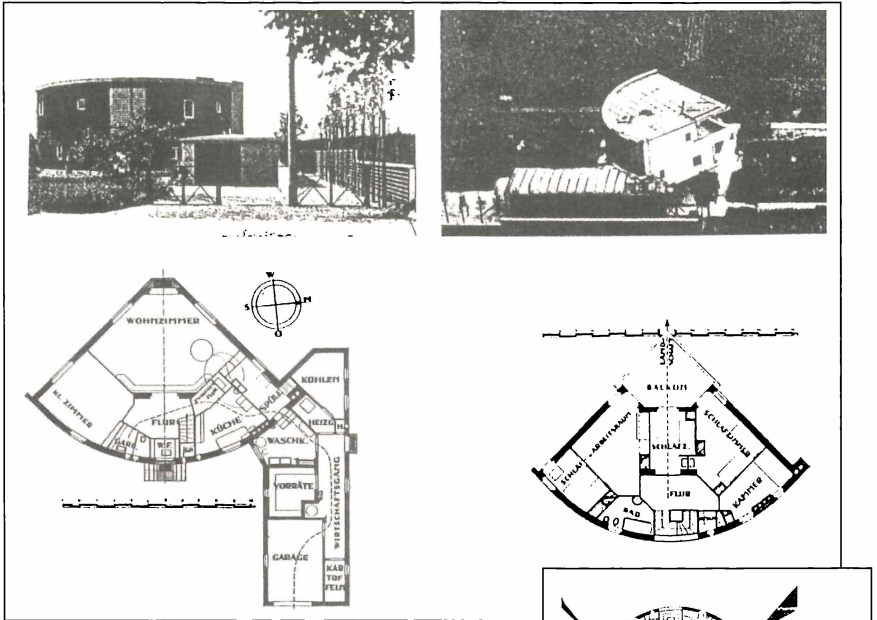
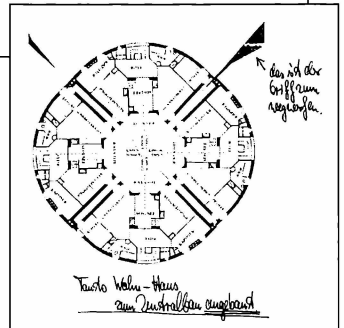
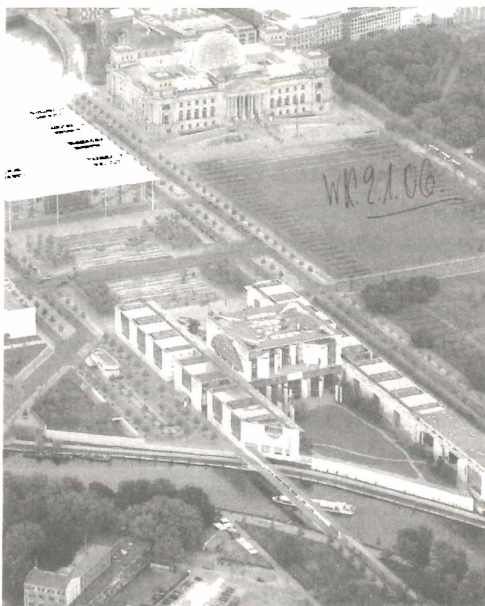


Abb. : WohnhausTaut, Dahlewitz 1926.
 aus: Kurt Junghanns:
 Bruno Taut 1880-1938. Leipzig 1998

.... zum Zentralbau erweitert.....



(Kaffeemühlen) auf annähernd quadratischen Grundstücken zentriert und alle Gedanken auf eine konzentrische Anordnung des Abstands gerichtet sind. Diese zentralistische Vorstellung ist für den Alltagsgebrauch untauglich, weil der keinen Mittelpunkt, keinen Altar benötigt. Das Alltagsleben ist kein Ritual oder Gottesdienst. Die notwendigen Tätigkeiten erfordern verschiedene Orte, die ohne spezifische Extravaganz zu erreichen und zu gebrauchen sind. Die konzentrische Anordnung der Gelegenheiten setzt voraus, dass die Ankunft von oben oder unten ins Zentrum stattfindet. Tauts Wohnhausentwurf spielt – natürlich unbeabsichtigt – die Signatur der göttlichen Trinität nach. Wenn man den Viertelkreis durch Wiederholung des gleichen Motivs zu einem Rundbau auffüllt, kommt ein klassischer Zentralbau mit Vierungsturm und vier Zugängen heraus. Da diese Konstruktion albern ist, ist Tauts Viertelkreis-Entwurf ebenso albern wie die Kaffeemühlen-Kreisgrundrisse, die dem Funktionalismus folgend glauben, dass der Kreis eine vollkommene geometrische Figur sei. Das gilt sicher fürs Rad. Und ebenso für die Magie des Kultraums – aber nicht fürs Haus.

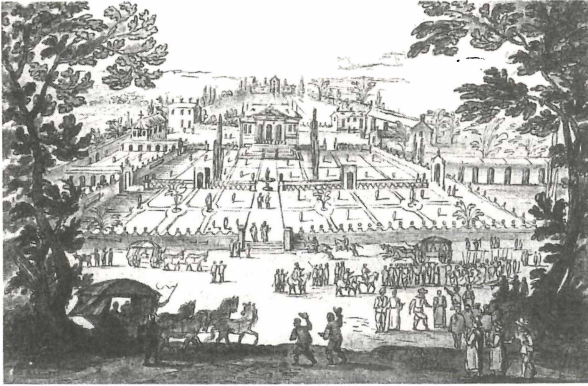


Mächtzentrum und Spannungsfeld im Spreebogen: Zwischen Kanzleramt (unten) und dem Parlament im Reichstagsgebäude (oben) muss sich die Reformpolitik behaupten. 13.01.2006

Zum "Garten" sind wir ‚auftragsgemäß‘ sehr pragmatisch vorgegangen: was geht! Dabei ist bewährt, die klassische Zonierung des ‚Außenhauses‘ mit Hausgasse und Vorhof, (Haus), Hof und entfernt den Garten – das Gemüse aber ohne Ernteabsicht – die Grünfläche nachzunehmen. Oder, ein bisschen großspurig übersetzt und abgeleitet, eine Zonierung vom Ehrenhof über die Morphologie des Sockelgeschosses (Hofparterres) des Hochparterres, der Ober-Etage, auf die Ebene des Parterres und folgenden Bosquettes herzustellen. Ohne näheren Blick aufs ‚Gebäude‘ war nicht sonderlich überraschend, dass völlig unabhängig

Kanzleramt und Reichstag.
Aus: Weserkurier 02.01.2006

vom Grundriss ein seitlicher Zugang eine geradezu freundliche Zonierung zuließ. Das widerspricht allerdings der o.g. Zonierung des barocken Schlosses, die ja organisatorische Ähnlichkeiten zum Haus aufweist. Für ungeübte TeilnehmerInnen am höfischen Zeremoniell ist die vermutete Analogie zum Haus wenig überzeugend und mehr einschüchternd. Es ist vermutlich zutreffend, wenn wir annehmen, dass die Nachahmung des Schlosses mit spiegelsymmetrischer Anordnung sowohl für die Eingeborenen wie für Besucher eine



Lodewijk Taeput, gen. Ludovico Pozzoserrato [1550 – 1605]: Italienische Villa; aus: Härting, U. [Hg.] 2000: Gärten und Höfe der Rubenszeit. München

unpraktische Distanz erzeugt, die bei kleinen Latifundien nur kleinlich und verwirrend wirkt. Im Schloss wird angemessen das Haus nachgeahmt. Die Nachahmung, die Rückübersetzung der Nachahmung aus dem Schloss ins Haus, kann nicht gelingen.

Das daraus folgende miniaturisierte Schloss ist für alle Beteiligten eine

absurde Einrichtung, die niemand kapiert. Es ist immer wieder nett, die Zugänge schlossartiger, zweihüftiger (oder zweispänniger) Einfamilienbauten zu besichtigen. Da stehen diese Kisten großspurig und breit zur Straße mit mittig angeordnetem Eingang. Nur ganz dumme Leute sind von dieser Installation geblendet. Selbst das Bundeskanzleramt in der Version Kaffeemühle mit flankierenden Baracken oder Seitenkapellen – die Imitation der Kavalierrsscheunen – verbreitet den Charme einer geschmacklosen Installation und läßt ahnen, warum die Volksvertreter Erichs Lampenladen abreißen lassen und dafür auf die Restauration des preußischen Stadtschlosses setzen.

Da kann ‚mann‘ ja nichts falsch machen – glauben die. Die Anleihe bei der preußischen Machthaberei ist ja wohl keine solide Berufung für ein Parlament, das auf die Demokratie Anspruch erhebt. Jedenfalls kann das Bundeskanzleramt auf eine lange Zitatereihe zurückschauen; zumindest bis zur Villeggiatura der italienischen Renaissance (s. Troll, H. 2005; vgl. Bentmann & Müller 1992)

Einmischung in die Architektur und den Siedlungsbau

Die ‚Einmischung in die Architektur‘ ist notwendig, wenn die FreiraumplanerIn nicht mit der grüngestalterischen Verteilung von lauter Petersilie ums Gebäude zufrieden ist. Was ja sein kann, weil das Honorar dafür nicht kleinlich und trotzdem leicht verdient ist. Und die werbewirksamen Plattitüden gehen nach einiger Übung leicht über die Lippen. Beim Blick auf die Seminartrilogie – ‚Hausgarten zum Gebäude‘, der ‚modische Bebauungsplan‘ und der ‚Grundriss des Hauses‘ – ist abzulesen, dass die Einmischung verschoben wurde. Zuerst nehmen wir mal das Architektengewurstel und probieren, einen hauswirtschaftlich und sozialpsychologisch nutzbaren Freiraum zu planen. Per Seminarauftrag war die Einmischung verboten. Das hatte gute Gründe. Zuerst den, die Aufmerksamkeit auf die Konditionen der Zonierung, Organisation und Morphologie des ‚Außenhauses‘ zu richten und Ausreden abzuwehren. Zugegeben – neben den einsichtigen Beobachtungen (s.u.a. NB 58/2004) zu Merkmalen des Grundrisses und der Morphologie, der Zonierung durch Grenzen – ist eine Systematik der Vorgaben misslungen, weil die Merkmale unsortiert blieben und fast jeder Fall ein ‚Typ‘ genannt wurde. Also blieb die These, dass der Entwurf des Siedlungsgrundrisses und der Zuschnitt der Grundstücke für die merkwürdige Kaffeemühlenarchitektur der Einfamilien-Gebäude verantwortlich sei. Aus den Entwürfen sind zu viele Merkmale zur Abbildung übernommen worden. So blieb auch hier die Typisierung der Entwürfe unterbelichtet. Die Typisierung und kennzeichnende Merkmalskombination wären jeweils möglich gewesen, wenn die mitgebrachten Vorwände aus der Schmuckschatulle der Entwürfe nicht den Blick vernebelt und zu viele Beweisnöte eingeführt hätte. Auch beim Bebauungsplan sind ‚gemeine‘ Merkmale, Folgen und Kosten des Entwurfs nachgewiesen (s. NB 66/ 2006). Aber die Ordnung des Gegenstands lässt zu wünschen übrig. Der Grundriss des Baus war immer nur in den äußeren Maßen zur Betrachtung freigegeben. D.h., aus vielen bekannten Beispielen und Untersuchungen sind auch ohne explizite Typisierung die idealen Maße und die Morphologie des Hauses vertraut und vorausgesetzt. Wenn der ‚Garten‘ geprobt oder der Bebauungsplan analysiert werden soll, sind solche Festsetzungen notwendig, damit nicht dauernd Umbauten vorgeschoben werden. Die Einmischung in die Architektur, die auch von den äußeren Wirkungen abgelesen und vorgetragen werden kann, findet erst statt, wenn der Grundriss in Augenschein genommen und kritisiert wird. Beim Blick in Grundrissensammlungen von Ostendorf über Muthesius, durch die 20er und 50er Jahre bis zum Katalog von Bauunternehmungen werden wir mit einem unsortierten Sammelsurium eingedeckt: das alles kann gemacht werden. Im Großen und Ganzen sind Unter-

schiede nur quantitativer Art – große und kleine Kaffeemühlen, die offenbar dem Grundriss des Geschosswohnungsbaus entlehnt sind: ebenerdig (eingeschossig), zweihütig erschlossen, tendenziell quadratisch im Außenriss und mit divergierenden Räumen: große Halle, wenige Zimmer, viele Abstell-Kammern und vor allem Kabuffs (s. Kapitel: Raummaße und Kennzeichnung) und ein isoliertes Treppengebäude (sog. Treppen'haus'). In der ‚landschaftsgebundenen‘ Ausführung werden der ebenen Erde im halben Dachgeschoss noch etliche Kabuffs zugefügt. In der teuren Ausführung kann damit eine nett-romantische ‚Dachlandschaft‘ inszeniert werden. Die AutorInnen der Bebauungsplanentwürfe haben – so eine Vermutung – immer schon die Kaffeemühlen im Kopf und verhindern Bebauungen, die nicht in ihrem Kopf sind. Wer zuerst war – ist egal. Jedenfalls gilt die Verheißung, dass jeder Architekt eine einmalige Gelegenheit hat und jede BauherrIn ihre höchstpersönliche Lietzenburg (s. Sophie-Charlotte von Preußen: Feyl, R. 2011 und Bloch, E.) errichten kann.

Die magische Lehrküche

Dass den Architekten und Städtebauern der Arbeitsgegenstand systematisch nicht sonderlich geläufig ist, kann an den Lehr-Bilder-Büchern nachgeschaut werden, die dem genialen Entwerfer huldigen. Wer in diesem Metier etwas sein will, muss also mit Werbung und Einschüchterung in die Bütt – auf die Bühne springen. Quelle für solche Veranstaltungen ist seit Jahren schon das kommentierte Lehrveranstaltungsverzeichnis des (jetzt wieder) FB 6 der GhK (jetzt Universität Kassel). Zu Zeiten, da noch ein Rest von Beweisnot gültig war, wurde das Credo der Unverbindlichkeit vom

FELIX

Felix und seine liebe Frau Moritz waren bei guten Bekannten eingeladen, die ihnen – wie es schien – etwas Gutes tun wollten.

Gleich zu Beginn des Abends gab es einen Cocktail, der teuflisch gut war. Das „teuflisch“ bezieht sich auf den Alkohol: Ein Glas Cocktail und Felix war schon ganz genommen im Kopf.

Es wurde zu Tisch gebeten und die guten Bekannten servierten als Vorspeise kleine Kartoffelpuffer mit Kaviar. Sie verwöhnten Felix und seine Frau mit einer Blumenkohl-Rahmsuppe und mit einem gespickten Rindersaftbraten, zu dem Erbsen, Karotten, Rosenkohl und Spargelspitzen gereicht wurden. Abschließend gab es Apfelkuchen und Schlagsahne.

Zum Kaviar hatte der Hausherr eine Flasche Champagner geöffnet. Es war ein Champagner aus Reims, wie Sie sich sicherlich vorstellen können. Zum Rindersaftbraten wurde ein roter Bordeaux ausgeschrieben. St. Emilion. Es war nicht der billigste.

Felix und seine liebe Frau Moritz aßen und tranken, was man von ihnen auch nicht anders erwartet hatte, obwohl die liebe Frau Moritz so manche Köstlichkeit zurückweisen musste. Portionen dieses Kalibers ist sie nicht gewohnt, schon gar nicht abends.

Das Mahl hatte um 19 Uhr begonnen. Mittlerweile war es 22 Uhr geworden.

Der Hausherr baute ein paar Flaschen edler Brände vor seinen Gästen auf und fragte: „Können wir Ihnen noch etwas Gutes tun?“

Felix ignorierte die Flaschen und sagte, in seinen bremischen Tonfall schlitternd und zum Entsetzen der lieben Frau Moritz: „Oh ja, wenn ich jetzt noch'n Budderbrot haben könnte, wäre ich glücklich.“

HERMANN GUTMANN

Aus: Weserkurier 19.02.2006

Fachbereich 13 der GhK über Internet verbreitet.

„Fachbereich 13 Stadtplanung / Landschaftsplanung

Wie wir uns verstehen und was wir tun

Was ist Planung und wozu Planung?

Planung ist eine Art Komposition: Die verschiedenen Elemente – Häuser, Straßen, Plätze, Parks, Freizeiteinrichtungen, Gewer-beflächen, Flugplätze, Hafenanlagen, landwirtschaftliche Flächen, Wälder usw. – kurz die „Ganze Landschaft“ von Stadt und Land sollen durch Planung zu einer Komposition zusammengeführt werden. Wenn die Planung erfolgreich ist, stärkt das Ganze die Aktivitäten aller Teile. Unternehmer investieren, Haushalte bauen Wohnungen, Menschen machen Sport... Gute Planung ist ein Beitrag für ein gutes Leben. Sie schafft den Rahmen für eine kreative Gestaltung des Raumes. Schlechte Planung dagegen erweist sich als Fessel. Die Aktivitäten werden gelähmt, die Menschen fühlen sich in ihrem Raum nicht so wohl wie es möglich wäre und die Natur wird über Gebühr geschädigt.

Da sich die Vorstellungen davon, was gutes und richtiges Leben ist, dauernd verändert und weil stets neue wirtschaftliche, soziale und ökologische Probleme zu lösen sind, ist Planung und Baukultur immer in Bewegung.“

(<http://www.uni-kassel.de/fb13/welcome.html>; 18.04.01; Seite 1)

Das Layout dieses Auftritts inkl. der Sprüche müssen Soziologen erfunden haben; die Leute fürs echte Diensthonorar, denen die Architekten, wie Designer zuständig für den feinen Geschmack, praktisch Paroli bieten. Wir zitieren die ‚Angebote‘ einfach mal so und unkommentiert. Die AutorInnen sehen ihre egozentrischen Auslassungen ja durchaus selbstgenügsam und sprachlos überzeugend. ‚Bis ins Detail‘ werden Studis mit der Verheißung zum ‚wahren Detail‘ und diesbezüglichen ‚Abenteuer‘ eingeladen:

„FB 06.100 Bis ins Detail

Augustin/Grohmann

Seminar [...]

Im Seminar werden Prinzipien und Methoden der Detailarbeit untersucht und vermittelt. Arbeitsweise und Ablauf: Von allen TeilnehmerInnen wird ein Gebäudeentwurf erarbeitet und detailliert. [...] Unser Ausgangspunkt ist die Definition des konzeptionellen Details als Grundlage der architektonischen Erfindung. [...] Das Detail ist einzigartig, es ist Repräsentant einer Idee, einer Vorstellung, die sich über die Detailentwicklung selbst konkretisiert hat. Uns interessiert nicht das Detail als Standardlösung. Wir erklären wie und warum manche Standards entstanden sind. Wir zeigen hässliche und unnötige Standards und wir zeigen den Weg zum Abenteuer Detail. Das wahre Detail ist ein Selbstläufer. Es reißt mit und öffnet neue Horizonte. Zu diesem Abenteuer laden wir alle ein.“ (Lehrveranstaltungsverzeichnis der Uni GhK 2005/2006, S. 93/104, s.a. S. 93/105, S. 101/507, S. 109/510, S. 109/508)

Am Fachgebiet ‚Architektonisches Entwerfen‘ sind die Abenteuer Programm. Und ‚radikal‘ sind die Macher auch, radikal reaktionär, wenn eine Kritik postmodern hübsch gemacht wird:

„FB 06. 105. Wohnst Du noch oder lebst Du schon? [...]

Positionsbestimmungen im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Ist unser Wohnraum noch privat? Wie viel Öffentlichkeit dringt in unseren Privatraum? Wo verlaufen Grenzen zwischen öffentlich und privat? Was sind Nachbarschaften? Machen virtuelle Ge-

meinschaften Halt vor unserer Wohnungstür? Zukünftiges Wohnen erfordert von allen Planenden eine vielschichtige Auseinandersetzung über die veränderten Bedingungen des Wohnens und die komplexen Transformationen von Öffentlichkeit und Privatheit ... Die Sphären von Wohnen, Arbeiten und Freizeit überlappen sich zunehmend. Der Begriff des ‚Wohnens‘ muss radikal in Frage gestellt werden: Wir werden nicht ‚wie gewohnt‘ weiterplanen können.“ (kommentiertes Lehrveranstaltungsverzeichnis des FB 6 der Universität Gesamthochschule Kassel 2005/2006)

Wenn da frech geschrieben steht,

„Wir werden nicht ‚wie gewohnt‘ weiterplanen können“,

bleibt festzustellen, dass Entwerfer genau das seit über 100 Jahren für ihre Geschäfte behaupten. Und die Einmischung ‚ins Private‘ war immer schon der Schlüssel zur Aufhebung des Privaten. Denn das Private geht die Architekten, die sich den Habitus profaner Seelsorger überstreifen wollen, nichts an.

Im nächsten Angebot

„FB 06. 104. – 95

i.Life

Problem: Der Geschosswohnungsbestand einer Wohnungsgesellschaft hat sich in Teilen als marktdivergent, also nicht mehr ausreichend nachgefragt erwiesen. Um seine wirtschaftliche Zukunft zu sichern, ist das Unternehmen angehalten, das eigene Image neu auszurichten. Zu diesem Zweck sucht die Wohnungsgesellschaft nach einer zeitgemäßen Markenpersönlichkeit. Die neue Mietergeneration wird als Zielgruppe entdeckt und soll mit Markenversprechen an das Unternehmen gebunden werden. Dazu muss eine Annäherung von Wohnungsbeständen und Markenversprechen durch bauliche Maßnahmen eingeleitet werden. Wohnraum wird zum Lifestyle-Produkt.“ (kommentiertes

Lehrveranstaltungsverzeichnis FB 06 der Uni GhK 2005/2006 S. 93f.)

hat der Architekt keine Bange, die Rolle des Betrügers zu verkünden. Und die Dekoration des Betrugs völlig arglos und überzeugt zum Gegenstand der Berufsbildung auszugeben: ‚architectural identity‘. Verdammt noch mal – erinnern wir uns an die eigene Studierzeit, die diese esoterischen Schwätzer immer bedroht haben. Aber, es gab ja hier und da LehrerInnen, die ohne Wind Lernendes zum Gegenstand der Lehre erhoben. Heutzutage sind sie alle neuwitzig und entwerferisch – das jedenfalls verkünden alle Ein-Personen-Fachgebiete der Architektur, von denen niemand etwas zum neugierigen Lernen anbietet. ‚Architekturtheorie und Entwerfen‘ – dieses Fachgebiet bietet eine ‚Theorie der Architektur‘ an. Lobenswert. Lobenswert und anspruchsvoll wäre das Unterfangen, wenn nicht am Ende ‚Nichts nicht‘ herauskäme:

„FB 06. 189. Einführung in eine Theorie der Architektur (der Produzenten)

[...] Das Ziel der Vorlesung ist also die Konstruktion einer Theorie der Architektur und damit einer Terminologie, die einer Kritik dieser Verhältnisse gerecht wird“ (kommentiertes Lehrveranstaltungsverzeichnis des FB 6 der Universität Gesamthochschule Kassel 2005/2006, S. 95)

Ja, ja, die Verhältnisse sind nicht so – wieso nicht so? Hat doch was, wenn die ‚Terminologie der Kritik der Verhältnisse‘ – welcher denn – den Verhältnissen entspricht. Davon hat schon mancher Philosoph geträumt.

„FB 06. 536. – 95

‚Träume von Räumen‘

Geisert – Projekt

Nur wenige Worte, die für architektonische Bestimmungen konstitutiv sind, erfreuen sich heute einer beliebigeren Verwendung. Der ubiquitäre Gebrauch des Wortes steht in dialektalem Gegensatz zur Qualität der tatsächlich entworfenen Räume. Thematisierungen von Raum finden sich in der Umgangssprache (die Raumpflegerin, ein Architekt?), in der Literatur, der Philosophie und selbst in der Astrophysik (was also sind die schwarzen Löcher der Architektur?). Ziel des Entwurfsprojektes mit theoretischem Schwerpunkt ist die Entwicklung räumlicher Typologien vor dem Hintergrund theoretischer Raumkonstruktionen wie wir sie bei Kant, aber auch bei Beckett und Kafka finden.“ (kommentiertes Lehrveranstaltungsverzeichnis des FB 6 der Universität Gesamthochschule Kassel 2005/2006)

So'n Satz muss mindestens zweimal gelesen sein:

„Ziel des Entwurfsprojektes mit theoretischem Schwerpunkt ist die Entwicklung räumlicher Typologien vor dem Hintergrund theoretischer Raumkonstruktionen wie wir sie bei [...].“

(kommentiertes Lehrveranstaltungsverzeichnis des FB 6 der Universität Gesamthochschule Kassel 2005/2006)

(vgl. auch Kap.: Aus der Werbung. Was eine Universität so bietet)

Nach der vorbereitenden Überlegung

haben wir das verfahrenstechnische Kapitel des Originalberichts gestrichen, weil dessen Redaktion zu kompliziert gewesen wäre. Danach folgt, wie hier, im Original der Beitrag zum ‚Bauen für das Existenzminimum‘, auf das die Architekten schon immer –besonders sozial- stolz waren. Das ‚Existenzminimum‘ tut ja so als ob das solide ‚Haus‘ teuer sei, weil die Herstellungskosten und weder die Gebrauchskosten noch die Gebrauchbarkeit für die häusliche Ökonomie, den Haushalt betrachtet werden, weil das nicht gerechnet werden kann. Nur wenige Architekten (z.B. R. Schwarz) oder Gartenarchitekten (z.B. L. Migge) haben dem widersprochen, ohne voneinander zu lernen.

Bauen für das Existenzminimum - wie wenn das ginge

Eine der billigen Ausreden für den Zeilen-Geschosswohnungsbau nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Behauptung, dass nur so ganz schnell ganz viel Wohnraum für die Ausgebombten hätte bereit gestellt werden können. Im Bremer Westen wurden mit dieser Begründung, wie in anderen Städten auch, große Flächen niedergelegt (s. Voigt, W. 1992) und mit Geschosswohnungsbau aufgerichtet. Völlig abwegig ist die Behauptung, dass Häuser umständlich und langwieriger oder teurer zu bauen seien als Geschosswohnungsbau. Alle diese

Ablenkungen dienen der Protektion der Bauhausmoderne und sind Ausdruck der Architektenideologie der Bevormundung.

„Modernität à la Giedion, auch gemäß einer Architektenzuversicht, die überhaupt nicht aus Politik, sondern aus technoid fortgeschrittenem Können und aus dem Willen zu seiner Anwendung erwachsen ist, die aber gleichfalls, wenn auch mit anderen Worten, eine Art 'friedlichen Hineinwachsens' des Kapitalismus in den Sozialismus proponiert, [...]. Sie überschätzt die neutrale Sauberkeit, Bequemlichkeit des neuen Bauens, die Herkunft aus Fabrik, [...].“ (Bloch, E. 1935/1962: 219)

So wie Architekten wännen, das 'wachsende Haus' erfunden zu haben, oder – die immer schon selbstverständliche Serienfertigung, haben sie – und das ist neu – das Existenzminimum zum Bauen erfunden. Und das haben sie so klein erfunden, dass ein Ausbau, eine Vergrößerung mit der Zeit ausgeschlossen ist. Zum Geschosswohnungsbau im Vergleich kann dies eine freundlichere Version des Wohnungsangebotes genannt werden. Jedenfalls gehören die meisten Beispiele ins Patronat des Werkwohnungsbaus, was zur Bauzeit immerhin gegenüber der üblichen Mietwohnung und trotz aller Arbeitsplatzbindung eine Erleichterung war. Das Beispiel des 'Preisgekrönten Entwurfs', der den Namen Einfamiliengebäude à la Laubenganggebäude verdient, lässt die betrügerische Absicht des minimal-Hauses ahnen. Es gibt keine plausible Begründung für die Kniepigkeit an dem, was am wenigsten kostet. Warum, glauben die Entwerfer, warum wohl das (Reihen-)Haus aus dem 19. Jahrhundert und dem frühen Anfang des 20. Jahrhunderts so haltbar, wertbeständig und trotz aller Wandlungen der sog. Wohnbedürfnisse so wunderbar zu gebrauchen ist?

Mecklenburger Katen

Es gibt ein ganz einfaches Merkmal an dem die Gebrauchstüchtigkeit eines Hauses geprüft werden kann: der Hof (vgl. auch HÜLBUSCH I.M. 1978, HELBIG R. 1999). Kein Hof, kein Haus, jedenfalls keins, das zu brauchen ist. Dem unbenommen ist die Gebrauchstüchtigkeit ein Merkmal, das beim Hausbau weder die Kundschaft noch die Professionellen sonderlich beeindruckt. Man traut ihr wenig mehr als eben das 'bar Nützliche' zu und dieses 'bar Nützliche' ist zumindest in der jüngeren Baugeschichte derart heftig diskreditiert (weil unter seinen Segeln sicher das gerade Gegenteil gebaut wurde und wird), dass davon in der Tat höchstens noch schaler Funktionalismus blieb. Man kann dieses Phänomen ja prima illustrieren an Bauwerken wie Texten gleichermaßen, die überall in der Landschaft herum stehen und behaupten, der Funktionalismus funktioniert. So haben die Modernisierer den Gebrauch im Namen der Nutzung – vom Gebrauch reden sie nicht, aber diese Unterscheidung nutzt irgendwann auch nichts mehr – praktisch abgeschafft, um im selben Schritt eine irrelevante Kategorie aus dem Denken zu bringen. Hoffnungen, Wünsche, Ängste, Träume etc. kristallisieren schon lange nicht mehr an dem, was wir ge-

brauchstüchtig nennen. Sie sind davon abgetrennt, wie es die Funktionalisten gelehrt haben und wabern nun freifliegend in den Köpfen wie in der gebauten Wirklichkeit herum, ohne dass sie irgendwie und bestimmt dingfest gemacht werden könnten. Ganz viel von dem, was heute gebaut wird und immer schon gebaut wurde, ist Ausdruck des wabernden Freifluges der Gedankenlosigkeit (vgl. auch ALAIN 1982:172).

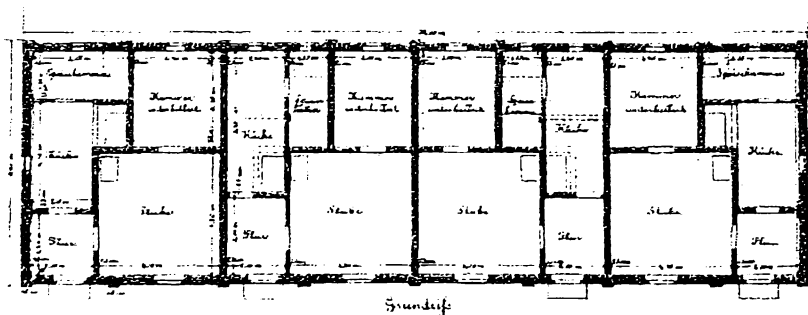
Wir haben in der Debatte gesehen, dass gleich welches Ding wir zur Planung eines Hauses aufrufen, immer und sofort ein interpretatorischer Kontext aufgerufen wird, der – nennen wir es großartig – von der lebensphilosophischen Basis der je Baulustigen grundiert ist. Soziale Distanz – als Beispiel – kann über die Morphologie hergestellt werden (vgl. z.B. HARENBURG B. WAN-NAGS I. 1991, NAGEL S. 2003). Sechs, sieben Quadratmeter reichen bei einem grenzständigen Haus dafür aus. Der Effekt kann leidlich schlecht auch über die Fläche erzielt werden. Dann dürften 60 Quadratmeter kaum genügen. Die zum zehnfachen Geldwert eingekaufte Distanz ist bekloppt, nicht nur, weil sie vielmehr kostet, schlecht bis gar nicht funktioniert und dauerhaft unnötig Arbeit verlangt. Sie bleibt im Verhältnis so unsinnig wie die Kiste, die wir dahinter zu erwarten haben. Wohl können ohne Umstand sechs gegen sechzig Quadratmeter gerechnet werden. Aber die mit der Rechnung verbundene Absicht läuft völlig ins Leere. Wir können dieses Phänomen an praktisch jedem einzelnen Ding des Hauses durchdeklinieren – der Haustür, dem Flur, der Treppe, den Zimmern, dem Licht ...–. Gebrauchstüchtigkeit kann plausibel angenommen, vorausgesetzt, eingesehen, geprüft werden, als Argument taugt sie nur, wo ihr Sinn als Philosophie angenommen, vorausgesetzt, eingesehen, geprüft worden ist. So bleibt das Eine wie das Andere Setzung, hier mit dem Vorwurf unerträglicher Orthodoxie ausgestattet, da im Blindfeld völliger Beliebigkeit zum Haus, die im einen wie im anderen Fall keineswegs für Klarheit sorgen. Alles was uns alltäglich geläufig scheint, ist näher besehen so gar nicht geläufig, kann nicht so ohne weiteres auf den Punkt gebracht, verstanden werden. Für die Philosophie des freien Gedankenfluges ist dieses Phänomen eine willkommene Bestätigung und ein Füllhorn interpretierender Möglichkeiten, die alles und gar nichts bedeuten. Für die Überlegungen des Gebrauchs beginnen hier die Möglichkeiten, dazu zu lernen.

Landarbeiterkaten in Mecklenburg-Vorpommern und Arbeiterwohnungsbau im Ruhrgebiet

Man könnte glauben, dass dort, wo für den kleinen Geldbeutel gebaut wird, Fragen der Gebrauchstüchtigkeit des Hauses besonders, jedenfalls sinnfälliger, in den Vordergrund der Überlegungen gestellt werden, wie dort, wo

Reichtum das reichlich vorhandene Geld, Restriktionen und Einschränkungen der Gebrauchstüchtigkeit relativieren, die freifliegende Gedankenlosigkeit ihr Territorium besonders lustvoll zu beackern weiß. Dem ist nicht so. Wenn z.B. BOURDIEU (1985: 16), durchaus in unserem Zusammenhang vermutet, dass Leute mit hohem kulturellen Kapital eher Museumsbesucher sind wie solche mit bescheidenem kulturellen Kapital, dann bleibt das akkumulierte Kapital, sei es nun symbolischer Natur oder von der Qualität realer Dollars, völlig unerheblich, wenn es um den Hausbau geht und zwar auf der Seite der Kundschaft gleichermaßen wie auf der Seite der professionell damit beschäftigten Figuren.

Der nachfolgende Grundriss zeigt eine ‚vierhieschige‘ Landarbeiterkate wie sie in Mecklenburg-Vorpommern massenhaft herumsteht (vgl. auch LÜHRS H., TROLL H., VOIGTLÄNDER H. 2000) Die 30 Meter lange und 9,5 Meter tiefe Katenzeile steht auf einer als Wirtschaftshufe hergerichteten Parzelle. Die Zeile steht samt den Wohnungseingängen straßenorientiert, sie liegt aber weit von der Straße abgerückt. Eine ca. 8-10 Meter tiefe Vorfläche trennt Straße und Katenzeile voneinander. Hinter der Kate wurde längsparallel ein Nebengebäude errichtet. Dazwischen ist ein für die Katenbewohner zwangsveröffentlichter Hof aufgespannt. Die in vier Wohnungen aufgegliederte Zeile verfügt über ein Söckelchen, so dass den Eingängen je zwei Stufen vorgelagert sind, die bezeichnenderweise in Wirklichkeit nicht gebaut wurden. Die ‚Haus‘tür verfügt lediglich über eine Schwelle. Eine Wohnung ist in 7,5 x 9,6 Meter Grundfläche

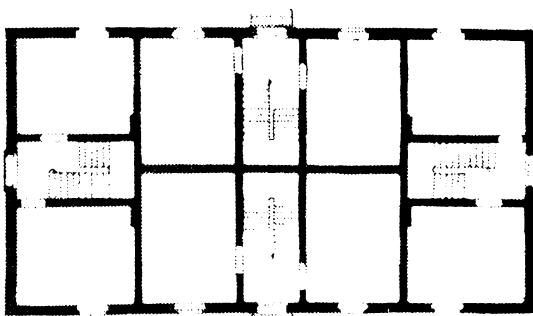


geschnitten. Über einen kurzen Flur gelangen wir in die 9 m² große Küche, der eine Speisekammer zugeordnet ist. Die Stube, eine 22 m² große Halle, ist der größte Raum. Sie erschließt eine 10 m² große, gefangene und unterkellerte Kammer. Vermutlich kann der Keller von der Speisekammer her erreicht werden. Das Dach der Katenzeile wurde als Lagerraum genutzt. Ob der Dachboden von den jeweiligen Wohnungen aus erreicht werden kann, geht aus den

Grundrissen nicht hervor. Wir haben allen Anlass, davon auszugehen, dass die Beschickung des Dachbodens von den Giebelseiten der Katenzeile her erfolgt. Wenn wir dieses Bauprogramm, das in Mecklenburg-Vorpommern seit dem Barock flächendeckend auf den Dörfern (z.T. in noch viel rabiaterer Form) verwirklicht wurde, in aller Kürze resümieren, dann ist diese Zeile ein hoch modernes Unternehmen. Wir finden eine extreme Hierarchie des Raumprogramms, die kleine (Frankfurter) Küche, eine große, quadratische Stube (Halle), die Zentralisierung des Außenhauses mit Abstandsflächen zur Straße und dem zwangsveröffentlichten Hof hinter der Zeile, darin die Aufhebung der Parzellierung und dies alles vor dem Hintergrund eines nicht vorhandenen Hufenrechts der Kate und ihrer Bewohner.

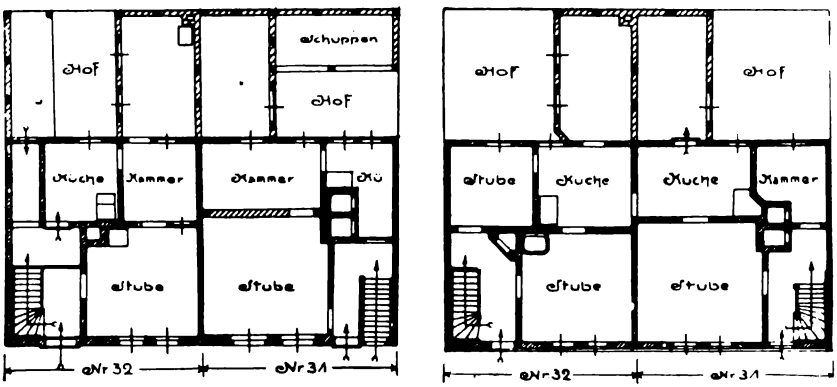
Vergleichen wir die Landarbeiterkate mit dem Arbeiterwohnungsbau aus dem Ruhrgebiet. R. Pröpper (1995: 36 ff.) teilt ein Beispiel von 'Back to Back'-Grundrissen mit. Vier zweihüftige Wohnungen sind hier unter einem Dach zusammengefasst. Das Gebäude ist eingeschossig mit Dachausbau in den Maßen 18,30 x 9,60 Meter. Wenn wir den Dachausbau einbeziehen, gleichen die Grundflächenmaße den Katenwohnungen in erstaunlicher Weise. Das Gebäude steht grenzständig zur Straße. Hinten liegt ein Weg, der gleichzeitig Hofnutzungen aufnimmt. Der Weg wiederum erschießt Mietergärten, die kopfseitig zum Weg mit Schuppen bebaut sind.

So verschieden die Bauprogramme daher kommen, so gleich ist ihre Absicht. Das Außenhaus dort zu zerstören, wo es für die Bewohner am wichtigsten ist: der Hof wird hier wie dort ruiniert. Jeder der Grundrisse hat sonst seine spezifischen, freilich höchst relativen, 'Vorteile' und Nachteile. Warum das so ist, warum, also z.B. den 'Back to Back'-Wohnungen eine morphologisch plausible Organisation zur Straße gebaut wurde und die Katen einen relativ leicht uminterpretierbaren Grundriss erhalten haben, der mit relativ geringen Umbauten sehr viel brauchbarer werden kann, weiß vermutlich kein Mensch zu sagen. Nun ist



Beispiel eines Kreuzgrundrisses mit vier Wohnungen unter einem Dach, die jeweils separat zweihüftig erschlossen sind (aus TROLL H. 2005: 137). Die Organisation entspricht dem von Pröpper beschriebenen Typ

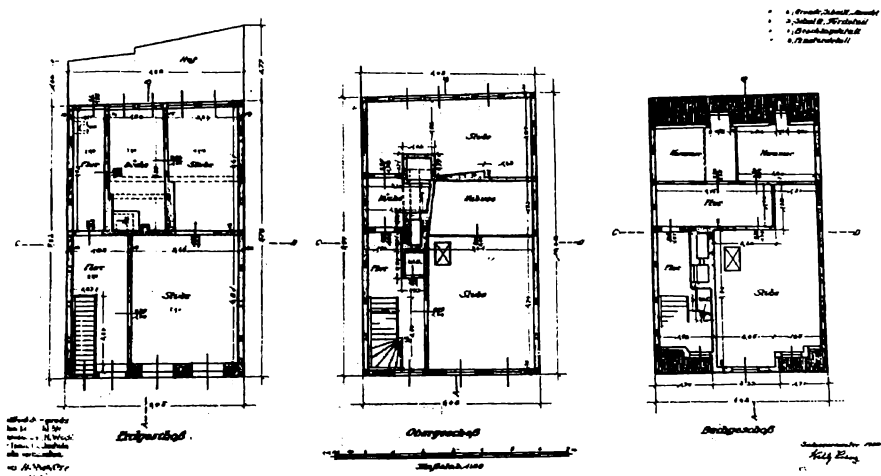
die Zerstörung des Hofes ein ziemlich sicheres Indiz der absichtsvollen Pauperisierung der Lebensbedingungen der Bewohner. Hier wie dort – bei den Landarbeiterkaten und dem Arbeiterwohnungsbau – ist das Bauprogramm explizit gegen die Verfügbarkeit des Hofes gerichtet. Die Gärten sind dagegen ‚kein Problem‘. Vorenthalten wird der Hof. Dieses Merkmal wiederum gilt für die ‚reichen‘ Bauten der freistehenden Einfamiliengebäude gleichermaßen. Auch hier ist das erste, was platt gemacht wird der Hof – durchaus mit einem Zeit-/Geldgradienten verbunden. Die besonders üppig mit Geld unterlegten Einfamilienbungalows etwa ruinieren den Hof schon ganz früh in der Zeit (also in den 20ger/50ger Jahren) während in dieser Zeit noch für den bescheideneren Geldbeutel errichtete Einfamilienhäuser einen Hof zur Verfügung stellen (vgl. z.B. Nagel, S. 2003).



10 Erd- und Obergeschoßgrundrisse der Wohnhäuser Petristraße 31 und 32

Werden die mit bescheideneren Mitteln errichteten Einfamiliengebäude jünger, so verschwindet hier mit statistisch höchster Wahrscheinlichkeit ebenso der Hof. So ist der Hof fast schon so etwas wie der synthetische Ausdruck der in einem Bauprogramm zum Ausdruck gelangenden Überlegungen des Hausbaus schlechthin. Wird der Hof „hasard“, dann korrespondiert damit in aller Regel ein hasarder Hausgrundriss, eine abstruse Organisation der Parzelle und eine ebenso wenig tragfähige Erschließung drinnen wie draußen. Dieses Phänomen gilt nun ganz unabhängig vom realen wie symbolischen Kapital mit dem das jeweilige Bauen unteretzt ist. Die Enteignung eines gebrauchstüchtigen Außenhauses ist darin quasi das von allen Architekten unausgesprochen und

selbstverständlich akzeptierte wie unreflektierte Programm für den Wohngebäudeentwurf schlechthin. Darin sind sich alle einig, freilich ohne daß darüber eine Verständigung hergestellt worden wäre. Mir ist jedenfalls kein Text bekannt, in dem, einer Richtlinie gleich, dargelegt wäre, dass bitte schön ein Haus stets ohne Hof zu errichten sei. Weniger Einigkeit herrscht in der Gestaltung der Grundrisse. Hier scheint, neben allen Irrationalitäten, die die Entwerferphantasie besonders dort parat hält, wo es darum geht, ohnehin restriktive Lebensbedingungen baulich so zu entwerfen, dass sie noch restriktiver ausfallen, so dass das Hallen-/Kammern-Prinzip ebenso klammheimlich die Feder des entwerfenden Architekten führen, was in allen nur denkbaren Variationen immer wieder aufs Neue durchgespielt wird. Die Halle braucht Kammern und die Kammern sind die Referenz an die Halle. Das Zimmer drinnen wird unter dieser Maßgabe zu einer marginalen Kategorie, wie der Hof draußen. Es ist ganz eigentümlich, zu beobachten, wie dieses armselige Programm ganz besonders dort, wo das Geld (angeblich) beim Bauen keine Rolle mehr spielt, wütend ausgespielt wird. Wo P. BOURDIEU (1989 403 ff.) uns den feinsinnigen Boheme des 20igsten Jahrhunderts ausmalt, dessen symbolischem Kapital die höheren Sphären des Genusses eben auch in der Kenntnis der den schönen Dingen zugrunde liegenden – meist handwerklichen / bäuerlichen – Produktionsweise geläufig sind, da benimmt sich dieser Boheme im Entwurf seines Wohngebäudes wie ein Bauherr, der seine eigene Landarbeiterkate fabriziert.



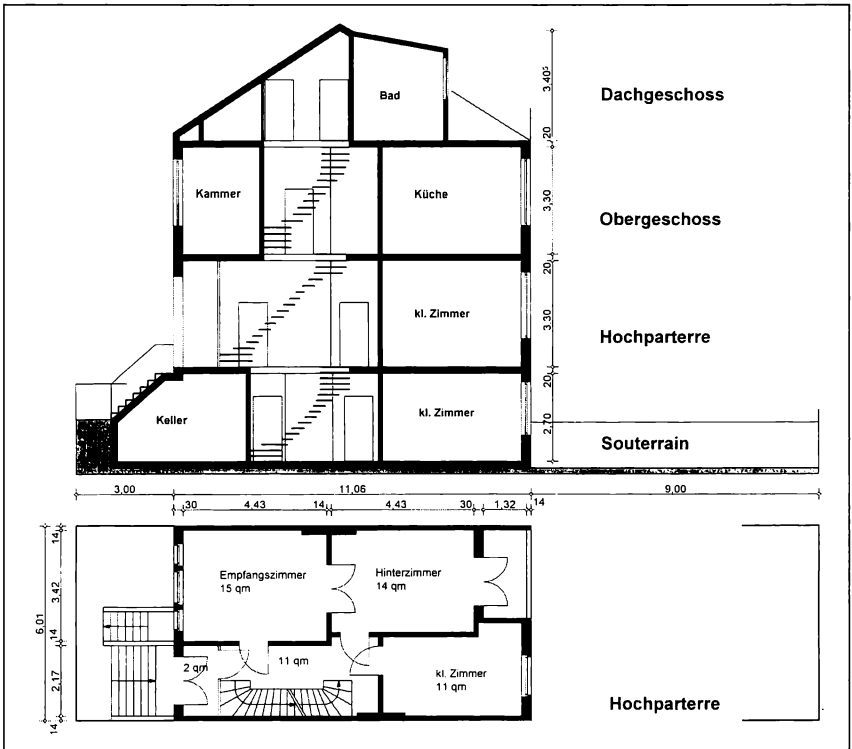
12 Wohnhaus Friedrichsgracht 8, Grundrisse, Bauaufnahme von 1930

Abb.: Wohnhaus Friedrichsgracht 8 Grundrisse

Minimalhaus

Ist das noch sparsam oder schon geizig? oder: Wie schmal kann ein Haus sein?

Wie in vielen Arbeiten beschrieben, bietet das (Reihen-)Haus gute Voraussetzungen für das Leben und Arbeiten der Bewohner. Als Idealtyp wurde hierbei oft das Bremer Haus mit Souterrain beschrieben. Die Konstruktion und die Organisation des Hauses, wie auch der Parzelle und des ganzen Quartiers sind beim Reihenhaus sparsam. Beim Reihenhaus wie auch bei anderen Einfamilienhäusern ist das **Territorium** wesentlich für die Hausleute. Denn wer einen sicheren Rückzugsbereich hat, kann von hier aus leichter auf „die Welt“ zugehen, also zu den Nachbarn oder anderen Leuten im Quartier. Das geht schon bei kleinen Kindern los, die vom Vorgarten aus durch den Zaun auf den Bürgersteig schauen, oder sich auch schon mal raustraufen, und dabei immer das eigene sichere Zuhause im Rücken haben (s. Hülbusch, I.M. und Hülbusch, K.H. 1981). Außerdem bietet das Haus Räume und Freiräume, die eindeutig den Bewohnern zugeordnet, die also brauchbar sind. Wenn aber das Territorium so wichtig ist, dann müsste es auch noch kleinere Möglichkeiten geben, im eigenen Haus



zu leben, wenn man sich das 'ganze Haus' nicht leisten kann oder will. Oder ist es dann immer besser, in Wohnungen zu wohnen? Ich habe deshalb oft überlegt, ob's noch billiger geht; natürlich möglichst mit den gleichen oder ähnlichen Qualitäten wie beim „normalen“ Reihenhaus.

Die Qualitäten dieses Hauses sind vor allem möglich durch tiefe Parzellen und durch die Etagerie. Hierdurch gibt es eine Zonierung für verschiedene Räume innen und außen und Nutzungen. Wenn die Zonierung über die Tiefe der Parzelle und über die Höhe des Hauses erhalten bleiben soll, geht's also nur schmaler.

Wie schmal geht es?

Beim Bremer Reihenhaus ist die Mindestbreite aus Zimmerbreite + Treppenflur + Wände, also mindestens ca. $2,5 + 2,0 + 0,6 = 5,0$ Meter zu rechnen. Die Zimmerbreite von 2,5 m ist dabei schon sehr schmal, weshalb auch hinten oft nur noch ein Zimmer möglich ist. Dieses ist allerdings mit 4,7 m sehr breit und schlecht zu möblieren. Wir hatten festgestellt, dass eine Breite von 3,5 m ausreichend ist und dass breitere Zimmer keine zusätzlichen Möglichkeiten bieten, dass breitere Zimmer nicht sparsam sind. Der Treppenflur ist mit 2,0 m auch schon schmal, weil Treppe und Flur nebeneinander liegen und sie jeweils nur knapp 1 m Durchgangsbreite haben.

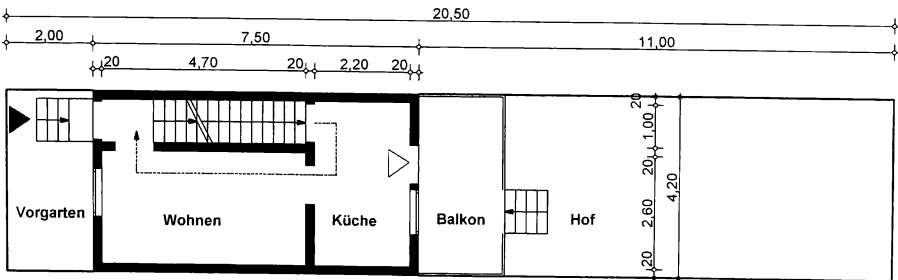


Abb.: Minimalhaus 4,2 m breit Grundriss Hochparterre

Wenn man bei längs verlaufender Treppe noch schmaler baut, muss entweder das Zimmer schmäler sein, was kaum geht, oder man muss auf den Flur verzichten, was bedeutet, dass die horizontale Erschließung (also der Flur) ins Zimmer verlegt wird. Die Zimmer sind dann nicht mehr unabhängig nutzbar. Einen Rückzug gibt es dann nur noch im obersten Geschoss.

Wenn der Treppenflur nicht neben die Zimmer passt, muss er also dazwischen liegen. Dann kann das Haus so schmal sein wie ein Zimmer plus Wände. Die zentrale Erschließung läßt alle Zimmer in mehreren Etagen unabhängig vonein-

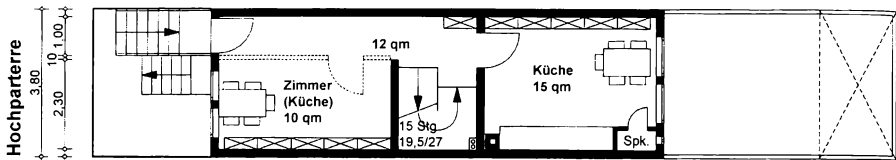


Abb.: Minimalhaus 3,8 m breit Grundriss Hochparterre

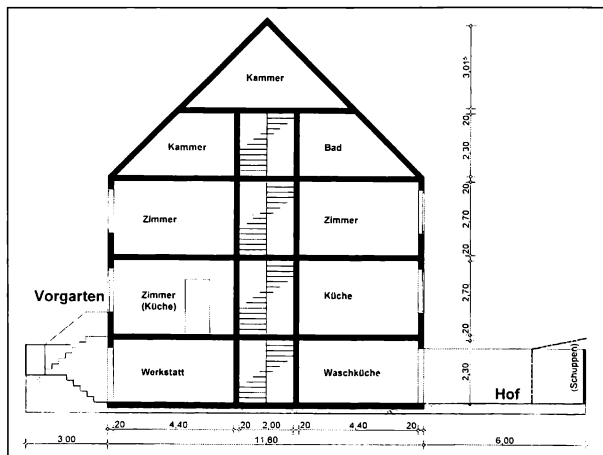
ander nutzen. Es gibt dabei jeweils nur zwei Zimmer je Etage. Eine Verbindung von vorderem und hinterem Zimmer, das „Durchwohnen“ geht nicht.

Der Zugang erfolgt bei vielen Beispielen schmaler Häuser über das vordere (Wohn-) Zimmer. Dieses ist dann ein Durchgangszimmer und nicht mehr separat nutzbar. Bei der Hausbreite von 3,8 m ist im Hochparterre alternativ auch ein Flur neben dem Zimmer vorn möglich.

Der Flur ist allerdings nur einen Meter schmal und „schlauchig“. Man kann einen Spiegel und ein niedriges Schuhregal unterbringen. Oder eine flache Garderobe, wenn man nicht 3 Jacken übereinander hängt.

Das Zimmer vorn ist mit 2,3 Metern ebenfalls schmal. Neben dem Sitzplatz am Fenster (Stuhl + Tisch + Stuhl = $0,6 + 0,8 + 0,6 = 2,0$ m) ist höchstens auf einer Seite noch ein Regal von 30 cm Tiefe möglich. Die Zimmerbreite von 2,3 m ist also für eine Einrichtung mit 2 Gängen (Regal, Gang, Stuhl, Tisch, Stuhl, Gang, Regal) nicht geeignet (vgl. L. Scharla 2004). Die Außentreppe hat wie beim Bremer Reihenhaus eine hohe Qualität, weil sie die allmähliche Annäherung vom Haus zur Straße ermöglicht.

Allerdings ist neben der Treppe und dem Zugang ins Souterrain nur noch wenig Platz zum Abstellen oder Tun. Für den Grundriss habe ich versucht, die Organisation des Bremer Reihenhauses zu übertragen, soweit es geht.



Hochparterre und Souterrain liegen nah zur Straße und zum Hof. Die

Abb.: Minimalhaus. Treppe gewendet mittig

Zugänge von vorne und hinten führen zu drei Durchgangsräume oder schmalen Räumen mit seitlichem Flur. Wegen der Nähe zu Straße und Hof sowie der Durchgangssituation sollten hier 'Gemeinschaftsräume' liegen, die von allen im Haus genutzt werden (können).

- Im Hochparterre vorne ist die beste Lage im Haus. Es ist zwar Durchgangszimmer (oder schmales Zimmer), aber man sieht, was auf der Straße los ist. Hier liegt das Wohnzimmer oder Empfangszimmer.
- Im Hochparterre hinten ist die Küche als Ergänzung des Wohnzimmers. Dieser Raum ist kein Durchgangszimmer und könnte deshalb auch Zimmer eines Bewohners sein. Die Küche könnte dann als Koch- und Waschküche im Souterrain am Hof liegen. Oder sie ist im Hochparterre vorne als Wohnküche mit Blick auf die Straße.
- Im Souterrain vorne ist der einzige Raum, der von außen einsehbar ist, weil er tiefer liegt als die Straße. Hier kann deshalb kein Aufenthaltsraum sein. Im Anschluss an den Vorgarten können hier täglich genutzte Sachen abgestellt werden, z.B. Fahrräder oder Kinderwagen. Eine Nutzung als Werkstatt ist auch denkbar, weil über den Zugang von außen leicht Material rein und raus gebracht werden kann.
- Im Souterrain hinten könnte allerdings auch eine Werkstatt sein, die ideal durch den Hof ergänzt wird. Traditionell ist hier die Waschküche für die der Hof auch eine gute Ergänzung ist z.B. zum Wäschetrocknen). Wenn hier statt eines gemeinsamen Wirtschaftsraums ein privates Zimmer ist, wird der Hof zur Terrasse (für nur einen Bewohner).
- Im Souterrain gibt es auch ein WC oder WC mit Dusche, was im Hochparterre fehlt. Ich halte es für akzeptabel, dass man von dort aus eine Treppe laufen muss, um aufs Klo zu gehen.
- Hinter dem Souterrain gibt es als wesentliche Ergänzung des Hauses den Hof. Dieser hat mit 3,8 Metern kaum mehr Breite als ein Zimmer. Weil man sich hier noch dichter auf der Pelle hockt als bei normalen Reihenhäusern, habe ich als Grenze 2 Meter hohe geschlossene Wände eingezeichnet. Ob die Breite des Hofes ausreicht, kann ich bisher nicht einschätzen.

In der **oberen Etage und der Dachetage** gibt es zwei Zimmer und zwei Kammern. Die Dachkammer ganz oben ist schon abgelegen. In der Dachetage ist ein Bad möglich.

Genauso schmal aber ganz was anderes

Wenn das vordere Zimmer im Hochparterre breit sein soll, ohne zum Durchgangszimmer zu werden, muss der Zugang in der untersten Etage liegen: Diese sollte dann mindestens eine Stufe höher liegen als der Vorgarten. Das Hofparterre wird zum Erdgeschoss und das Hochparterre zur Beletage. Im Vorgarten ist bei diesem Beispiel deutlich mehr Platz. Der vordere Raum in der untersten Etage wird eine Diele, die den Flur des letzten Beispiels ersetzt. Treppenflur und Wohnzimmer liegen also bei diesem Beispiel nicht mehr nebenein-

ander, sondern übereinander (und hintereinander). Die Hausbreite richtet sich also nicht mehr nach der Breite von Zimmer und Flur, sondern nur noch nach der Zimmerbreite. In die Diele kann man von außen mehr oder weniger hineinschauen. Was macht man mit so viel einsehbarem Platz? Einen Laden? Oder nur Fahrräder abstellen? Da es keinen separaten Besuchereingang gibt, muss dieser Raum für den Empfang aufgeräumt sein. Wenn das Hochparterre aufgehoben wird, ist das Haus eben kein Haus mehr.

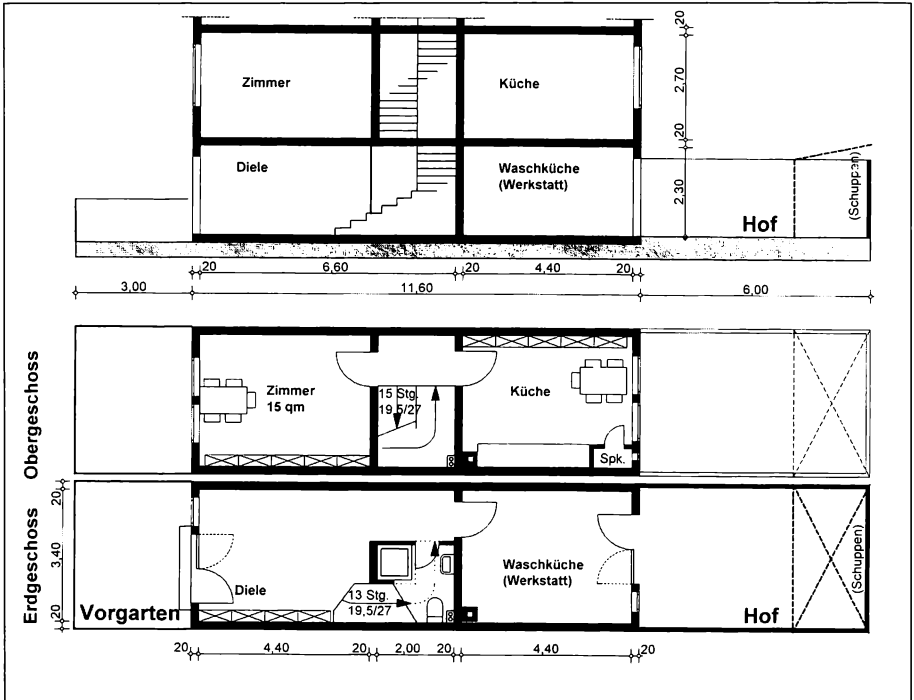


Abb. Minimalhaus 3,8 m breit Schnitt + Grundrisse EG + OG

Was bringt diese Sparsamkeit?

Zum Vergleich der Kosten gehe ich von folgenden Preisen aus:

- Baulandkosten (erschlossen): 200 € je qm,
 - Baukosten schlüsselfertig 1000 € je qm Nutzfläche,
 - Baukosten Rohbau, gedämmt (60 %) 600 € je qm Nutzfläche,
- (vgl. Schmitz u.a.: Baukosten Neubau 2002)

Die Kosten für Grundstück und Haus sind in der Tabelle aufgeführt.

Die Kostenschätzung lässt den zweiten und vierten Fall vergleichen, weil hier die aufgebaute Wohnfläche jeweils gleich ist, nämlich 130 qm. Unter den angenommenen Voraussetzungen ist das schmale Haus etwa 25 % oder 47.000 € preiswerter als das breite.

- Hiervon sind nur 11.000 € für das größere Grundstück, das ist nur ein Viertel der Mehrkosten. Bei den angenommenen Baulandpreisen spart das schmale Grundstück also relativ wenig. In sehr teuren Lagen mit 10-fachen Grundstückspreisen, z.B. München, kann man dagegen mit einem schmalen Grundstück so viel Geld sparen, wie hier das ganze schmale Haus kostet. (Wie denn - gibt's das dann umsonst?)
- Dagegen kostet die Ausbaureserve beim breiten Haus 36.000 €, was schon ein erheblicher Betrag ist, wenn man den Platz sicher nicht braucht. Bloß, wer weiß das schon? Die 36.000 € kann man aber auch sparen, wenn man ein Geschoss weglässt, das ist der dritte Fall in der Tabelle. Und so sind ja auch viele Häuser gebaut. Es fehlt dann eine Etage, was sich auf die Zonierung über die Haushöhe auswirkt. Der Dachboden als entlegenster Bereich von der Straße aus, fehlt. Und die Dichte im Quartier ist geringer, was sich auf die Angebote an Geschäften etc. auswirkt. Dafür haben aber die Bewohner ein Grundstück und ein Haus mit einer „normalen“ Breite und wenn alle Stricke reißen, kann man das Haus noch aufstocken. Bei dem schmalen Haus ist das sinnlos, weil die Wege im Haus zu weit werden.

6 Meter Haus, komplett ausgebaut (190 qm)

			Betrag (€)
- Grundstück, 6 x 25 m	150 qm	200	30.000
- Nutzfläche, 3,5 Geschosse x 55 qm	190 qm	1.000	190.000
Summe (je qm Nutzfläche)	190 qm	1.158^r	220.000

6 Meter Haus, nur zum Teil ausgebaut (130 qm)

- Grundstück, 6 x 25 m	150 qm	200	30.000
- Nutzfläche ausgebaut	130 qm	1.000	130.000
- Nutzfläche im Rohbau (gedämmt)	60 qm	600	36.000
Summe (je qm Nutzfläche)	190 qm	1.032	196.000

6 Meter Haus, mit 1 Geschoss weniger (130 qm)

- Grundstück, 6 x 25 m	150 qm	200	30.000
- Nutzfläche ausgebaut	130 qm	1.000	130.000
Summe (je qm Nutzfläche)	130 qm	1.231	160.000

3,8 Meter Haus, komplett ausgebaut (130 qm)

- Grundstück, 3,8 x 25 m	95 qm	200	19.000
- Nutzfläche, 3,5 Geschosse x 37 qm	130 qm	1.000	130.000
Summe (je qm Nutzfläche)	130 qm	1.146^r	149.000

Folgerung

Sehr schmale Reihenhäuser sind möglich, und zwar mit einer ähnlichen Haus- und Grundstücksorganisation wie bei breiteren Häusern. Die Wege im Haus sind allerdings recht weit, dafür, dass man nur wenige Räume miteinander verbindet. Die Erschließungsfläche bleibt absolut gleich gegenüber dem breiten Haus, anteilig an der Gesamtfläche ist sie wesentlich höher. Außerdem ist die Kostenersparnis gegenüber einem breiteren Haus mit einer Etage weniger gering, weil die Baukosten etwa gleich bleiben (nach meiner Schätzung). Ich nehme auch an, dass ein 2 1/2- etagiges Haus (inkl. Souterrain) ausreichend über die verschiedenen Etagen „zoniert“ ist, dass man also besser auf eine Etage verzichtet als schmal zu bauen.



Hallo Florian

Beiliegend schicke ich Dir meinen Text zum Minimal-Haus. Ich konnte mich damit ja mal entwurfsmäßig so richtig austoben, und habe, denke ich, trotzdem auch was gelernt. Allerdings merke ich auch im Nachhinein, dass ich für das Thema: Bauen für das Existenzminimum noch eine Menge zu lesen und zu schreiben hätte. Ich habe zum Beispiel jetzt wieder mal in das Buch „Stadtrand-siedlung“ über die Süsterfeldsiedlung in Kassel reingeschaut: Ein ganz spannendes Projekt! Ich finde, man sieht dabei ganz gut, dass heute die Standards eigentlich viel zu hoch geschraubt sind, dass also so viel übliches erfüllt werden muss, dass dann ein Haus nicht mehr geht, schon gar nicht ein eigenes. Und das sollte doch üblich sein, zumindest für die, die es wollen. Behaupte ich mal. Denn es wäre doch gerade für Leute mit wenig Kohle klasse, einen Platz zum eigenen Wirtschaften zu haben, z.B. für 200 € monatlich. Mit diesem Betrag, der ungefähr die Kaltmiete ist, die bei Hartz IV bezahlt wird, ließe sich immerhin - in Zins und Abtrag investiert - ein Haus für ungefähr 50.000 € finanzieren. Das ärgert mich schon lange, aber letztendlich ist es auch kein bauliches, sondern ein politisches Problem. Was kann man da machen?

Schönen Gruß und ich freue mich auf Euer Fest.

Preisgekrönter Entwurf des modernen Reihenhauses

Die Siedlung ist ein Projekt des Modellvorhabens "Kostengünstiger Wohnungsbau" das ab 1994 durch die Oberste Baubehörde des Bayerischen Staatsministeriums des Innern initiiert wurde.

"Das Programm fördert den „Bau von qualitativ hochwertigen Wohngebäuden, die durch Kosten sparende Bauweise einen Beitrag zur sozialverantwortlichen Wohnraumversorgung leisten“. Dadurch sollten „mit reduzierten Normen und Standards alle denkbaren Wege zur weiteren Senkung der Baukosten ausgelotet werden [...]. Das Modellvorhaben bestätigte, dass die größten Einsparungen durch grundsätzliche Entscheidungen zu Beginn des Planungsprozesses erzielt werden können. Trotz der großen Einsparungen zeigen die Projekte eine hohe Qualität von Architektur und Wohnumfeld. Sie machen deutlich, dass kostengünstiges Bauen nicht an bestimmte Baustoffe oder Konstruktionssysteme gebunden ist, aber auch, dass alle am Bau Beteiligten konsequent auf dieses Ziel hinarbeiten müssen, um hohe Qualität zu niedrigen Kosten zu erreichen.“

(Oberste Baubehörde im Bayer. Staatsministerium des Innern,
Internet: <http://www.experimenteller-wohnungsbau.bayern.de>)

Das ist doch schön formuliert: 'Senkung der Baukosten'. Die Baubehörde denkt in Steinen und Zement. Und folgerichtig schreiben sie von Wohngebäude. Der Entwurf für Eichenau, eine Gemeinde im Münchner Umland, ging als 1. Preis aus dem Architektenwettbewerb 1995 sowie 1998 hervor. Insgesamt wurden hier in S-Bahn-Nähe knapp 100 Wohneinheiten errichtet. Davon etwa 60 als Geschoßwohnungsbau und ‚gebauter Lärmschutz‘ zur S-Bahn. 36 Wohneinheiten wurden als ‚Reihenhäuser‘ („3/4/5 - Zimmer Reiheneigenheime“) tituiert, wobei davon 8 Wohneinheiten eigentlich Doppelhaushälften sind. 2000 wurde mit dem Bau begonnen, 2003 wurde die Bebauung fertiggestellt.

Aus dem ‚Werbetext‘:

„PROJEKTbeschreibung

... Zur Bahnlinie hin, im Norden, befinden sich drei U-förmige, dreigeschossige Wohngebäude, deren Grundrisse nach Gesichtspunkten des Lärmschutzes organisiert sind und die den Rest der Siedlung und einen Quartiersgrünzug von den Geräuschen der S-Bahn abschirmen.

Die Geschosswohnungsbauten sind versetzt, in kleinem Abstand voneinander, angeordnet. Durch diese Positionierung konnte ein Treppenhaus eingespart werden. Das Ecktreppenhaus eines Baukörpers erschließt über verglaste Brücken auch Wohnungen der Nachbargebäude. Die Brücken verhindern, dass Bahnlärm zwischen den Gebäuden in die Wohnsiedlung dringen kann. In den Geschosswohnungsbauten befinden sich 60 Mietwohnungen, die mit 2- bis 6-Zimmern ein vielfältiges Wohnungsangebot bieten. Die Grundrisse sind durchweg lärmgeschützt und energieeffizient gestaltet: Nutzräume mit kleinen Fenstern sind zur Bahn (nach Norden), Wohn- und Schlafräume mit großen Fenstern zu den ruhigen Innenhöfen (nach Süden) gewandt.

Die angrenzende Reihenhaussiedlung besteht aus 36 Häusern, die nach Süden orientiert sind. In Verbindung mit geringen Haustiefen entstanden so - trotz hoher Baudichte - gut nutzbare Gärten und helle Innenräume. In der Siedlung werden verschiedene Haustypen angeboten: vom "Starterhaus" mit 3 Zimmern über das "Basishaus" mit 4 Zimmern (beide

2-geschossig) bis zum 3-geschossigen "Stadthaus" mit 5 Zimmern. Die Grundrisse der Häuser konnten dank tragender Außenwände flexibel gestaltet werden. Die Reihenhäuser wurden zudem in Platz sparender Systembauweise aus Betonfertigteilen für Wände und Decken errichtet.

Sämtliche Gebäude im Quartier entsprechen dem Niedrigenergiestandard. Durch eine rationelle Bauweise konnten, trotz des knappen Budgets, qualitativ hochwertige und ökologisch nachhaltige Materialien verwendet werden. Eine gemeinsame Heizzentrale und die Dachentwässerung über ein Rigolensystem sind ökologisch sinnvoll und reduzieren die Betriebskosten. Ein Gemeinschaftshaus steht allen SiedlungsbewohnerInnen zur Verfügung. Da die Parkplätze des Quartiers am nördlichen Rand, zur Bahnlinie hin, konzentriert wurden, ist das Innere des Wohngebiets autofrei.

ZIELE

Lärmgeschützter, verdichteter Wohnungsbau an einer Bahnstation

ÖPNV-optimierter Standort für Miet- und Eigentumswohnungen

Autofreie Siedlung

Kosten sparendes und ökologisches Bauen

MAßNAHMEN

Gebäudeanordnung als Lärmpuffer

Grundrissorganisation nach Lärmschutz-Aspekten

Angebot verschiedener Wohnungs- und Haustypen

Parkplätze am Siedlungsrand

Niedrigenergiebauweise, Heizzentrale, Rigolenentwässerung

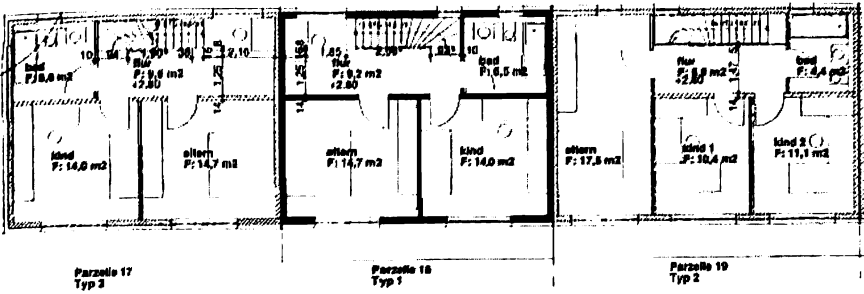
INNOVATIONEN

Durchdachte Grundrisse und eine optimierte Gebäudestellung ermöglichen ein ruhiges Wohnen in unmittelbarer Nähe zur Bahn. Dank vielfältiger Haus- und Wohnungstypen sowie Kosten sparender Bauweise profitiert heute eine gemischte Bewohnerschaft von bezahlbarem und hochwertigem Wohnraum in verkehrsgünstiger Lage."

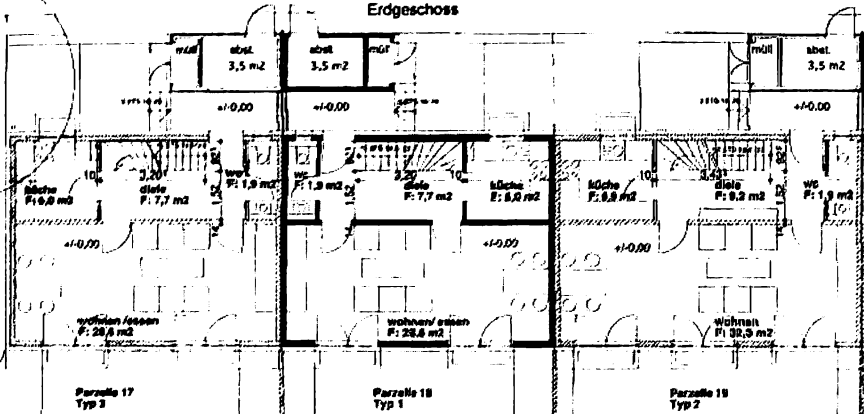
Beschreibung

Die Reihenhauseinheiten sind klassisch über Wohnwege erschlossen. Autos sind auf einem Sammelparkplatz untergebracht, die Zeilen gesüdet, also Wohnweg im Norden – Zeile – ‚privater Garten‘ – Wohnweg – Zeile etc. Wo hatten wir das nur schon? Für die Zeilen wurden drei Typen entworfen. Wir hatten bei unseren Beispielen (vgl. Tabelle Gebäude mit Reihenhauseingang) exemplarisch Typ 1. Diese Gebäudeeinheit ist traufständig organisiert, ca. 8,30 m breit und 6,80 m tief. Das Grundstück ist rd. 18,5 m tief, wobei die Zeile ein 3 m tiefes Abstandsgrün hat. Damit sind nach ‚Hinten‘ zum Wohnweg noch rd. 8,5 m übrig. Die Zeile ist zweigeschossig und mit Pultdach, ohne Dachgeschoss noch Dachspitze gebaut. Da Kellergeschosse per se etwas kosten (Stichwort „kostengünstiger Wohnungsbau“), war anfangs gedacht, optional gar keinen Keller zu bauen und dafür im Eingangsbereich ‚vorne‘ Abstellhäuschen sowie ‚hinten‘ Gartenschuppen vorzusehen. Letzten Endes wurden (zusätzlich zu den Abstellhäuschen) die Keller dann doch bei allen Einheiten gebaut. Mit einer Grundfläche von rd. 56 m² umfasst die Wohnfläche (ohne Keller) gerade einmal knapp 88 m², wobei das Wohn-/Esszimmer davon schon rd. 29 m² (≈ 32%) beansprucht.

Obergeschoss



Erdgeschoss



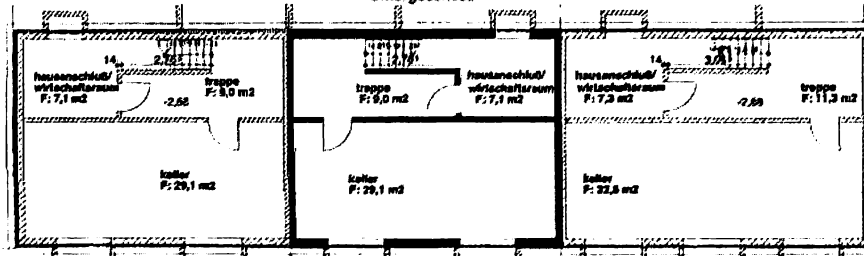
8,15

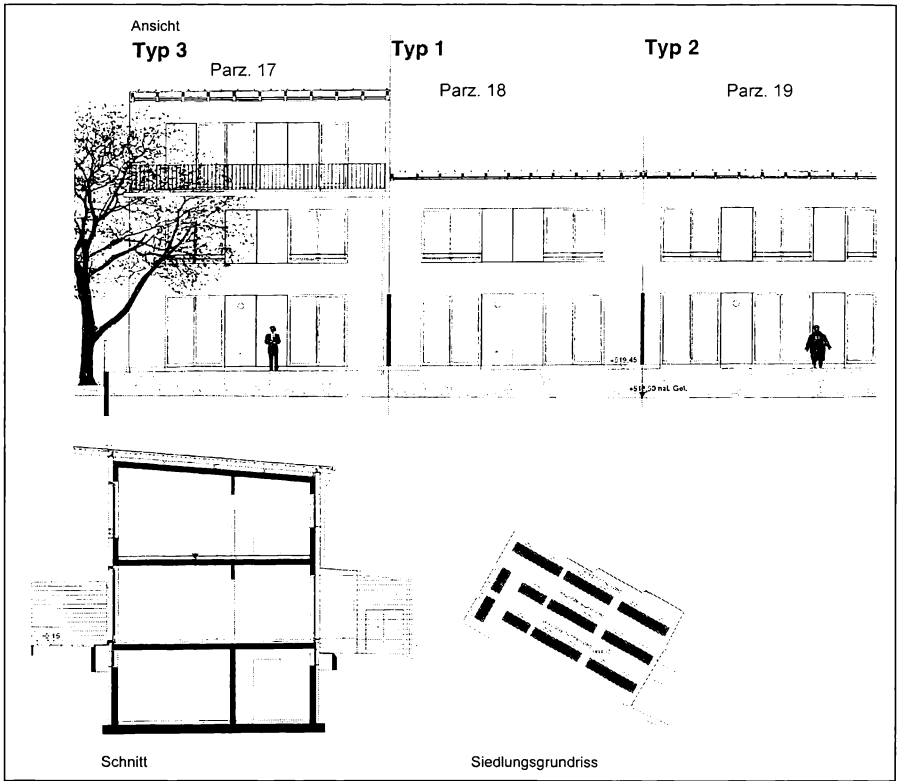
8,201

9,221



Untergeschoss





**Abb.: Preisgekrönter Entwurf eines Reihenhauses 1995 ff.
Ansicht Schnitt Siedlungsgrundriss**

Das hatten wir doch schon einmal

Der Entwurf zeigt nichts Neues. Hier ist alles verwurstet, was schon einmal da war und wird als Mogelpackung neu verpackt. Bauen für das Existenzminimum gab es schon immer, das je nach Entwurf mal sympathischer, mal weniger sympathisch daherkommt, aber die Bewohner immer gleich entmündigt. Als Beispiele wären die Fuggerei in Augsburg zu nennen (vgl. KÜBLER 1999) oder die Katen in Mecklenburg-Vorpommern und der Werkwohnungsbaubau im Ruhrgebiet. Vom Siedlungstyp entspricht der Entwurf den klassischen und allseits bekannten Reihenhauseszeilen mit Licht, Luft und Sonne, die ab den 20er Jahren per Wohnwege und obligatorischer ‚Einsüdung‘ (vgl. BÖSE-VETTER 1981) autofrei und mit Sammelparkplätzen errichtet wurden. Die Folgen, die Auflösung von Vorne und Hinten, des Hausens und Wirtschaftens, die Zerstörung des Außenhauses zum erweiterten Wohnzimmer, Aufhebung von Quartieren in

Wohnsilos, funktionale Gliederung in Sammelstraßen/Bahnen etc.etc.etc. sind bekannt. Lärmschutzwohnen, das i.d.R. durch ‚sozialen‘ Geschosswohnungsbau die besseren Häuser abschirmt, ist auch schon dagewesen. Die Drehung zu traufständigen Wohnungsgrundrissen ist ebenso geläufig und führt zur klassischen ‚Scheißhaus-Architektur‘. Das WC wird zum Empfangszimmer und rutscht als unwichtiger Funktionsraum nach ‚Vorne‘, das immer im Norden (oder Osten) und auf der Eingangsseite liegt. Der Hauseingang rückt infolgedessen von der Seite etwas zur Mitte. Dadurch wird das 2. Zimmer so klein, dass nur noch ein weiterer unwichtiger Raum darin untergebracht werden kann, i.d.R. die Küche. Hier hat dann die Hausfrau bestens Überblick auf ihre spielenden Kinder auf dem Wohnweg oder dem Abstandsgrün. Die Empfangsseite der ‚Häuser‘, die eigentlichen Augen, die auf die Straße gerichtet sein müssten (JACOBS 1963/1993), wird hierdurch blind, weil die Eingangsseite nur ‚unwichtige‘ Räume enthält. Die Bevormundung und Entmündigung der Bewohner ist allseits seit Corbusier, May, Schwagenscheidt, Göderitz & Co. bekannt, beliebt und berüchtigt.

Schließlich müssen die Entwerfer ja am allerbesten wissen, was für die Bewohner gut zu haben ist, zumal sich diese ja glücklich schätzen müssen, überhaupt so günstig Wohnraum zu bekommen. Argumentiert wird die Traufständigkeit der Wohneinheit i.d.R. damit, dass ‚Platz‘ zu den Nachbarn hergestellt wird und nicht wie üblich ein Nachbar direkt neben dem anderen sitzt und man sich auf die Pelle rückt. Traufständigkeit suggeriert Platz und Abstand zum Nachbarn, der deshalb erst recht fehlt. Eine Hausbreite von 8,30 m bringt in der Breite nicht viel mehr Abstand zum Nachbarn als 6,00 m. Die Folgen der Drehung sind die Aufhebung der Zonierung sowie die damit einhergehende immens schlechtere Brauchbarkeit der Grundrisse. Eine quadratische Grünfläche ist kaum noch nutzbar, eine Zonierung nicht mehr möglich und die Veröffentlichung mittels angrenzender Wohnwege besorgt den Rest.

‘Gute Absichten‘ entschuldigen keine Unwissenheit

Angesichts der professionellen Kurzatmigkeit verwundert es kaum, dass in diesem Fall der Entwurf auch noch als Modellprojekt preisgekrönt wurde. Die schön umschriebenen Worte zeugen eher von Unwissenheit als von frecher Ignoranz. Trotzdem entschuldigen die sogenannten ‚guten Absichten‘ (NADOLNY 1990) nicht die Unwissenheit der Entwurfsprofession sowie den offensichtlichen Wissensmangel von bewährten Beispielen flächensparender und kostengünstiger Häuser. Dass dieser Siedlungstyp dann auch noch „Platz sparen“ soll, ist Unsinn, schließt man die ganzen Folgen und den Erschließungsaufwand mit ein (BELLIN, F., HÜLBUSCH, K.H.(HRSG.) 2006). Besonders heikel ist das Thema Flächensparsamkeit in Verbindung mit Kostengünstig, wenn man

bedenkt, dass an diesem Ort im Münchner Umland höchste Bodenpreise (rd. 500 €/m² Bauland) zu zahlen sind. Allerdings ist auch hier die Idee, dass dies eine flächensparende Bebauung sei, absurd, weil wie üblich aller mögliche Folgemüll wie doppelte Erschließung, Sammelparken, Abstandsgrün etc. nicht gerechnet werden. Auch unter ‚gut nutzbaren Gärten‘ dürfte man etwas anderes verstehen als die grüne Abstandsfläche auf dem Präsentierteller. Die Grundrisse der Gebäude können nicht „flexibel gestaltet werden“, da gar nichts anderes untergebracht werden kann. Dass bei diesem Minimum und Geiz dann auch noch das Wohnzimmer auf 29 m² aufgeblasen wird, macht die restlichen Räume zu Abstellkammern. Wobei die 29 m² eben auch keine 29 m² sind, da hierin die ‚Halle‘ steckt und jede Menge versteckte Erschließungsfläche enthalten ist. Das Kinder- und Schlafzimmer ist mit rd. 14 m² noch relativ groß. Die Zimmer sind jedoch quadratisch und weder praktisch noch gut. Quadratische Räume sind einfach nicht so gut nutzbar wie rechteckige (SCHARLA 2003). Zudem wird das Thema der Hauswirtschaft durch die einzigen drei großen Räume (Wohnzimmer, Kinderzimmer, Schlafzimmer) völlig ausgeblendet. Für die Hauswirtschaft gibt es keinen Platz. Diese sogenannten ‚Häuser‘ sind Wohnungen. Eine Hauswirtschaft scheint nach Meinung der Entwerfer gerade für Leute, die auf „kostengünstigen Wohnungsbau“ angewiesen sind, nicht nötig zu sein. Keller, ohnehin nicht zwingend vorgesehen, machen ohne Kellerausgang eine Hauswirtschaft unmöglich. Da kann dann maximal die Tiefkühltruhe für die Fertigpizza und der Trockner stehen. Die ‚kostengünstigen‘ Zeilen werden, sobald sie in die Jahre kommen, wie alle anderen herkömmlichen Zeilen einen Wertverlust erleiden, da keinerlei Gebrauchsqualität darin steckt. Dies wird in diesem Fall abgemildert durch die Lage an der S-Bahn. Ansonsten ist das alles ein langweiliger Hut. Hier werden keine Gebrauchswerte geschaffen, Häuser, die die Bewohner zum Hausen nutzen könnten, Häuser die man nach Geldbeutel ausbauen kann, die ‚wachsen‘ können, ohne dass von Anfang an die Hauswirtschaft verhindert wird. Doch solche Planungen sind unspektakulär, langweilig und nicht modern. Nur komisch, dass genau diese Dinge über lange Zeit erhalten bleiben und mit dauerhafter Nachfrage einen Wertzuwachs haben, dass genau diese Häuser nur noch bestimmte Schichten sich leisten können. Und genau dieser Wertzuwachs ist eben in der Gebrauchsqualität begründet. Ursprünglich wurden die Häuser kostengünstig gebaut. Hier wäre doch der Ansatz, kostengünstig zu bauen und eine Anreicherung oder zumindest über einen Wertzuwachs zu erhalten, der die Geldentwertung ausgleicht. Gleichzeitig würden Häuser organisiert, die einen Haushalt ermöglichen. Von Beispielen und Vorbildern lernen, gut ‚kopieren statt erfinden‘ (Culot, M. 1978), ist eine Tugend, die Entwerfer an den Universitäten nicht lernen.

Die Villa 'Kunterbunt' in der Sonne

Rezeption und Ideologie des Einfamiliengebäudes

Herleitungen des Einfamiliengebäudes sind mehrfach geschrieben worden (s. z.B. BENTMAN & MÜLLER 1992; vgl. jüngst bei TROLL, H. 2005). Die Wurzeln sind leicht bei der Villa und ideologisch im Bürgertum zu finden. So gewiss die Kolportage der Förmchen in der Profession ist, so ungewiss ist das aktuelle Bewusstsein des Wissens bzw. der Handhabung historischer Vorbilder. Konkret heißt das, das Einfamiliengebäude wird keineswegs im ‚hellsichtigen‘ (SCHÜTZ) Bewusstsein der Renaissance-Villa gebaut und zwar in der Regel weder auf Seiten der Bauleute, noch auf Seiten des Entwerfers oder der genehmigenden Behörden. Interessant mag deshalb vielleicht sein, nach der Rezeptionsgeschichte von ‚Mythen‘ bzw. Illusionen zu suchen, wie sie ja auch schon in der Geschichte der Renaissance-Villa anwesend waren (s. BENTMAN & MÜLLER 1992). Zu diesen Mythen zählen aktuell neben der Fülle von Bildern und Vorlagen aus Zeitschriften, Filmen und Werbespots vermutlich Literaturvorlagen, wie die ‚Villa Kunterbunt‘ im Kinderbuch und ebenso ‚Das Haus in der Sonne‘ des schwedischen Künstlers Karl Larsson. Die Beispiele mögen exemplarisch für viele weitere stehen.

Zuvor werden wir noch einen Blick auf die möglichen Absichten, Einfamiliengebäude zu bauen, werfen, denn die liegen, wie die Rezeptionsgeschichte, nicht ganz so offen, wie die Erklärungen anhand des ‚symbolischen Kapitals‘ (BOURDIEU 1976) oder ‚Statussymbols‘ nahe legen. Das ‚symbolische Kapital‘ liefert die Erklärung einer Bedeutung, nicht aber umstandslos die Erklärung für die Wahl der Förmchen oder ‚Versatzstücke‘ und auch nicht für die Bedenkenlosigkeit der Überlieferung ‚brauchlos‘ zu bauen. ‚Symbolisches Kapital‘ muss weder zwangsläufig mit der Unbrauchbarkeit des Gebäudes einhergehen (vgl. VEBLEN 1899; KULLA 1999), noch wird es zwangsläufig bedenkenlos bzw. ahnungslos gehandhabt.

Gebaute Geologie

Erklärungen zum Einfamiliengebäude sind mühsam aufzubringen, weil die Vermutungen zu den Absichten auf Absichtslosigkeit treffen aber anders herum die Gleichartigkeit der Entwürfe Beliebigkeit ausschließt, also auf Absichten bzw. ‚Überzeugungen‘ verweist. Das könnte darauf hinweisen, dass die unterstellten ‚Absichten‘ ahnungslos, also unbewußt weitergereicht werden, was nicht ungewöhnlich wäre, wenn wir bedenken, dass ein Gutteil dessen, was wir erben, unerklärt auf uns kommt (s. Zufallsdebatte Großstelzendorf). Bebauung ist kulturbürtige Geologie (MOES, G. 1992), die wir unbedacht nehmen, wie sie ist und Eltern sind auch im immateriell bedeutsamen Sinne meistens ohne es zu ahnen ‚Weltenbauer‘ (BERGER, P.L. 1972) für die Kinder. Sie genießen das Privileg

und die Verantwortung gegenüber den Kindern, die Welt auszulegen, zu definieren, was was ist und wozu zu gebrauchen und wer wie heißt.

„Andere haben die Welt so geschaffen, wie sie war, als wir sie betraten. Das ist ein Teil unseres Erbes. Wenn ich jetzt aus dem Fenster schaue, dann denke ich vielleicht gar nicht mehr an die Menschen, die diese Pflaumenbäume einst pflanzten. Ich sehe sie einfach als Bäume. Doch eigentlich sollte ich mir vor Augen halten, dass die Arbeiter beim Pflanzen an uns gedacht haben. Sie wussten, dass der Pflaumenbaum sie überleben würde, und sie stellten sich ihrerseits Menschen vor, die Pflaumen ernten würden, um daraus Schnaps zu brennen. In einem ganz bestimmten Sinne existieren wir also schon in der Arbeit, die damals geleistet wurde.“ (BERGER, J. 1991: 2)

Wie weit die Erinnerung moralisch verpflichtend ist, sei dahin gestellt. Wie NEEF weist auch BERGER darauf hin, dass unser Platz in der Welt vor-verfertigt ist.

Wir können uns darin bewegen und die Dinge gebrauchen, ohne den ‚originären‘ (HARD) Sinn oder sämtliche Handlungs-/Gebrauchsspielräume zu kennen.

Ein Beispiel:

Ein Kind, das in einem Einfamiliengebäude groß wird, nimmt das Gebäude, wie den Rasen drumherum oder Bäume im Garten als Gegeben hin, wie ‚Natur‘, ob erste, zweite oder dritte ist dabei für das Kind gleichgültig (s. BERGER, P.L. 1972).

Die Erfahrung und damit Vorstellungsfähigkeit, Wände umzubauen, an anderen Stellen Löcher in die Wand zu machen, um andere Aus- oder Eingänge zu haben, besteht nicht. Wann, ob und in welchem Ausmaß das Kind im Leben die Erfahrung machen wird, ist offen. Wenn wir mit Bauleuten jene Entwürfe debattieren, die sie für sich ins Auge gefasst haben, müssen wir damit rechnen, dass die Fähigkeit, Freiräume am Gebrauch zu messen nicht besteht.

Eine Anekdote mag der weiteren Illustration dienen.

Als ich eines Tages vom ewigen Türschlagen meiner damals 3 und 5 Jahre alten Kinder entnervt war, habe ich kurzerhand die Tür ausgehängt, was die beiden fassungslos zur Kenntnis nahmen und mit Staunen kommentierten. Anders herum teilte M. Zeihe die Begeisterung seines Sohnes mit, als der Vater eine Wand durchbrach, um ein bis dahin nicht zur Wohnung gehörendes Zimmer zu erschließen. Beide Möglichkeiten waren den Kindern unbekannt.

Beim Garten ist die Festigkeit der Geologie ein wenig anders. Die Arbeit im Garten, zumindest die Pflege des grünen Bildes ist für das Kind präsent und Veränderungen im Garten werden nicht nur häufig von den Eltern selbst wahrgenommen und z.T. regelmäßig wiederholt, sondern sind auch relativ mühelos finanzierbar, wie das Umgraben des Bodens z.B. Wir können also in einem Planungsgespräch zur Organisation des Gartens zum Einfamiliengebäude auf Erfahrungen der Gartenaneignung verweisen und davon ausgehen, dass Änderungen für möglich und leistbar gehalten werden. Bei der Kritik des Gebäudes aber, in der wir ebenfalls auf die Erfahrung verweisen, ist mit Widerspruch und

Abweisung seitens der Kundschaft schon deshalb zu rechnen, weil die Veränderung unerreichbar scheint oder aber ökonomisch real unmöglich ist.

„das Werk war vollbracht, die Geldmittel waren verbraten, beträchtliche Summen sogar, etwas zu verändern war bereits unmöglich.“ (RASPUTIN, V. 1976: 109)

Verdrängung – oder: Wo ist der Nebel geblieben?

Einer Anekdote von J. Kulla folgend, hielt dieser als Kind den Smog des Ruhrgebietes in Bochum für Nebel. Ein Kind weiß es nicht besser, kann man einwenden. Wenn Erwachsene ohne mit der Wimper zu zucken unbrauchbare Grünflächen und Einfamiliengebäude bauen und wir sie darauf hinweisen in der Hoffnung, sie wären über ihren Irrtum erfreut, sehen wir uns in aller Regel getäuscht. Ein Satz wie: 'Ich wohne in einem vollkommen idiotisch organisierten Gebäude.' wird nur über die Lippen gehen, wer die Wahl hat, woanders hinzuziehen. Ansonsten leben wir lieber mit dem halb bewussten Irrtum³. Es hat also nicht nur mit Gewöhnung zu tun, wenn wir uns weigern, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, sondern damit, ob wir ertragen, dass wir nichts daran ändern können, wie die Wirklichkeit ist. Die Klage über die Verhältnisse funktioniert übrigens tendenziell anders herum: sie verweigert eine mögliche Veränderung.

Das ‚Opfer‘. – Leben mit dem Barcelona-Stuhl

Zwar ist die Bebauung fassbarer und zugleich handhabbarer. Aber die immateriellen Anteile unseres Erbes sind in der Wirkung auch nicht zu verachten. Wie mag es zum Beispiel jenem Kind ergangen sein, das in T. WOLFES Kritik des Bauhauses noch in den Windeln lag und dessen Eltern eifrig an allem sparten, was ging, dessen Mutter die Windeln selbst wusch, um etwas zu kaufen, dessen Gebrauchswert zweifelhaft und dessen sonstiger ‚Wert‘ eher in der Ermahnung – Mal da nicht mit dem Stift drauf rum! – zu Ohren kam? Was ist da latent hängen geblieben, die ‚Gefährlichkeit‘ (‚Vorsicht, gibt Schimpfe‘) des Barcelona-Stuhls oder der Windelgeruch?

„In Wahrheit sah es so aus, dass sich die Architekturstudenten in eben dieser Schachtel befanden, in jener Schachtel, die Verbund-Architekten vor zwanzig Jahren in Europa über ihnen zusammengefaltet hatten.“ (WOLFE 1993: 63)

„Dass Baumeister in den 50er Jahren diese Schachteln als Luxus anbieten konnten, ohne mit dem Nasenflügel zu beben, und dass gebildete Männer und Frauen sie als Luxus akzeptierten, ohne mit der Wimper zu zucken -: dies ist objektives Zeugnis“...“für die Macht, die der Silberprinz [gemeint ist Gropius; A.d.V] und seine Kolonial-Legionen nach dem Zweiten Weltkrieg in Amerika ausübten.“ (WOLFE: 1993: 74f.)

„Die Wohnung jedes jungen Architekten und die Bude jedes Architekturstudenten war diese Schachtel und dieser Schrein. Und in diesem Schrein war immer die gleiche Ikone. Ich sehe sie noch vor mir. Das Wohnzimmer war ein schäbiger kleiner Raum im Hinterhaus einer Mietskaserne ohne Aufzug. Das Sofa war eine Matratze auf einer

³) Natürlich ist die Unterstellung der ‚Verdrängung‘ unstatthaft im Gespräch (s. LAING, R.D. 1971), weil wir mit dem Unbewussten nicht sprechen können. Nehmen wir unser Gegenüber ernst, sind wir auf das verwiesen, was wir einander sagen.

schlichten Tür, die auf Ziegelsteinen ruhte, das Ganze mit einer Mönchskutte bedeckt. Als Vorhang diente weiterer Kuttenstoff, und auf dem Fußboden lag ein Sisalteppich, der morgens Cordrippen auf den Fußsohlen hinterließ.“...“Und auf einem Ende des Teppichs stand er dann, der *Barcelona-Stuhl*. Mies hatte ihn für seinen deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Barcelona 1929 entworfen. Er war das platonische Ideal *Stuhl*, ganz pur in Arbeitersiedlungs-Stahl gehalten, das perfekte Stück Möbel-Design des zwanzigsten Jahrhunderts. Für den Barcelona-Stuhl musste man jedoch den erschütternden Preis von 550 Dollar hinlegen, im Großeinkauf. Wenn man dieses heilige Objekt auf dem Sisalteppich sah, wusste man, dass man sich in einem Haushalt befand, in dem ein eben flügge gewordener Architekt und seine junge Frau alles geopfert hatten, um das Symbol der göttlichen Mission in ihrem Heim aufstellen zu können. Fünfhundertfünfzig Dollar! Sie brachte die Windeln schon lange nicht mehr in die Wäscherei, sondern wusch sie mit der Hand. Das ging so weit, dass ich, gleichgültig, wo ich war, sofort – nach dem klassischen Stimulus-Reaktions-Muster – wenn ich einen Barcelona-Stuhl sah, sauer gewordene Windeln zu riechen begann.

Aber wenn sie den Stuhl schon hatten -, warum wusch sie die Windeln immer noch mit der Hand? Weil ein Stuhl nur die halbe Reise nach Mekka war. Mies verwendete sie immer in Paaren. Der Stand der Gnade, die strahlende Stadt -: das waren zwei Barcelona-Stühle, auf jeder Seite des Sisalteppichs einer, vor dem Sofa aus der schlichten Tür, unter dem Licht der Heizlampen-Reflektoren.“ (WOLFE 1993: 63f.)

„Jeden Sonntag druckte das *New York Times Magazine* in seiner Design-Rubrik ein Bild der gleichen Sorte von Wohnung ab. [...] Es gab immer eine Sitzgruppe mit Stühlen aus gebogenem Rohr, welche Le Corbusier abgesegnet hatte und auf denen nie jemand saß, weil sie einen im Kreuz erwischten wie ein Karatehieb. Der Esszimmertisch war eine glatte Platte aus hellen Holz [...], und drumherum stand ein Satz S-förmiger Stahlrohrstühle mit einer Sitzfläche aus Spanischrohr; Mies van der Rohe hatte sie entworfen; sie sind die zweitberühmtesten Stühle des zwanzigsten Jahrhunderts; sein Barcelona-Stuhl ist der berühmteste; aber sie gehören auch zu den fünf am verheerendsten entworfenen, so dass, bis der Hauptgang aufgetragen wurde, mindestens ein Gast kopfüber in die Hummer-Bisque abgekippt war.“ (WOLFE 1993: 75)

„Wenn ein junger Mann auf diese Weise gelitten und Opfer gebracht hatte, [...] - wer konnte ihn dann draußen in der großen Welt noch aufhalten?“ (WOLFE 1993: 64)

Was von außen betrachtet als Irrsinn erscheint, ist nicht neu. Genau diese Beschreibungen des Bauhauses, in denen VEBLENS Beobachtungen zum Demonstrativen Müßiggang und BOURDIEUS Beschreibungen zum Symbolischen Kapital üppig vertreten sind, kennen wir überall aus der Profession. Sei es PÜCKLERS vollkommen irrationaler ökonomischer ‚Mord‘ mit zwei brauchlosen Parks oder Hausmanns brauchloser ökonomischer ‚Selbstmord‘ von Paris einschließlich des französischen Staates und natürlich nahe liegender fast sämtlicher Gartenämter, die mehr oder weniger direkt zum Ruin der Stadtkassen wie zur Abschaffung ihrer selbst beigetragen haben, ohne irgendeine Einsicht oder nachvollziehbare Begründung vorzulegen (s. LÜHRS; HÜLBUSCH 1993; HARD; KNITTEL et al. 1990).

Gegen die ‚Brauchbarkeit‘ wird eingewandt, dass die Vergeudung eben eine Möglichkeit sei, das eigene Geld zu verprassen (das Recht auf die falschen Bedürfnisse und dergleichen), damit könne man schließlich machen, was man

wolle. Das verrückte am oben beschriebenen ‚Opfer‘ ist die Besinnungslosigkeit, woraus die berechnete Frage folgt, ob denn ein unbewusstes Opfer überhaupt ein ‚Opfer‘ sei. Die Besinnungslosigkeit erstreckt sich nicht auf das Sparen für ein bestimmtes Ziel. Im ‚Sparen‘ ist das Opfern prinzipiell enthalten. Aber die Aufmerksamkeit gilt nicht – wie im rituellen Opfer – dem Ersparten, sondern dem, was mit dem Sparen erreicht werden soll. D.h., die Begründung liegt nicht in der Absicht der Vergeudung. Auch hier winkt wieder die Ahnungslosigkeit im Gewand absoluter Überzeugung und heillosen – übrigens vollkommen unfreien – Strebens. Das ‚Opfer‘ wird in der einzigen aber ebenfalls diffusen Überzeugung des Erreichens eines sozialen Status gebracht, der sein Versprechen dazugehören – wenn überhaupt – nur sehr kurz aufrecht erhält und immer wieder reproduziert werden muss (BOURDIEU 1989, VEBLEN 1899/1986), sobald die Mode wechselt.

Was aber wird da ‚geopfert‘? Auf dem Altar der Zukunft des sozialen Status liegen Gegenwart und Gebrauch (s. GIONO; ALAIN). Nimmt man die gesamte Situation der oben benannten ‚jungen Architekten‘ in der ‚Schachtel‘, so wird bereitwillig das Haus ‚gespart‘ und alles, was daran erinnern könnte. Anders herum: Gebrauch, Alltagsökonomie, Sparsamkeit sind in dieser Sehweise allesamt dazu da, der brauchlosen Zukunft bzw. der brauchlosen Anschaffung dienstbar zu sein. Beim Einfamiliengebäude ist dies übrigens mindestens ebenso selbstverständlich, nur dass hier nicht selten die Arbeitszeit eines halben Lebens auf dem Altar des ‚symbolischen Kapitals‘ liegt, das nicht einmal an die folgende Generation weitergegeben werden kann und zwar nicht unbedingt, weil die Folgegeneration das ‚Opfer‘ nicht zu schätzen wüsste, sondern weil die Form (die Mode) des Statusmodells abgekämpft ist (s. Debatte der Mode bei D. KUHLE 2002; vgl. Wertminderung der 70er/80er-Jahre-Einfamiliengebäude).

„Das ‚mehr‘ in und durch Mode am Laufen zu halten, sind rasch wechselnde Moden das Mittel der Bedürfniserzeugung und das Versprechen deren schneller Erfüllung. Dabei ist Mode per se entwertend: sie entwertet Dinge, die Gültigkeit um der Neuheit willen, und ist selbst schon wieder kurzlebig zugunsten der nachfolgenden Mode.“ (KUHLE, D. 2002: 142)

Das Kind in jenen selbst gewaschenen Windeln bei Tom Wolfe hat kaum zu erwarten, dass den Geschäften des Alltags allzu viel Wert beigemessen wird. Im Gegenteil, es wird gegebenenfalls selbst am Opferwillen, genauer den ‚Sparmaßnahmen‘ der Eltern beteiligt. Natürlich – und Gott sei Dank – wird das Kind nicht allein von ‚Mythen‘ und Illusionen der Eltern geformt, sondern auch von Schule und ähnlichem (s. ILLICHS Debatte). Wir werden kaum den genauen oder auch nur ungefähren Weg des Kindes voraussehen können. Klar ist nur, dass die Eltern eine Art Mythos oder zumindest eine illusionsträchtige Sehwei-

se anlegen. Das Weiterreichen von Mythen mag bei der ‚Entscheidung für ⁴⁾ das Einfamiliengebäude ebenso gewichtig sein, wie die ungebildete Kolportage villenartiger Versatzstücke im Repertoire der Entwerfer.

Drei Protagonisten und drei Szenen: Pippi, Larsson und Polly

Pippi Langstrumpf kennen alle. Die ‚Villa Kunterbunt‘ ist Schauplatz ihrer Geschichten. Carl Larsson ist ein schwedischer Maler der Jahrhundertwende (19. zum 20. Jhdt.), der mit Büchern von Inszenierungen seines eigenen ‚Künstlerhauses‘ zu einigem Ruhm in Deutschland und anderswo in Europa gekommen ist. Und Polly schließlich ist eine weniger bekannte Figur von Astrid Lindgren, die in einem Reihenhaushaus lebt. Die drei Figuren, wie gesagt, stehen stellvertretend für eine Fülle potenzieller weiterer Beispiele, die Kriminalromane, Groschenromane, Liebesromane und zahllose Filme bevölkern. Zu unterscheiden sind stets Szenerie und Figur (vgl. TROLL & HÜLBUSCH, K.H. 2002), damit wir uns nicht in der eigenen Sympathie für die Figuren verstricken, denen zwar mit Bedacht eine bestimmte ‚Bühne‘ gegeben wird, deren Bedeutung aber in der Regel weniger bewusst gehandhabt, denn historisierend accessorisch oder diffus ‚stimmungsmachend‘ eingesetzt wird.

Pippi Langstrumpf und die Goldkiste

- die Vermittlung des sympathischen Müßigganges

Pippi lebt aus Papas Goldkiste. Sie geht nicht in die Schule und stellt auch sonst allerlei auf den Kopf. Pippi ist eine Sympathieträgerin für Kinder. Merkwürdiger Weise erstreckt sich dies in der deutschen Rezeption auch auf die Villa, die vielen Kindergärten, Krabbelgruppen und anderen Jugendhilfe- und Sozialeinrichtungen den Namen gibt, obwohl die Villa nur die Szene bereitstellt. Zunächst einige Zitate aus dem Text:

„Am Rand der kleinen, kleinen Stadt lag ein alter verwahrloster Garten. In dem Garten stand ein altes Haus, und in dem Haus wohnte Pippi Langstrumpf. (7) [...] die Villa Kunterbunt. So hieß dieses Haus. Es stand möbliert und fertig da und wartete auf sie.“ (10/11) [...] und dann gingen sie ins Haus. Da gab es eine Küche und ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Aber es sah so aus, als ob Pippi vergessen hätte, am Wochenende sauberzumachen.“ (19)

Über das Draußen erfahren wir im Laufe der Zeit auch noch mehr:

„Und nun gingen sie durch die verfallene Gartentür der Villa Kunterbunt den Kiesweg entlang, an dessen Rändern alte moosbewachsene Bäume standen, richtig prima Kletterbäume, und hinauf zur Villa und auf die Veranda.“ (18)

Und wir erfahren, dass es einen Zaun zu den Nachbarn gibt, die ebenfalls in einer dieser Stadtrandvillen leben und dass die Villa in der Mitte des Grundstücks steht usw. In Deutschland wäre das eine spätestens gründerzeitliche Villa und Pippi spielt sie voll wie ein großes Kinderzimmer. Das sind Bilder, die

⁴⁾ Von Entscheidung ist nur insofern die Rede, als wir davon ausgehen, dass tatsächlich zwischen

zahllose Kinder mit ins Großwerden tragen. Wenn es dumm läuft, nehmen sie das, was Pippi tut, wie sie lebt, im gleichen Gepäck mit wie den Ort, an dem das alles stattfindet, die Staffage aus ‚alt‘, ‚moosbewachsen‘, ‚alte Bäume‘ und die Villa mit viel Fläche drum herum. Vielleicht hätte sie das alles in einem Reihenhauses ebenso machen können, das ist aber nicht Lindgrens Gedanke. Astrid Lindgrens Dramaturgie und Inszenierung ist, so scheint es, absichtlich in die Villa gelegt, wo Pippi viele Grenzen von Erwachsenen übertreten und gleichzeitig viel Abstand zu den Nachbarn haben kann. Sie führt sich sozusagen im überkommenen Feinsten (der Villa) am unfeinsten auf. Pippi hat und erkämpft sich ihre (Narren-)Freiheit immer wieder und insbesondere gegenüber Erwachsenen, verblüfft die anderen Kinder, allen voran Thomas und Annika aus der Nachbarvilla und lässt piefige Erwachsene, wie Frau Settergrens Kaffeebesuch mit offenem Mund stehen.

Das hochfeine Villenleben der Kleinstadtbürger wird vorgeführt und in der Villa Kunterbunt aufgehoben, nach dem Motto: ich kann darin ganz anders leben als Ihr! Alles ist auf die Spitze getrieben, auch Pippis Ökonomie aus der Schatztruhe. *Aber*, man versteht das alles nur so, wenn man schon begriffen hat, dass das Leben in der Villa auf Heinzelmännchen und kolonialem Reichtum gebaut ist. Das heißt, wenn wir dieses Wissen nicht haben, dann ist es einfach nur Klasse, wie die Pipi lebt. Toll! So möchte ich das auch haben!⁵ Und damit wird die Villa zum unbedachten, akzeptierten Zubehör der Sympathieträgerin.

In Erinnerung von HARVEYS Hinweis, es gebe zwei Arten der Verfügung über Besitz, nämlich die Anwesenheit und das Geld, funktioniert Pippis Leben ohne Geld (und ohne ihre ungeheure Kraft) nicht. Das ‚klassische‘ Verschweigen der Ökonomie des Bürgertraums kennen wir (s. VEBLEN 1898; SOMBART; BOURDIEU), es ist auch notwendige Begleiterscheinung des Betrugs beim Verkauf von Entwürfen jeglicher Couleur. Die gleiche literarische Inszenierung steckt in Groschenromanen (insbesondere Liebesromanen) oder auch häufig in englischen Krimis, wie bei Lord Peter Wimsey von Dorothy L. Sayers. Und natürlich stecken auch Hollywood-Filme voll von latenten Heinzelmännchen und Goldkisten. Die Vermittlung des sympathischen Müßigganges, frei von Alltagsarbeit und Geldsorgen, transportiert die Akzeptierbarkeit des Einfamiliengebäudes mindestens ebenso wirksam, wie die selbstherrliche Entwerfermentalität mit ahnungsloser Villenkolportage.

Haus und Einfamiliengebäude gewählt wird, was kaum der Wahrheit entsprechen dürfte.

⁵ Die Sparkasse hat kürzlich mit einem Werbespot geblüht, in dem die kleine Tochter von Bauwagenbewohnern ihren Eltern von den Besitztümern ihrer Klassenkameradinnen vor-schwärmt, die hätten ein tolles Auto und ein tolles Haus und dergleichen. Der Kommentar des Vaters lautet jedes mal: Ja, das sind doch Spießler, worauf die Tochter zu guter Letzt antwortet: Du Papa, wenn ich groß bin, will ich auch mal Spießler werden.

Pippis Eremitage

Ein anderer Strang der Pippi-Geschichte sind Distanz und Einsamkeit. Pippi lebt sozusagen einsam und verlassen in der Villa mit gerade so viel Abstand zu den Nachbarn, dass Annika und Thomas von weitem sehen, wenn bei Pippi Licht brennt (3. Buch hinten). Die gekaufte Distanz – so haben wir das im Seminar genannt – schlägt für Pippi in Alleinsein um. Die wiederum nutzt Lindgren, um Pippis ‚Eigenart‘ inszenieren zu können. Was bei Pippi notwendig ist, um ihre ‚persönliche‘ Distanz zur Villengesellschaft zu organisieren und zugleich den abwesenden Vater aufführen zu können, wird als Prinzip des Einfamiliengebäudes bei Larsson Mittelpunkt der Szene.

Larssons Haus in der Sonne

- Distanz im Licht der Öffentlichkeit

Die schwedische Kulturhistorikerin Cecilia Lengfeld (1993) hat die Rezeption Carl Larssons im wilhelminischen Deutschland ziseliert. Larsson erlangte erstmals in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts Ruhm mit seinem bebilderten Buch ‚Das Haus in der Sonne‘ (1. Aufl. 1909), von dem bis 1990 knapp 500.000 Stück verkauft wurden und das sein eigenes Heim zum Gegenstand hat. Der Ruhm war nicht allein auf das Lesen des Buches beschränkt.

„Das Dialogverhältnis zwischen Larsson und seinem deutschen Publikum wurde verstärkt durch die Besuche, die Wandervögel und andere Touristen während der Sommermonate in Sundborn ablegten. ‚Sei willkommen lieber Du – Bei Larsson und seiner Frau!‘ hatte Ellen Jungbeck Grönland ‚den lieblichen Vers über der Haustüre‘ des Künstlers übersetzt (*Das Haus in der Sonne*, S. 13). Die Einladung wörtlich nehmend, begaben sich die dankbaren Leser zuhauf in Larssons Reich, wahrscheinlich, um eine Fortsetzung oder ‚Konkretisierung‘ des Mythos vom ‚glücklichen Heim‘ zu erleben. ‚Einmal kam eine Gesellschaft von einundzwanzig wandernden deutschen Mädchen, die Essen und einen Schlafplatz haben wollten‘ (Nordensvan, Bd.II, S. 167). In solchen Besuchen dokumentiert sich eine bereits besprochene zeitgenössische pseudo-religiöse Modewelle“ [...] „Wer nicht persönlich das Haus in der Sonne aufsuchen mochte, konnte ersatzweise Presseberichte über das ‚wahrhaftige‘ und ‚private‘ Leben bei Larssons lesen.“ (LENGEFELD, C. 1993: 84)

Larsson hatte damit begonnen, sein eigenes Haus nicht nur nach künstlerischen Gesichtspunkten umzubauen und in Zusammenarbeit mit seiner Frau einzurichten, sondern auch das Produkt seiner Bemühungen als Szene für seine Malerei und Zeichnerie zu nutzen und so zu veröffentlichen. Während das Haus villenartig solitär und distanziert, ein einziger kopfhoher Bretterzaun ‚gegen‘ Nachbarn wird gelegentlich in den Bildern sichtbar, in der Landschaft steht, führen die Bilder und Bücher Haus und Familie der Öffentlichkeit vor (außer dem Haus in der Sonne hat er noch weitere geschrieben; LENGEFELD, C. 1993: 128).

„Und jetzt sitze ich selbst und verteile Weihnachtsgaben im eigenen Nest. In diesem Nest, von dem ich erzählen will. – Zunächst etwas darüber, wie es mein wurde.“

Vor einigen Jahren machten mein Schwiegervater und ich eine kleine Reise nach Dalar-na, um Siljan herum. Dann aber führte uns ein kleiner Abstecher nach dem Heimatort meines Schwiegervaters, Sundborn, wo zwei alte Schwestern von ihm in einem ihm ge-hörenden Häuschen wohnten.

Es war ein kleiner, hässlicher, unansehnlicher, auf einem Schlackenhügel gelegener Bau. Man nannte ihn ‚Klein-Hyttenäs‘, im Unterschiede von dem, dem Nachbarn gehö-renden ‚großen‘ Hyttenäs. – Das bisschen Erde, auf dem Kartoffeln gebaut wurden, war von anderswo hierher gebracht worden, und nur eine Handvoll Lehm ermöglichte es einigen Fliedersträuchern, den Duft und die Pracht Persiens über das Ganze zu verbrei-ten. Das Hüttlein steht unweit derjenigen Stelle, wo der Sundbornsbach eine Biegung macht, und wo er sich eine Kleinigkeit erweitert. Ein schmaler abschüssiger Fußpfad führt unmittelbar zum Wasser, und dort liegt ein alter Nachen, um anzudeuten, dass hier ‚der Hafen‘ sei.“...“An dieser Stätte überfiel mich das herrliche Gefühl der Abgeschie-denheit vom Lärm und Getriebe der großen Welt, so, wie ich es nur einmal vorher empfunden hatte. Und das war in einem *französischen* Bauernhof gewesen.“ (14f.)

Klingt, als sei's ein Klischee. Vielleicht war es auch damals schon ein Klischee, aber in je-dem Fall noch kein abgegriffenes, sonst wäre der Erfolg nicht so groß gewesen. Alle Eigen-schaften des Einfamiliengebäudes sind hier in Stimmung eingefangen, ohne dass wir eine unmittelbare Beschreibung des Gebäudes an-hand fassbarer Merkmale bekämen. Selbst wenn der Grundriss keine Kaffeemühle ist, dann spielt Larsson trotzdem Einfamilienge-bäude darin. Er beschreibt die

Voraussetzungen, den Schlackenhügel, sanfte Landschaft drum herum. Man hat den Eindruck, es gäbe keine Nachbarn, keine Grenzen. Das stimmt nicht ganz. Aber Larsson

setzt es so in Szene. Aus heu-tiger Sicht, sehen Grünflächen und Räume im Gebäude gleich aus. Alles scheint das gleiche Wohnzimmer zu sein. Und selbst wenn seine Kinder am Butterfass stehen, könnten sie genauso auch einen Bund Blumen in der Hand halten. Den Sonnenschein, der auf den Bildern liegt, setzt er einfach voraus. Und die Bilder lassen ihm natürlich die Wahl des Motivs. Wir erfahren also – wie im Seminar angemerkt wurde – wenig über den ‚wahren‘ privaten Larsson, der wahre und falsche sind an den überkommenen Zeugnissen kaum ausein-ander zu halten, weil Larsson selbst in dieser Insze-nierung seine höchsten Ziele verfolgt.

„Als mein Schwiegervater mir daher vorschlug, mir im selben Dorf ein nicht zu großes Gut zu kaufen, lehnte ich mit absoluter Bestimmtheit ab, und begründete das, indem ich ihm erklärte, dass sich nur etwas, was diesem klei-nen Idyll gleiche, für einen Künst-ler eignen würde.“...“und da erin-erte sich mein Schwiegervater meiner damaligen



Abb. aus: Larsson, Haus in der Sonne. S. 5

Äußerung, und schenkte mir das Haus mit allem, was darin war.“...“wie viel Segen seine Gabe brachte. Denn sie hat viel zu unserm Glück bei-getragen. Dort ist gezimmert und gemauert worden, jeden Som-mer, soweit die Zeit und der Geldbeutel es zuließen.“ (...) „Jedes Brett, jeder Nagel, jeder Wochenlohn kostete mich einen kummervollen Seufzer, aber ich dachte, kommt Zeit, kommt Rat. Das Haus *musste* ich so haben, genau so, wie ich es haben *wollte*, sonst hätte ich mich nie darin wohl gefühlt.“

„Das Ergebnis dieser Umgestaltung meiner Hütte ist es, welches ich Euch zeigen will. Euch, die Ihr zum Teil größere Landhäuser besitzen möget als ich. Zum Teil vielleicht auch nur Luftschlösser. Es geschieht nicht in eitler Absicht, zu zeigen, wie ich es habe, sondern weil ich meine, hierbei so verständig zuwege gegangen zu sein, dass es, wie ich glaube, als – soll ich es riskieren, es geradeaus zu sagen? – *Vorbild* dienen könnte – (so, jetzt ist es raus!) für viele, welche das Bedürfnis haben, ihr Heim in netter Weise einzurichten.“ (LARSSON, C. 1909/1968: 15)



Abb. aus: Larsson, Haus in der Sonne. S 31

len, der Prestigejägern nachsagt, dass ein besonders hart erreichtes Opfer, besonders viel ‚Ruhm und Ehre‘ einbringt (VEBLEN, T. 1898/1989) und an Max Webers Paradebeispiel des protestantisch denkenden Kapitalisten, der möglichst extrem an diesseitigem Genuß sparend zum Ruhme hoher (moralisch) unveräußerlicher Profitraten jeden Cent umdreht (WEBER, M. 1920). Das Streben Larssons gilt aber eben

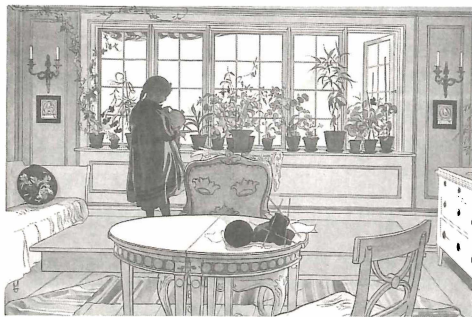


Abb. aus: Larsson. Haus in der Sonne. S 60

Das Darben, das Opfer im Namen des unbedachten Wohlfühl-Gefühls und für Ideal und Prestige ist uns schon bei T. Wolfes Architekten begegnet. Larssons ‚Rechnung‘ ging, wie die Verkaufszahlen des Buches ja belegen, gut auf. Er stößt offenkundig bei der Kundenschaft auf offene Ohren und Augen. Man denkt ohne allzu große Umwege auch an Veb-

len nicht bewusstem Kalkül, sondern unbestimmter Gefühligkeit (s. BELLIN, unveröff. Mskr.). Die gesamte Inszenierung befriedigt diesen unsichtbaren Antrieb des Wohlfühlens.

Das höchst persönliche ‚Haus‘

Der *persönliche Stil*, der in Gebäude, Grünfläche und Bildern Larssons zum Ausdruck kommt, ist das höchst *Eigene*. Dort angekommen, im vollkommen Eigenen, ist Larsson *beinahe* zufrieden, es fehlt nur noch das Eine. Er muss noch überzeugen, Wirkung nach außen erzielen, daher das missionarisch-pädagogische Motiv am Ende des Zitates; nach dem Motto: Mein Haus als Euer Lebensmodell (LENGEFELD 1993: 67f.). Er hat nicht nur aus dem ‚hässlichen Entlein‘ einen ‚schönen Schwan‘ gemacht, sondern auch aus seiner Sicht den Himmel auf Erden hergestellt. Diese Wahrnehmung wird in der Rezeption seines Werkes geteilt und seinem Werk geradezu Heilwirkung zugesprochen:

„Wenn draußen vor meiner Tür auf’s neue Mauern stürzen, wenn meine Seele klein wird – dann schlage ich Ihr Buch auf – und tiefer denn die Wort einer Predigt, dringt die Sprache der Bilder in mich“ (Brief eines Fans zitiert in: LENGEFELD 1993: 84) „Inwiefern die in Schweden zum festen Bestandteil des Larsson-Mythos gehörende Aussage stimmt, dass *Das Haus in der Sonne* in die Ausrüstung eines jeden Soldaten gepackt wurde, wie Larssons Tochter aus Deutschland während des Krieges [erster Weltkrieg; A.d.V.] nach Hause schrieb [...] sei dahingestellt. Die Nachfrage nach dem Buch ließ jedenfalls nicht nach. 1914-18 verkaufte Langewiesche ungefähr 60.000 Exemplare.“ (ebenda)

Die Umarbeitung von Larssons Buch zu einem Kinder-Bilderbuch mit Text in Schweden und in den 70er Jahren in Deutschland kommt nicht von ungefähr und fällt in die gleiche Zeit, in der Pipi Langstrumpf in Deutschland Erfolge feierte. Die ‚pädagogische Wirkung‘, die man offenkundig erzielen wollte, voll von ‚guten Absichten‘ (NADOLNY 1990), erinnert wiederum an jene latent transportierte Gefühligkeit, die uns in der Villa Kunterbunt begegnet ist. Am Ende hat Larsson tatsächlich Wirkung erzielt. Diese ist für uns nicht direkt messbar, aber die Bilder mit denen er arbeitet, sind vertraut, Elemente seiner Inneneinrichtung kann man noch heute bei IKEA kaufen (LENGEFELD, C. 1993: 109) und manche Eltern lesen seine Bücher ihren Kindern vor, sein zeichnerischer Stil wird als ‚kindgerecht‘ akzeptiert. Auch die Bekanntheit seines ‚Künstlerhauses‘ kann sich an anderen messen lassen. Seine ‚Ein-Haus-Künstlerkolonie‘ steht fast auf einer Höhe mit Worpsswede oder Willingen (ebenda: 67).

Künstlerhaus und Freiheit des Künstlers

Die Lebensmodelle von Künstlern wie Larsson führen zu einer weiteren Facette des Einfamiliengebäudes. H.-P. Schwarz et al. verweisen bei ihrem Ausblick in die Geschichte der Künstlerhäuser seit der Renaissance auf die Verbindung von ‚Freiheitsstreben‘ – weg von der Auftrag gebenden Herrschaft – und ökonomischer Unabhängigkeit (die ‚Goldkiste‘ oder Larssons Schwiegervater).

„Die Distanzierungsbestrebungen des Künstlers vom Hof vollziehen sich, und das belegen viele Beispiele, aus den unterschiedlichen Epochen, fast immer über den Erwerb eines Eigentums außerhalb des Hofes, das dem Künstler die notwendige

Sicherheit gibt, den Wechselfällen des Hoflebens standzuhalten. So sind es gerade jene Künstler, die einerseits im vollen Genuss der höfischen Privilegien stehen, andererseits aber ihrer Skepsis oder gar Abneigung gegenüber dem Hofleben deutlich Ausdruck verleihen können, die die charakteristischen Beispiele der Gattung Künstlerhaus herausgebildet haben.“

(SCHWARZ, H.-P. 1989: 18)

Freiheit' ist ein weites Feld. Aber der Widerspruch der – in diesem Fall italienischen Renaissance-Künstler ist klar. Abkehr vom Adel heißt noch nicht, dass klar ist, wohin die Reise geht. Das Streben bleibt vorerst im Privaten, eben im Künstlerhaus, stecken, in der persönlichen Freiheit des Künstlers, die in diesem Streben übereinstimmt mit dem generellen Aufstreben des Bürgertums gegenüber und anstelle des Adels (vgl. HAUSMANN, F. 1987 über Machiavelli; s. SOM-BARTS Liebe, Luxus, Kapitalismus). Was sich in der Renaissance in Italien abspielt (s.a. BENTMANN & MÜLLER 1992), wird später in ähnlicher Weise – wenn auch symbolisch an anderen Gegenständen, wie dem Landschaftspark – in England und Frankreich wiederholt. Wo sich Handelskapitalisten ohne unmittelbare ökonomische Abhängigkeit vom Adel Freiheiten herausnahmen, rangen Künstler immer wieder mit dem Legitimationsaufwand, der die Distanz vom ‚Hofe‘ und später von der sonstigen dann bürgerlichen Gesellschaft begründet (s. auch BERGER, J. 1984). Die Legitimationen mündeten tendenziell in göttliches oder zumindest ‚höheren‘ – das heißt ‚oberhalb‘ Alltagsrelevanz und Profitstreben angesiedelten – Werten zugeordnetes Streben ein, worin sie wiederum jenen Legitimationen ähneln, die Enteignungen begleiten bzw. vernebeln (vgl. BENTMANN & MÜLLER 1992). Während Herrschaft und bürgerlicher Kapitalist prinzipiell auch ohne Legitimation ihren Willen durchsetzen, benötigen Künstler den Habitus des Avantgardisten und die per-

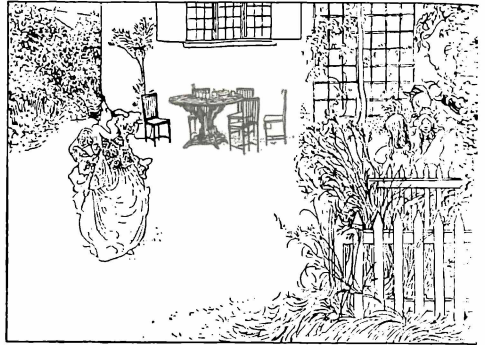
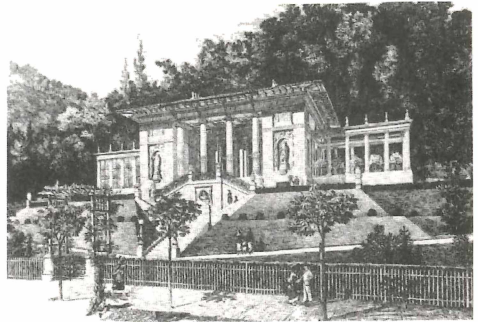


Abb. aus: Larsson. Haus in der Sonne. S 48



Erste Villa Wagner Wien 1886.
In: SCHWARZ (Hg.) 1989: 84

manente Reproduktion der modischen ‚Innovation‘, um ökonomisch existieren zu können. Daraus folgt die üppigere Verstrickung in Illusionen dieser Künstler. Die Verwechslung von Mittel und Zweck bzw. die Überhand der Einbildungskraft in der ‚künstlerischen Überzeugung‘ täuschen über die Machtlosigkeit hinweg und gewähren zugleich Schutz davor, als bloßer Widerspruch bzw. Freiheits- oder Autonomiestreben ernst genommen zu werden, was für andere Künstler in der direkten Konfrontation mit Herrschaft durchaus bedrohliche Züge angenommen hat (vgl. F. Hals bei BERGER, J. 1990).

Die Enklave des Künstlerhauses ist sozusagen ein Stück Narrenfreiheit, ohne offenen Widerspruch zu Enteignung und herrschaftlicher Willkür. Jenes Territorium, das Larsson für sich beanspruchen kann, wird von Anfang an mit Einbildungskraft ausgesucht und dann ‚vollgespielt,‘ und als er ökonomischen Erfolg hat, erweitert er sein Territorium (s. LARSSON). An diesem Stück ‚Gewinn‘ seines Strebens ist die um die Jahrhundertwende gespendete und z.T. noch aktuelle Sympathie zu Larssons ‚Haus in der Sonne‘ festgemacht, dieses Stück ‚Freiheit‘ wird ihm gelassen und seine Art, von der Freiheit Gebrauch zu machen, wird bewundert, seine ‚Legitimation‘ für lehrreich befunden, für vorbildlich, kulturbildend. Wegen der Legitimation wird dem Künstler die Einbildungskraft, die ‚Vergeudung von Zeit und Mitteln‘ verziehen, mehr noch, sie werden generationenweise nachgeahmt. Und irgendwann weiß niemand mehr genau, worin die ‚Begründung‘ des Künstlers einst bestand. Klar ist aber die aktuell vorherrschende Überzeugung, dass der Künstler die Freiheit genossen habe, sein Haus so zu bauen, wie er wollte und für gut befand.



**Werbung für KEITEL-HAUS.
in: Family-Home 3-4/2005**

Bedienung der ‚Individualität‘

– Maßstäbe setzen (HÜLBUSCH, K.H. 2006)

Die ‚Profession‘ Architektur hat anders als die Tradition der Baumeister von Anfang an das Fahrwasser der Künstler für sich beansprucht (vgl. TROLL, H. 2005). Viele zählen *die Architektur* zu den Künsten, mit allem, was daran, darin möglich zu sein scheint. Wenn nun ‚jedermann ein Künstler‘ im zuvor dargelegten Sinne wäre, dann hätten die Architekten es schwer, ihren Willen durchzusetzen, sie müssten (wieder) anfangen, zu *dienen*. Aber Künstler setzen Maßstäbe für das, was ‚in‘ ist und ‚gerade‘ für ‚schön‘ befunden wird und so halten/hielten es auch Architekten. Wir müssen nur an die ‚Maßstäbe‘ und vor

allem den Anwendungshorizont von Gropius und dem Bauhaus denken (s. WOLFE, T. 1993; SCHWARZ, R. 1954/1989). In der Konkurrenz von Bauherr und Architekt um die ‚Freiheit des Künstlers‘, kann der Architekt nur auf dem avantgardistischen Habitus bestehen, auf die ‚Originalität‘ des Entwurfs und der Bauherr auf seinem Recht, so zu bauen, wie es ihm passt. Deshalb haben sich schließlich und endlich auch Baukataloge, Bauteilläden und Marke Selbstbau durchgesetzt, weil sie dem Bauherren die Illusion lassen ‚selbstbestimmt zu gestalten‘, auch wenn die Versatzstücke von Architekten kolportiert und für den Katalog ausgewählt werden. Für diese Kundschaft gibt es ‚Ratgeberliteratur‘ von Architekten, die – z.T. recht rigide und üppig zumutend – ‚Maßstäbe‘ formuliert, die zwar nicht mess-, prüf- und nachvollziehbar sind aber geschickt Teil haben lassen am Künstler-Freiheits-Streben. Als zufälliges Beispiel sollen die unverblühten Äußerungen aus dem Buch: ‚Unser Haus. Planen – Finanzieren – Bauen‘ von S. Nagel und K. Frank von 1963 dienen, das dermaßen voll steckt von Verheißungen, Illusionen, Zumutungen und Irritationen, dass man mühelos eine Doktorarbeit zum Illusionismus daran ausführen könnte. Die Aufmerksamkeit wird ohne viel Umschweife vereinnahmend auf ‚Maßstäbe‘ des ‚Geschmacks‘ gebracht, nachdem der Auftakt noch hoffen ließ, der Gedanke wandere zum Gebrauch.

„Vom Wollen und Brauchen, vom echten und vom eingebildeten Bedarf soll es handeln – in der Hoffnung, Sie für eine gemeinsame Grundeinstellung zu ‚unserem Haus‘ zu gewinnen.

Nicht nötig, werden Sie vielleicht sagen; was Sie wollen und was Sie brauchen, wüssten Sie selbst am besten. Außerdem seien Sie sowieso entschlossen, Ihr Haus genauso zu bauen, wie Sie es jüngst in einem Bildband über Einfamilienhäuser gesehen oder in Dingsda auf Ihrer letzten Urlaubsreise bewundert hätten.

Ich kann Sie nicht daran hindern. Aber ich erlaube mir zu warnen.“ (NAGEL, FRANK 1963: 9)
„Ich beglückwünsche Sie, wenn Sie sich ein feudales Anwesen leisten können, aber ich bezweifle, ob Sie in diesem Falle zu den Lesern dieses Buches gehören werden.“
(dies.: 9)

„Aber wahrscheinlich werden Sie antworten, das Haus Ihrer Träume sei natürlich kein Traumhaus, es sei nur ein sehr hübsches Haus. Ich bin davon überzeugt. Gestatten Sie trotzdem, dass ich eine alte Architektenerfahrung zum Besten gebe. Wenn uns gesagt wird, da oder dort stehe ein ‚hübsches‘ Haus, so pflegen wir etwas skeptisch zu sein. Das hübsche Haus entpuppt sich leider oft als ein Produkt der architektonischen Zuckerbäckerei, aufgeputzt mit einer ornamental verbretterten und dekorativ benagelten Haustür, mit kunstgewerblichem Stallaternchen über dem Eingang“...“Sagt man uns aber, dort und dort habe sich einer eine bessere Hütte gebaut, an der rein gar nichts dran sei, dann beschließen wir insgeheim, mal hinzugehen. Und siehe da, die Hütte ist nicht selten ein straffer Baukörper mit guten Proportionen, knapp und klar im Umriss und in den Einzelheiten, ein Haus mit tadellos funktionierendem Grundriss und mit schön geschnittenen Räumen, ein Haus, das in nobler Bescheidenheit nur Hort und Hülle für die Lebensentfaltung einer Familie sein will.“

„Nur?“ Mir scheint, das allein ist das Wesentliche eines Hauses. Alles andere ist zweitrangig.“ (dies.: 9f.)

Die ästhetische Belehrung führt die Aufmerksamkeit an und schiebt schließlich dem modernen (das heißt vorgeblich ‚schmucklosen‘) ‚Baukörper‘ nicht nur ‚ästhetische‘ sondern auch ‚funktionale‘, soziale und ökonomische ‚Vorzüge‘ zu. Mühelos kann man den Werbeslogan von Ikea einfügen: ‚Wohnst Du noch oder lebst Du schon?‘. Nicht nur Heil durch Ziegelsteine, Heil durch Geschmack ist hier angesagt, der dann ‚richtig‘ ‚gebildet‘ ist, wenn alle oben genannten ‚Vorzüge‘ abgeklopft sind. Dieser Anlauf ist notwendig, um schließlich auf das ‚persönliche Haus‘ zu sprechen zu kommen, nach dem Motto: Wenn Sie allen unseren Verheißungen trauen, dann kann das ‚Wesentliche‘ erfüllt werden.

„Lassen Sie sich nicht von einem mehr oder weniger gefühlsbedingten Wollen, sondern nur von einem klar durchdachten Brauchen leiten. Seien Sie Rationalist und nicht Romantiker. Trennen Sie den echten vom eingebildeten Bedarf.

Das hat nichts mit einem platten Nützlichkeitsdenken zu tun. Zwar wird in diesem Buche noch des Öfteren von der Notwendigkeit einer genauen Bedarfsklärung die Rede sein, um Sie vor Verteuerungen durch nachträgliche Änderungen am Bau und vor anderen Nachteilen zu bewahren. Aber im Grunde genommen geht es gar nicht so sehr um Fragen des nüchternen Abwägens und des finanziellen Kalküls. Es geht um Sie selbst. Sie sollen ein Haus bauen, das Ihnen und Ihrer Familie wahrhaft ‚angemessen‘ ist und das Sie für Ihre Lebensbedürfnisse und Ihre Lebensgewohnheiten so und nicht anders wirklich brauchen. Mit anderen Worten: Ihr Haus soll nicht das Abbild eines fremden Vorbilds, sondern ein Spiegel Ihrer Persönlichkeit sein.“ (NAGEL, FRANK 1963: 10)

Diese Wendung ist notwendig, um noch einmal und endgültig die Vergangenheit einschließlich aller Vorbilder abhängen zu können. Die Moderne findet Erfüllung nicht im ‚Neuen‘ (WOLFE 1984), sondern im ‚Individuellen‘, ‚höchst Persönlichen‘ (HELLER), das nicht zwingend neu aussieht aber anders als ... zum Beispiel das Haus der Eltern, der Nachbarn, der Bekannten. In diesem Sinne ist Moderne immer ‚antiautoritär‘.

„Wie unser Haus nicht sein sollte. Selbstverständlich wollen Sie ein modernes Haus haben. Das ist Ihr gutes Recht, und Ihre Großväter und Urgroßväter haben genauso gedacht. Kennen Sie ihre Häuser? Um 1870 waren es Ritterburgen in Taschenausgabe mit Ecktürmchen, Söllern und Butzenscheiben, um 1900 Jugendstilvillen mit Nierenfenstern und überlebensgroßem Zementpflanzendekor. Diese Häuser waren zu ihrer Zeit hochmodern und wurden von Professoren, Architekturstudenten und Kunstkritikern todernst genommen. Sie möchten sie nicht geschenkt haben? Ich auch nicht. Aber eine Lehre sollten wir aus ihnen ziehen: modern von modisch zu unterscheiden. Modern ist ein Haus, das mit den konstruktiven und technischen Mitteln seiner Zeit die Wohnbedürfnisse aufgeschlossener und unverbildeter Menschen in klarer, einfacher, zweckmäßiger und harmonischer Form erfüllt. Modisch ist ein Haus, das mit effektvollen Äußerlichkeiten und Ausgefallenheiten kokettiert und deshalb einen genauso kurzlebigen Modekonjunkturwert hat wie die Pseudoritterburg und die Jugendstilvilla von ehemals. Deshalb sollten wir immer ernsthaft prüfen, welches Haus denn nun wirklich unseren Bedürfnissen und unserer Wesensart entspricht, den besten Gegenwert für

unser Geld darstellt und vor unseren Augen ein ganzes Leben lang Bestand haben wird. Von unseren Nachfahren gar nicht zu reden.“ (NAGEL, FRANK 1963: 10f.)

Immer noch wichtig, wenn auch nicht vordergründig, wird neben der ‚Moder-
nität‘ (BERGER & BERGER & KELLNER) in den 60er Jahren offenbar die ‚Lang-
lebigkeit‘ des Gebäudes genommen, die Vereinnahmung der Kinder in der
Erfüllung der persönlichen Wünsche, obwohl beides einander fast zwingend
ausschließt, wenn die Kinder die Vorlage der Eltern ernst nehmen und weiter
der Maxime der ‚Moderne‘ treu bleiben. Der unerfüllbare Wunsch, ‚endgültig
modern‘ zu sein erinnert an den Wunsch der ‚letzten Reihe‘ in Neubaugebieten
(vgl. WOLLINGST II), ‚endgültig freie Sicht‘ zu haben. Sie ignorieren beide das
historische Bewusstsein. Vor der Erfahrung des ‚Lebens‘ in diesen Gebäuden
scheint alles möglich zu sein.

Und dann folgt die Ausformung des ‚Modernen‘ in den 60er Jahren mit allen
Mitteln, die wir noch heute von Einfamiliengebäuden kennen.

„Das Einzelhaus ist die relativ kostspieligste Lösung des Eigenheimproblems. Als frei
stehendes Haus braucht es natürlich ein breiteres und damit meist größeres Grundstück
als ein Doppel- oder gar ein Reihenhauses.“...Dafür ist das frei stehende Haus ein indi-
vidualistisches‘ Haus, das – natürlich im Rahmen der baupolizeilichen Vorschriften – für
die Verwirklichung bauherrlicher Wünsche breiten Spielraum lässt (Abb.7-9).

Insbesondere kann es den jeweiligen Grundstücks- und Besonnungsverhältnissen durch
geschickte Anordnung im Lageplan, durch wenige Ausnutzung der grundrisslichen Mög-
lichkeiten und durch freizügige Gestaltung des Baukörpers so angepasst werden, dass
es in der Regel allen Bedürfnissen gerecht wird. Das Einzelhaus ist eben ‚ungebunden‘,
was in diesem Zusammenhang heißen will, dass es nicht an Nachbarhäuser angebun-
den ist, auf die es bei der Stellung auf dem Grundstück, bei der Grundrissausbildung,
bei der Form des Baukörpers und bei der sonstigen Gestaltung Rücksicht nehmen müs-
ste. Das ist ein großer Vorteil. Er begründet die Vorliebe für diese Hausart, aber er will
auch bezahlt sein.“ (NAGEL, FRANK 1963: 14, s. analog GOOSSENS 1956: 30ff)

„Der hohe Sockel lässt außerdem das Haus unnötig hoch erscheinen. Das ist bei klei-
nen Häusern, besonders bei zweigeschossigen, gefährlich: sie wirken ‚gestelzt [...] Sie
sind im Verhältnis zu ihrer Länge und Breite zu hoch, also schlecht proportioniert. Und
möchten Sie nicht eine innige Verbindung zwischen Wohnraum und Garten haben? Die
verträgt sich nicht mit Stufen. Hat aber Ihr Haus einen hohen Sockel, dann müssen
mehrere Stufen oder gar eine richtige Treppe vom Erdgeschoss zum Garten angelegt
werden, und das ist ebenso unschön wie unpraktisch. 30 cm Sockelhöhe sollten nicht
überschritten werden; weniger ist besser. Die Kellerbelichtung und -belüftung braucht
darunter nicht zu leiden, wie wir später sehen werden.“ (dies.: 21)

„Übrigens: unser Haus hat auf allen Seiten ‚Umgebung‘! Es hat also keine ‚Vorderseite‘,
wo man was zeigen muss, und keine ‚Rückseite‘, auf die es nicht ankommt. Alle Haus-
seiten, welche Räume auch dahinter liegen mögen, sind gleichwertig und müssen an-
ständig durchgebildet werden.“ (dies.: 33)

„Fassen wir zusammen. Wo aus irgendwelchen Gründen eineinhalbgeschossig gebaut
werden muss, empfiehlt sich ein steiles Giebeldach mit möglichst bescheidenen Dach-
gauben. Sonst entschliefen man sich zu einem Hause mit zwei Vollgeschossen und
flachem Satteldach. Sofern man nicht das Geld und den Platz für ein entsprechend
weitläufigeres ebenerdiges Flachdachhaus hat.“ (dies.: 29; Hervorh. v. Verf.)

„Machen Sie Ihre nächste Urlaubsreise nach Dänemark, dort können Sie solche Häuser
besonders gut studieren (Abb.2).“ (dies.: 11)

Der ‚Stil‘ mag ein anderer sein und Flachdachhäuser gab es in der Gründerzeit auch nicht, aber sämtliche Beschreibungen des ‚Spielraums‘ der baulichen Mittel fürs Einfamiliengebäude sind prinzipiell schon bei der Renaissance-Villa nachzulesen (s. BENTMANN & MÜLLER 1992).

Polly und ein Fluchtpunkt der Moderne

Bei BENTMANN & MÜLLER ist folgende Aufmerksamkeit zur Distanz der (bürgerlichen) ‚Herrschaft‘ der italienischen Renaissance zum ‚gemeinen Volk‘ zu finden:

„Das Villenparadies erhebt sich nicht allein in einem humanistisch-literarischen Sinne als Ort der Musen und der Litterae über die ‚Niederungen‘ der gemeinen Existenz, sondern auch in einem ganz konkreten und materiellen. Dabei werden die ästhetischen Privilegien, die man bei erhöhter Wohnlage genießt, mindestens ebenso hoch veranschlagt wie die hygienischen und klimatischen. Scamozzi, der späteste und darum wohl auch ‚bewussteste‘ der herangezogenen Autoren, verhilft auch hier am besten zur Demaskierung des ideologischen Hintergrundes. Er spricht von der ‚Campagna commune‘, über die sich der Villensitz erhebt“ [...] „Die ‚Campagna commune‘, Sitz der Bauern, Pächter, Landarbeiter und Ort der ‚proletarischen‘ Stadt in der Lagune, wird als Sphäre des ‚gemeinen Volkes‘ gleichgesetzt mit der Materie. Der von der Natur privilegierte Villensitz aber garantiert von vornherein die Teilhabe an allen ‚höheren Werten‘“ (BENTMANN & MÜLLER 1992: 114)

Die Distanzierung ist der Fluchtpunkt, die ‚erhabene Wohnlage‘ das Ziel. An dieser ‚Bewegungsrichtung‘ hat sich in der Linie von der Villa zum Einfamiliengebäude im Prinzip wenig geändert, vom heute geringeren literarischen Aufwand einmal abgesehen. Mit dem Menetekel, der ‚wertenden Distanzierung‘ kommen wir zur letzten Protagonistin, wieder von Astrid Lindgren, wieder in eine Szene gesetzt, in der ein Haus eine Rolle spielt.

„Ich wünschte, ihr könntet das Haus sehen, in dem Polly wohnte. Oh, es war so klein und niedlich, dass man es beinahe für ein Märchenhaus halten konnte, in dem Zwerge und Kobolde wohnen. Das Haus lag an einer engen, abfallenden Kopfsteinpflasterstraße im allerärmlichsten Teil der Stadt. Ja, es war wirklich eine arme Straße, und die anderen Häuser dort waren nicht viel feiner als Pollys Haus – was sage ich? Natürlich war es nicht Polly, die in diesem Haus schaltete und waltete. Das tat Großmutter. Großmutter, die Bonbons kochte und sie dann jeden Samstag auf dem Markt verkaufte. Ich nenne es aber trotzdem Pollys Haus. Wenn man vorbeiging, saß Polly immer auf der Treppe zur Straße. [...] Großmutter sagte, Polly habe schon damals, als sie drei Monate alt war und in einem Körbchen lag, patent ausgesehen. Das Körbchen war eines Tages bei Großmutter abgestellt worden mit dem Bescheid, sie möchte sich um die Kleine kümmern, denn es gab niemand anders, der es tat.“ „Oh, das Haus, wie war es nett! Zwei kleine Fenster gingen auf die Straße hinaus, und dort konnte man oft eine Nasenspitze und zwei fröhliche braune Augen sehen. Hinter dem Haus, gut geschützt durch einen hohen grünen Zaun, lag ein kleiner Garten. Falls man es nun einen Garten nennen kann, wenn nur Platz für einen Kirschbaum und einige Stachelbeersträucher ist.“ (LINDGREN, A. 1950/1992: 18ff.)

Erneut ist der ‚Schauplatz‘ der Szene für Polly und ihre Großmutter nicht zufällig gewählt. Die Beschreibung gibt dies nicht explizit her aber es sind doch

die Merkmale eines gereihten Hauses benannt, eines Handwerkerhauses, mit Sockel und kurzer Treppe (also Hausvorplatz) zur Straße und Hof (eben ‚zu klein‘ für einen ‚Garten‘; vgl. Debatte in BEEKMANN, H. et al. 2001) hinter dem Haus. Wieder gilt die Sympathie der Autorin den Menschen und die ärmliche Umgebung, an der in den weiteren Beschreibungen kein Zweifel gelassen wird (LINDGREN 1950/1992: 20/21) sowie das tägliche Leben aus ‚mühsamer Arbeit‘, ‚Krankheit der Großmutter‘ und der ‚Tüchtigkeit‘ des Kindes, das für die Großmutter einspringt, heben die Herzengüte der beiden Protagonistinnen besonders deutlich hervor. Wieder findet die Gleichsetzung von Elend aus Enge und Mühsal mit bestimmten Bildern eines Ortes (Reihenhaus) im Kopf der Leser/in dann statt, wenn das Klischee bereits präsent ist. Sonst fiel auf, dass die Herzenswärme real nicht an Armut und Reihenhaus gebunden ist und auch nicht an die Abwesenheit von Arbeit. Lindgrens Inszenierung tritt im Prinzip dem Klischee unseliger Armut entgegen (s.a. ihre Darstellung der Mia in ‚Madita und Pims‘ 1976/1990). Dafür ist die Assoziation, dass gereichte Häuser etwa prinzipiell ‚ärmlich‘ seien bedeutungslos.

Dies gilt nicht für die oben zitierte erwünschte Distanz bzw. die Aufhebung der ‚gleichen Augenhöhe‘ in der Villa. Die Villa funktioniert nicht, wenn der ‚Fluchtpunkt‘ fehlt, die ‚Campagna commune‘ bzw. städtisches Leben und Arbeit. Das gereichte Haus, der ‚gleiche Anteil am Markt‘, die sparsame Ökonomie der Baugründe zählen ebenso dazu, das sind profane Kategorien des lästigen Alltagslebens (vgl. BERGMANN, K. 1970), die an der Villa explizit *nicht* haften sollen.

Erfahrungen des Hausens

Wenn das Einfamiliengebäude die Implikationen der Villa noch enthält, wenn die Ziele persönlicher Freiheit und sozialer Aufwertung nur im ‚freistehenden Einfamiliengebäude‘ erreichbar zu sein scheinen, dann ist die Debatte des Hauses im Planungsgespräch immer mühsam, weil das Haus gerechtfertigt werden muss. Die Übereinkunft kommuner Bautradition zählt zum ‚Gestrigen‘ und überdies zum erklärten ‚Widerpart‘. Der Verweis auf ‚Tradition‘ bzw. Konventionen und Erfahrungen im Bauen nutzt wenig, wenn der Anknüpfungspunkt bei herrschaftlichem bzw. elitärem Bauen liegt. Diese ‚Tradition‘, selbst wenn sie nur implizit oder als ‚Stil‘ weitergereicht ist, kann kaum in dem Moment verhandelt werden, wenn das Einfamiliengebäude geplant wird, also mitten in der Phase des ‚Wünschens‘, ‚Wollens‘ und ‚Sehnens‘ steckt. Diese Einsicht wird in Planungsgesprächen regelmäßig bestätigt. Hier gerät die Voraussicht des Planers in die Erfahrung des Hausens zur Zumutung (hiervon geht im Prinzip die Debatte von SCHNEIDER et al. 2006 aus).

Der Zugang zu einem Gespräch übers Haus ist entweder an die Ökonomie geknüpft und damit an den prinzipiell bei oben genannter Sehweise ‚unangenehmen‘ Anteil des Bauens, weil die Begrenztheit der Mittel eben ‚unfrei‘ macht, ‚so richtig‘ zu bauen, wie ‚man‘ es möchte oder der Zugang ist an die Erfahrung des Hausens oder Haushaltens geknüpft (vgl. DURAS, M. 1988: 50ff.), wenn diese nicht verleugnet werden. Und, wie wir in Wollingst debattierten, der Fall, dass eine Familie schon über Erfahrungen mit einem Einfamiliengebäude verfügt und gleichzeitig die finanziellen Möglichkeiten hat, Änderungen vorzunehmen, tritt relativ selten ein; vielleicht bei einem Umzug oder einer Erbschaft. Dann werden vielleicht ‚Organisation und Morphologie‘ (K.H. HÜLBUSCH 1991) des Einfamiliengebäudes an der Erfahrung täglichen Lebens und (Nicht-) Arbeitens darin mess- und verstehbar, sozusagen als Reflexion eines Stücks ‚Wohnzeit‘. Dann kommen Maße und Gewichte des Hauses, also der berufliche Fundus planerischer Debatten, wie der von Wollingst, als Beitrag der Einsicht zum Tragen und der Widerspruch wird statt bedrohlich erhellend, erheiternd, läuternd.

Märchen oder Werbung (Kommentar 2010)

Wir widersprechen hier der Unterstellung, dass die ‚Villa Kunterbunt‘ unter das ‚Haus in der Sonne‘ subsumiert werden kann. D.h. dem Märchen des Helden oder der Heldin, der durchaus antiautoritären Selbstverständlichkeit und mutigen Selbstständigkeit die lifestyle-Werbung à la ‚Haus in der Sonne‘ anzudichten. Das ‚Haus in der Sonne‘ ist kein Märchen. Hier wird spießige, hochanständige und feine Mode gemacht - ein Leben, wie gemalt. Petra Frenken und Andrea Kölzer (1990) haben in der Untersuchung ‚Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun‘ mit viel Geschick von ihren Kindererinnerungen ausgehend, die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen Lindgrens Geschichten und Muchows Beobachtungen dargelegt. Mit dem Erfolg, dass Grünplaner den ‚Lebensraum des Großstadtkindes‘ nicht lesen und z.B. ‚die Kinder von Bullerbüh‘ auch nicht, weil sie’s nicht verstehen. Auch unsere eigenen Kindererinnerungen sind mit Märchen garnierte goldglänzende oder tränenschwere Begebenheiten. Erziehungsgeschichten sind dagegen - nehmen wir den Struwwelpeter - für Kinder irrelevant, zu vergessen, genauso wie theatralische Dekorationen à la Larsson. Denn Larsson wirkt wahr, die Villa Kunterbunt ist absurd unwahrscheinlich und vergnüglich.

Am Rande vom Hof haben wir einige geschenkte Wichtelmänner aus Beton aufgestellt. Obwohl sie nicht zu übersehen sind, sehen alle diese Plastiken –

bis auf alle Kinder. Diese Figuren regen sie überhaupt nicht an. Selbst Illustrationen in Märchenbüchern erinnern sie nicht. Das heißt, die 'Zwerge' auf dem Hof haben nichts mit den Märchenzwerge zu tun. Die isolierten Figuren rufen, weil fast alles für die Szenerie fehlt, keine Erinnerung oder Assoziation auf. Für einen beweglichen Gegenstand ist das Ding zu schwer und zu groß. Die Dimension dieser 'Geologie' ist zu klein, dass sie stören würde. Portmann ist zu recht überzeugt, dass der Mensch darin ausgezeichnet ist, die vorgefundenen Naturumstände ins 'Zweckdienliche' zu verändern. Das gilt auch für Kinder da, wo ihre Kraft dazu besteht. Wir bewegen uns nicht einfach so, sondern sind immer dabei zu prüfen, zu verstehen, anzupassen und zu verändern. Es gibt keinen animistischen Automatismus, der instinktgesichert ist. Wir lernen nicht nur die Sprache, das Gehen, die Bewegung, den Gebrauch der Werkzeuge, der Nahrungsmittel durch soziale Anleitung. Der Mensch lernt von anderen Menschen, nicht von den Dingen. Deshalb stimmt auch die Feststellung, dass ein Einfamiliengebäude mit Grünflächen einfach nur hineingeborene 'Natur' sei, nicht. Probieren, erproben gehört eben auch dazu. Und eine Welt, die, wie Sozialpsychologen das nennen, 'lernleer' ist, ist auch langweilig, also nicht anregend. U.a., weil die Erwachsenen ausschließlich damit beschäftigt sind, das Inventar photographierbar in Ordnung oder in malerischer Unordnung zu halten. Das gilt auch für die Grünflächen ums Gebäude. Die Erwartung, dass diese Grünflächen mit klugem Rat, in Hof und Garten umgewandelt würde, ist doch ziemlich leichtfertig. Denn dafür muss mehr verstanden und gelernt werden, als stereotype Überzeugungen zulassen. Gerade weil es fast nichts kostet, kann die Grünfläche nicht nützlich gemacht werden. Was sagte eine Kollegin gestern: Bekannte hatten vor Planungsbeginn Rat nachgefragt. Und natürlich alles genau umgekehrt gemacht. Jetzt wollten sie wissen, was man nun noch – halbgebaut – machen könne, so ganz unverbindlich. Auf ihre Frage, was ich da mache – Wollingst-Seminar nachgekartet – stellte sie fest: was macht ihr euch Gedanken darum – interessiert doch ... Richtig. Wir wollens eben auch verstehen und nicht zuerst verkaufen.

Machen wir uns nichts vor. Der 'Behaviorismus' ist, wenn er das 'Heil durch Ziegelsteine' (Jacobs 1963) predigt, fetischistisch dumm. Aber so platt ist's bei B.F. Skinner nicht geschrieben. Es gibt Gelegenheiten, die für das Lernen, Verstehen, Handeln, Aneignen sympathisch sind. Nicht zuerst, weil Kinder das 'spontan' verstehen, sondern weil die Erwachsenen da anders leben. Und die Welt der Kinder darin lebt, Platz hat, statt in kindergerechten Abstellräumen und der Scheinwirklichkeit von Zwergenarchitekturen eingesperrt zu sein. Bei der Grünfläche ums Gebäude gelten Geld und Aufmerksamkeit ausschließlich der Einfassung des Steins. Die hat, so gut es geht,

aus poliertem Gold oder was dazu angesehen ist, ziseliert zu sein. Es ist sicher, dass alle Bauherrschaften kostbare (wirkende) Einfassungen zur Bestätigung des Steins haben wollen (s. Hard, G.). Was neuerdings den Gründekorateur allenthalben wieder ins Geschäft bringt (s. Stadt + Grün 11/2010: 11).

„die [...] Anpflanzung riesiger Lebensbäume [...] hat wirtschaftlich großen Erfolg gehabt: Innerhalb von fünf Jahren haben sich die Mieten verdoppelt [...]“

Es ist doch beruhigend, wenn die Grünplaner offenerherzig zugeben, dass ihre Dienste ausschließlich der Kapitalverwertung und der Bodenrente dienstbar sind. Was Grünplaner glauben, glauben vor allem die BauherrInnen von Einfamiliengebäuden, stadtpolitischen 'Leuchttürmen' und anderen Wichtigkeiten bis hin zur Aufsicht über das Grün eines Universitätskomplexes. Nun, diese Art des Fetischismus und der Verdinglichung, die T. Wolfe am irren Fall des jungen Architekturstudenten mit dem Barcelona-Stuhl kolportiert, ist dann doch auf dem Weg zur Verheiratung von 'Pippi Langstrumpf' und dem 'Haus in der Sonne', von Märchen und Werbung. So kann aus der Verrücktheit des jungen Architekten und seiner 'déformation professionnelle' nicht auf die Verwahrlosung der Kinder geschlossen werden. Zudem erfindet Wolfe diese Geschichte zur Erläuterung des Phänomens 'religiöser' Indoktrination durch die Prediger der Verbände. Und seien wir ehrlich: wer heute in einem kommentierten Lehrveranstaltungsverzeichnis einer Universität für Architekten liest, wird den Barcelona-Stuhl dagegen eine harmlose, unausgegrenzte Marotte nennen. Von den vermuteten Rabeneltern ausgehend gleich die 'Schule und Ähnliches' zur Kompensation aufzutischen, ist dann die Folge eines staatstragenden Konformitätszwangs zur Produktion angepasster Arbeitskräfte. Was die staatlichen Erziehungsinstitutionen an Mythen und Illusionen verbreiten, seitdem sie nicht mehr auf die Unterrichtung achten sondern vornehmlich mit dem Aufstiegskampf drohen, ist nicht der Förderung der Person zu achten sondern nur die Konkurrenz zu protegieren. Die Unterstellung gegen die Familie und die Protektion des Staates, der in dieser Position totalitär ist, ist dann doch eine äußerst makabre Folgerung aus Wolfes ironischer Untersuchung der Architektenpropaganda.

Larsson gegen Lindgren

Larsson denkt nicht nur an den Verkauf seiner Bilder, er verkauft den wohl-anständigen Exhibitionismus der fein empfundenen bürgerlichen Familie mit Schleifchen verpackt zur Nachahmung. Eine frühe Version von 'Unser Dorf soll schöner werden' und 'schöner wohnen'. Larsson will für wahr gehalten werden. Lindgren erzählt Geschichten, die so nicht wahr sein können – also auch keine Nachahmung erwarten – und märchenhaft sind, bei näherer Betrachtung alle Ingredienzen des Märchens aufweisen:

„Während der Held im Mythos eine Verwandlung zum ewigen Leben im Himmel erfährt, lebt die Zentralfigur des Märchens von nun an glücklich und in Freuden auf der Erde mitten unter uns. [...], wenn er nicht gestorben ist. So wird ein glückliches, wenn auch ganz normales Leben vom Märchen als Krönung der Prüfungen und Nöte des Erwachsenwerdens projiziert.“ (Bettelheim, B. 1975/1980: 49)

Wenn wir die Allegorie des Märchens nehmen, dann stellen wir fest, dass sie zum Nachdenken, zum wachen träumen anregen und viele Anlässe zum Auslegen enthalten. Wenn Kinder in größeren Abständen immer mal wieder auf ein Märchen zurückkommen und dann auch noch mal selber lesen und als Eltern mit Vergnügen noch mal wieder vorlesen, können wir davon ausgehen, dass bei jeder Lesung eine andere Gegend der Ichstärke und Verge-wisserung verhandelt wird. Ich jedenfalls habe Lindgrens Märchen, die das alte Märchen neu möbliert, immer mit Vergnügen vorgelesen. Und unsere Kinder haben nicht nur Lindgrens Märchen, sondern Tischlein deck dich, der Goldesel, Hänsel und Gretel u.u. zumindest unbeschadet über-standen; was für Schule und Universität nicht uneingeschränkt gilt. Und da haben sie noch Glück gehabt und vor dem amerikanisierten Mumpitz studiert. Den didak-tischen Schlaumeiern kann man jedenfalls einige Märchen empfehlen. Aber keine Sorge. Pippis Geschichte ist für Kinder da so sie leben. Die 'Villa Kun-terbunt' ist eben überall. Und die Botschaft, die antiautoritäre Selbstsicher-heit, ist überall zu träumen.

Larsson – die LeserIn – die Entwerfer

Die Gartenlaube, das grüne Blatt, das Haus in der Sonne, Brigitte – nein, Bri- gitte nicht. Die Erbauungsliteratur, der sentimentale Kitsch für Leute, die nicht erwachsen geworden sind – zu wenig Märchen gehabt haben – ist nur für Leute von Interesse, die auf diesem Mist ihr Geschäft machen und mit Illusionen von Freiheit und Abenteuer Schick und Geschmack, Geschäfte machen. Und das durchaus einzusetzen wussten, wie in all den Klassikern fürs 'Haus' (Osthaus, Muthesius u.v.a.), das immer ein Gebäude ist, zu lesen ist und selbstverständlich für die Verbünde – Bauhaus und CIAM – ebenso gilt. Larsson ist im Vergleich zur Architektenpropaganda, die seit Jahrzehnten tagtäglich in der Tagespresse kolportiert wird, harmlos. Vielleicht sollte man rauskriegen wie Larsson in Architektenköpfen ankommt. Larsson die Lietzenburg (s. Bloch, E.) in die Schuhe zu schieben, ist dann heftig über-trieben. Vor allem, wenn man in der Lage ist zuzugeben, dass die Bilder ja schön und trotzdem falsch sind, obwohl da dem Scheine nach schöner gelebt wird. Und wer weiß schon, ob Astrid Lindgren nicht mit hässlicher Kri- tik am 'Haus in der Sonne' die 'Villa Kunterbunt' gebaut und Pippi hat leben lassen. Wer weiß. Dann wäre die Beweisführung, wie Dorothee sagen wür- de, besonders peinlich.

Ferien

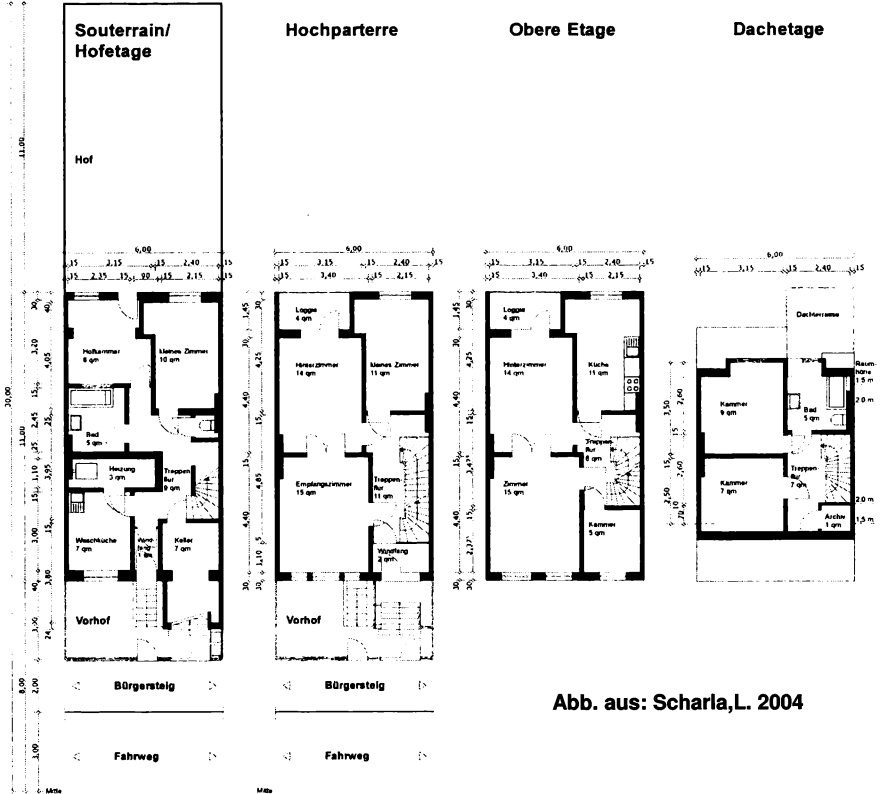
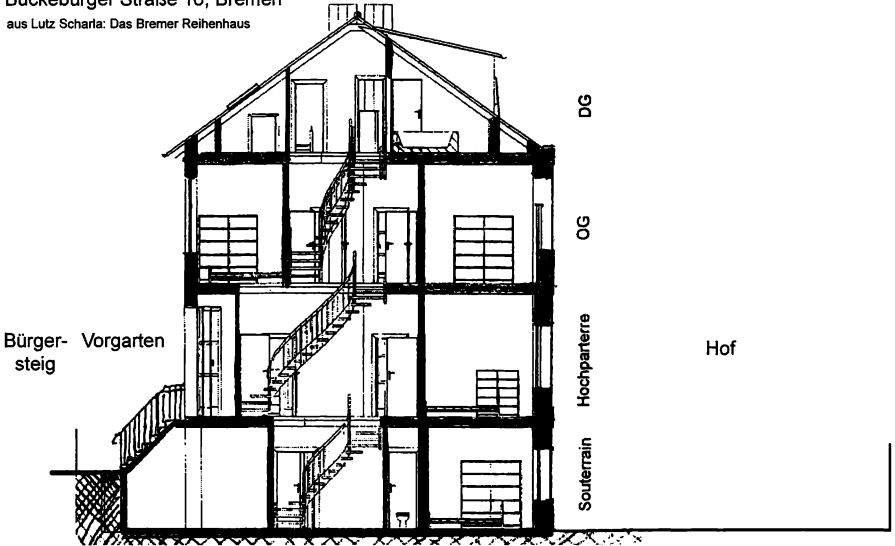
Alle Leute fahren in Ferien, um irgendwelche Träume erfüllt zu finden. Was selbstverständlich immer daneben geht. Deshalb fährt man ja wieder weg. Und das Ping-Pong zwischen immer hier und kurzzeitig irgendwo hat zu wenig vom Märchen. Das lehrt mich, wie ich denn hier und jetzt zufrieden, nicht widerspruchsfrei, lebe. Das wäre doch wünschenswert, wenn die Entwerfer die 'Freiheit' ließen, die möglich ist. Und das ist verdammt noch mal viel mehr als diese Architekten, Gartenarchitekten, Grün- und Stadtplaner verhindern. Ein bisschen Larsson und manches Märchen wären da Ratgeber, die nicht das Einfamiliengebäude und die Mietskaserne nahelegen. Vielleicht haben alle Bauleute zu wenig Märchen gelesen oder verstanden. Etwa wie diese ästhetisierend feinfühligen Landschaftsarchitekten, die offenbar alle in so feinen Familien groß geworden sind, dass Karl May nicht mal mit der Taschenlampe unter der Bettdecke gelesen wurde. Man kann aus Karl May eben auch ein Werbeplakat zu 'Freiheit und Abenteuer' machen. Kann, muss nicht.

Der Maßstab: das Bremer Haus

Bei der Untersuchung und Besprechung von Grundrissen haben wir Merkmale und Qualitäten immer wieder mit dem Bremer Reihenhaus verglichen. Dieses Haus hat nach unserem Kenntnisstand optimale Qualitäten in wesentlichen Kriterien: Vor allem bietet es von der Quartiersebene bis zu den Grundrissen eine Organisation und Aufteilung, die das soziale Miteinander der Kommune erleichtert. Außerdem ist es sparsam, so dass viele Leute gleiche oder ähnliche bauliche Voraussetzungen haben können, ihren Alltag zu organisieren. Aus den umfangreichen Vorarbeiten zum Bremer Reihenhaus fasse ich drei Bereiche zusammen, die für die Grundrissuntersuchungen in Wollingst wichtig waren:

- **Zonierung und Morphologie**
- **Größe der Zimmer im Haus**
- **Wege und Treppen im Haus.**

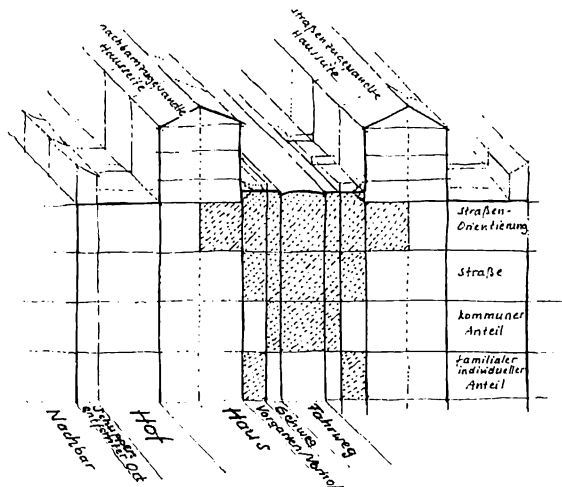
Mein Text bezieht sich auf das abgebildete Beispiel eines (inkl. Souterrain) 3½-etagigen Bremer Hauses von 6 m Breite. C. Theiling (1996) bezeichnet den Typ als „Handwerker-Reihenhaus mit Souterrain. Dieser Haustyp ist mit Abweichungen in Bremen verbreitet. Es gibt auch breitere und schmalere Varianten, sowie 2½-etagige Häuser mit Kellergeschoss und Sockel statt Souterrain.



Zonierung und Morphologie

In der Straße und auf der Parzelle gibt es Zonen, die verschiedene Nutzungen oder Nutzer aufnehmen. Zonen mit ähnlicher Nutzung sind nebeneinander gereiht. Hierdurch ergänzen sie sich: Die Stückchen 'Straße' vor jedem Haus ergeben nur nebeneinander gereiht eine Straße. Oder die gereihten Häuser, die Reihenhäuser, „wärmen“ sich gegenseitig, und man schaut seinem Nachbarn nicht ins Fenster rein, wie wenn die Häuser

Vorbild Bremer (Reihen) Haus. Zonierung - Reihung



Zonierung von Haus- Hof-Straße (aus Bellin 2004: 178)

mal vorn und mal hinten auf dem Grundstück stehen würden. Die Reihung an einem durchlässigen Straßenraster sorgt dafür, dass alle Häuser vergleichbare Qualitäten haben. Also: Was von der Straße aus gesehen nebeneinander liegt hat gleiche Nutzungen. Dagegen gibt es unterschiedliche Nutzungen in die Tiefe der Parzelle. Diese Zonierung ist bedingt durch Entfernung von der Straße und damit verbundene 'abgestufte Öffentlichkeit'. Für eine Zonierung (aber nicht nur hierfür) sind schmale, tiefe Grundstücke erforderlich, damit die verschiedenen Nutzungen hintereinander liegen. Vom 'halböffentlichen' Vorgarten bis zum Schlafzimmer werden also alle Orte und Zimmer in erforderlicher oder sinnvoller Entfernung von der Straße angeordnet. Da Zimmer Platz benötigen, kann man sie auch so anordnen, dass der erforderliche Abstand für den Gebrauch sinnvoll ist. Wie viele Meter müsste dann aber das Bett von der Straße entfernt stehen, damit der 'öffentliche Verkehr' das Schlafen nicht stört? 200 Meter? Und wie weit müssten der Nachbar oder die eigenen Leute entfernt sein? Es ist selbstverständlich, dass die Morphologie und die Distanz nicht nur über Entfernung, sondern auch und vor allem durch Grenzen Platz sparend hergestellt wird. Denn es können auf einem Grundstück, das nur 6 Meter breit und nur 25 Meter tief ist (statt 200 Meter), verschiedene Zonen hergestellt (geplant) werden.

Die Morphologie, wie eine Terrassierung, für die es verschiedene in der Bedeutung und der praktischen Interpretation wie Lesbarkeit vergleichbare Mittel gibt, übersetzt Entfernung in Schwellen und Grenzen. (K.H. Hülbusch 1991 in Notizbuch 23, S. III)

Kürzer gesagt, Schwellen und Grenzen erzeugen Distanz, wo kein Platz für Entfernung ist. Sie sind also wesentlich für eine an Fläche sparsame Organisation verschiedener Orte mit kurzen Wegen. Der Begriff Morphologie bezeichnet dabei gebaute Grenzen, z.B. Zäune, oder Höhenunterschiede, wie z.B. das Hochparterre gegenüber der Straße. Die gebaute Grenze unterscheidet sich von der gemalten, da z.B. ein niveaugleicher Gehweg (ohne oder mit wenig Bordsteinkante) von den Fahrzeugen mitbenutzt wird, auch, wenn er eine andere Farbe hat. Die Grenze muss lesbar bzw. ein echtes Hindernis sein, um zu wirken. Straße und Grundstück des Bremer Reihenhauses sind horizontal zониert in Fahrweg, Gehweg, Vorhof, Haus und Hof.

Fahrbahn und Gehweg sind kommunal, also für jeden zugänglich. Der Begriff 'öffentlich' ist leer, willkürlich – wie z.B. in der Bezeichnung 'öffentliche Verwaltung' oder auch 'Öffentlichkeit'. Die eine Zuschreibung ist irreführend; die andere Bezeichnung nennt eine Chimäre. Mit 'kommunal' ist die Zuständigkeit der beteiligten Leute, die Haus bei Haus an der Straße leben, benannt. Die Verwaltung wird hier nur im Auftrage tätig. Was diese jedoch unter dem Allmachtsanspruch 'öffentlich' längst verdrängt hat. Deshalb können wir davon ausgehen, dass die Trennung des Fahrwegs vom 'Bürgersteig' durch eine Schwelle zum Schutz bürgerschaftlich, kommunal eingeführt wurde wie ebenso die Trennung des Vorhofs in den Bürgersteig und den Vorgarten. Der Gehweg ist für Fußgänger geschützt, auch für Kinder. Trotzdem ist diese Grenze durchlässig für Fußgänger, die die Seite wechseln wollen. Eine Mauer oder ein Zaun wären hier nicht angebracht. Zwischen Gehweg und Vorgarten gibt es einen mindestens 1,10 m hohen Zaun mit Sockel. Der Zaun ist hüfthoch, transparent und dünn. Wenn ein Hausbewohner und ein Passant sich unterhalten, können sie sich gemütlich darauf abstützen.

Der **Vorgarten/Vorhof** ist Übergang von der Straße zum Haus. Wer aus dem Haus kommt, steht nicht gleich auf der Straße, sondern kann sich allmählich entfernen. Diese Möglichkeit wird verbessert durch die Treppe zum Hochparterre. Wer aus dem Haus kommt, hat den Überblick über die ganze Straße und kann sehen, was ihn auf der Straße erwartet.

Das **Haus** ist privat. Grenzen des Hauses und innerhalb des Hauses sind die Wände. Fenster und Türen unterbrechen die Grenzen. Das Haus hat eine Vorder- und Rückseite. Auf der Vorderseite des Hochparterres sind die Zimmer, die der Straße am nächsten sind. Dies sind der Eingang und das (repräsentative) „Empfangszimmer“. Von diesem Zimmer hat man einen Überblick über

die Straße. Gleichzeitig kann aber von außen niemand hineinschauen, weil es höher liegt. Man sieht aber eventuell, ob jemand da ist. Die anderen Zimmer vorne sind durch den Höhenunterschied weiter von der Straße entfernt. Der Obere Etage hat den gleichen Grundriss wie das Hochparterre und vergleichbare Zimmer, die je nach familialer Überlegung verteilt werden. Die Dachetage kann ausgebaut werden (oder ist es bereits) und enthält Zimmer, die für Ergänzungen eingerichtet werden. Das Souterrain/Hofparterre ist ähnlich der Dachetage neben Platz für Lager und Installationen auch mit Zimmern bestückt, also auch eine 'variable' Etage.

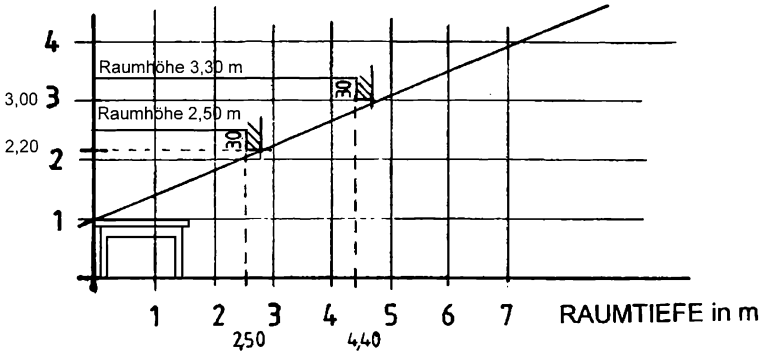
Hof. Hierdurch hat das Haus hinten ein Geschoss mehr, mit dem Hof als ebenerdiger Erweiterung. Der Hof ist von der Straße aus über das Hofparterre zugänglich. Zu den seitlichen Nachbarn gibt es ca. 140 cm hohe Zäune. Die Höhe ist brusthoch, so dass man noch darüber hinweg erzählen kann. Die Grenze ist undurchsichtig und es gibt in der Regel keinen Durchgang. An der rückseitigen Grenze können Schuppen stehen oder es gibt eventuell einen über 180 cm hohen geschlossenen Zaun. Dann ist die Grenze so ausgebildet, dass man sich drüber hinweg nicht unterhält und man auch nicht hindurch sehen kann. Derart geschlossene Grenzen findet man hinten, weil man mit dem rückseitigen Nachbarn weniger zu tun hat als mit dem seitlichen. Er lebt ja in einer anderen Straße (s. Böse-Vetter, H. 2004).

Größe der Zimmer

Die Zimmertiefe ist begrenzt von der „guten“ Belichtung. Hierfür ist nicht die Größe der Fensterflächen entscheidend, sondern die Höhe der Fenster: je höher die Unterkante (UK) des Fenstersturzes liegt, umso besser ist die Belichtung in die Tiefe des Zimmers. Die Höhe des Fenstersturzes bestimmt also, wie tief ein Zimmer und damit, wie tief ein Haus belichtet sein kann! Die Skizze zeigt eine Sturzhöhe von 2,20 m über dem Fußboden. Bei einem Lichteinfallswinkel von 22° kann in 2,50 m Entfernung noch ein Tisch stehen (1 m hoch), der ausreichend belichtet wäre. Zum Vergleich ist eine Sturzhöhe von 3 m dargestellt: Ein Tisch könnte hier noch in 4,40 m Abstand vom Fenster stehen und wäre ausreichend belichtet. Das bedeutet, dass bei nur 80 cm höheren Zimmern die Belichtungstiefe fast doppelt so groß ist! Beim Bremer Haus entsprechen die meisten Zimmer diesen Maßen: Die Zimmerhöhe im Hochparterre und Obergeschoss ist 3,3 m (UK Fenstersturz also ca. 3,0 m). Die Raumtiefen bei den Zimmern in diesen Geschossen sind höchstens 4,4 m. Eine Ausnahme ist das Hinterzimmer im Hochparterre: hier gibt es eine Raumtiefe von ca. 6,0 m, wenn man die Loggia im OG berücksichtigt. Im Hofparterre beträgt die Raumhöhe nur 2,7 m. Die Belichtungstiefe ist entsprechend geringer. Im Hofparterre, wo es hauptsächlich Räume für Heizung, Bad und Hausanschlüs-

Höhe der Unterkante
des Fenstersturzes
über dem Fußboden
(Sturzhöhe ca. 30 cm)

angenommener
Lichteinfallswinkel 22 °



ausreichend belichtete Raumbreite in Abhängigkeit von der Raumhöhe

Abb. aus: Scharla, L. 2004

se und kleine Zimmer gibt, ist eine Raumhöhe von 3,3 m nicht erforderlich. Außerdem ist durch die geringere Geschosshöhe der Höhenunterschied von der Straße zum Souterrain bzw. zum Hochparterre kleiner. Eine Raumhöhe von 2,7 m statt 3,3 m ermöglicht, dass im Vorgarten 3-4 Stufen nach oben und/oder unten weniger gebraucht werden.

Zimmerbreiten und Möblierung

Das **Zimmer** mit einer Breite von bis zu 3,4 m ermöglicht auf beiden Zimmerseiten Stellwände und zusätzlich in der Mitte noch einen Tisch. Es kann demnach unterschiedlich möbliert werden. Eine größere Zimmerbreite bringt für diese Möblierung keinen Vorteil außer breiteren Gängen und ein großzügigeres Raumgefühl. Zimmerbreiten bis ca. 3,5 m können wir also als sparsam bezeichnen. Würden die Zimmer im Bremer Haus 50 cm breiter sein, so wäre das je Geschoss bei heutigen Baukosten ca. 5.500 € teurer: 11,0 m Haustiefe x 0,5 m größere Breite x 1.000 € Baukosten je qm □ ohne weiteren Effekt.

Fürs Bremer Haus können wir feststellen, dass alle Zimmerbreiten sparsam ausgeführt sind:

Im Hochparterre gibt es vorne ein großes „Empfangszimmer“ mit 3,4 m Breite. Das dahinter liegende Zimmer ist mit 3,15 m etwas schmaler zugunsten des dritten Raumes in dieser Etage. Das dritte (kleine) Zimmer ist nur

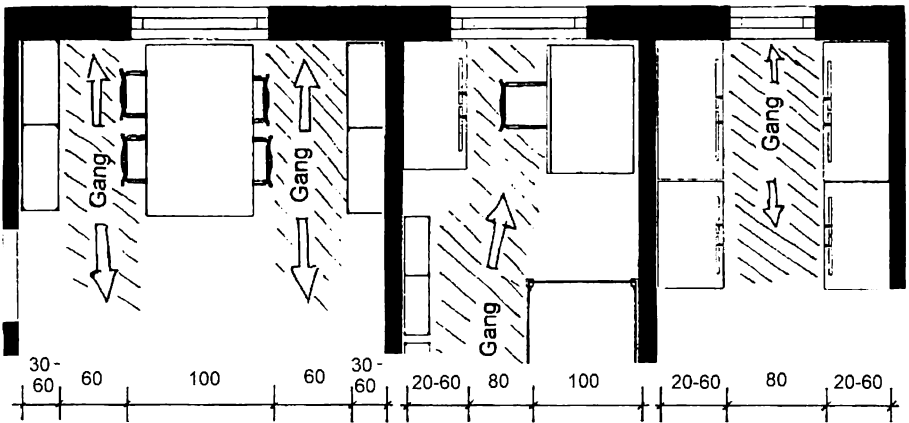
2,4 m breit, lässt also nur die Nutzung mit einem Gang zu. Vor dem Fenster ist aber auch eine Möblierung mit 2 Gängen möglich, da es hier eine Nische gibt (siehe KG-Grundriss: Regal – Tisch – Regal). Dieser dritte Raum wird im Hochparterre oder Obergeschoss oft als Küche genutzt.

Im Obergeschoss gibt es neben den genannten Räumen über dem Hauseingang noch ein Kämmerchen, die als kleines Arbeitszimmer, Bad, Gästezimmer oder auch nur als Abstellraum genutzt werden kann. Diese Einteilung mit vielen Zimmern und einigen Kammern ist reich, da in jeder Etage drei abgeschlossene Zimmer bestehen. Viele ausreichend große Zimmer bieten mehr als wenige überdimensionierte Räume (Hallen).

Zimmer (mit 2 Gängen)
Breite: 2,8 - 3,4 m

Kammer (mit einem Gang)
Breite: 2.0 - 2.4 m

Archiv (nur Stellflächen)
Breite: 1.2 - 2.0 m



Zimmerbreiten und Möblierung. aus: Scharla, L. 2004, S. 88
„ZIMMER - KAMMER - KABUFF (hier: ARCHIV genannt)“

Die Treppen im Haus

Der Treppenflur verbindet die Zimmer aller Etagen horizontal und auch vertikal. Der Treppenlauf liegt zum Eingang und die Laufrichtung ist so geordnet, dass die obere Etage von der Straße aus auf direktem Weg zu erreichen ist. Der Weg vom Hofparterre zur Dachetage ist annähernd spiralförmig. An diesem Weg liegen sämtliche Zimmertüren. Die Verbindung zwischen zwei Zimmern auf unterschiedlichen Etagen ist kurz. Die Treppe liegt gleichzeitig so im Haus, dass eine Teilung des Hauses möglich ist. Der Treppenflur kann im Hochparterre so getrennt werden, dass Obere Etage inkl. Dachetage separat genutzt werden könnte.

Vergleichende Typisierung der Grundrisse

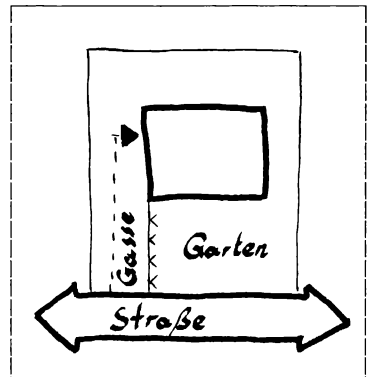
Ordnung der Grundrisse nach der Anschauung

Beispiele

Zunächst wurden die mitgebrachten Grundrisse vorgestellt, um einen Überblick zu bekommen und das Feld der vorliegenden Fälle abzustecken. Die zufällig ausgewählten Beispiele der „Haus“-Grundrisse weisen ein überraschend breites Spektrum mit einem eindeutigen Schwerpunkt bei der Einfamilien-Wohnbebauung auf. Diese wiederum reicht vom „kleinststmöglichen“ Zeilen-Reihenhaus mit einem Achsmaß von gerade einmal 4,17 m bis zum über 25 m breiten Bungalow und einer Wohnfläche von über 150 m². Weniger häufig sind Geschosshäuser (vgl. Mehli 1995), bei denen Wohnungen übereinandergestapelt sind. Diese zählen zum Geschosswohnungsbau einer Mehrfamilienbebauung (vgl. Harenburg, Wannags 1991). Für den ersten Vergleich der Grundrisse zur Bildung von vorläufigen Grundrisstypen wurden alle Grundrisse nebeneinandergelegt und nach der Anschauung ähnliche Grundrisse zusammengefasst. Dabei war der Ertrag des vorangegangenen PlanerInnenseminars „Planen trotz unmöglicher Vorgaben – Der Garten zum Einfamiliengebäude“ von 1992 hilfreich (vgl. Beekmann, H. et al. 2001).

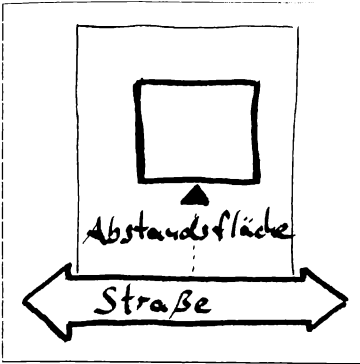
„Planen trotz unmöglicher Vorgaben“ (Beekmann, H. et al. 2001)

Für die Organisation von Freiräumen trotz 'unmöglicher Vorgaben', wie mangelnde Zonierung, Reihung und Organisation der Bebauung, keine Morphologie, ist die Stellung des Einfamiliengebäudes (vgl. Bärenweiler u. Cordts 1992) im Grundstück und die Lage des Eingangs der entscheidende Faktor. Häufig stehen die freistehenden Einfamiliengebäude tief im Grundstück, also weit von der Straße abgerückt, und erzwingen so lange Wege von der Straße bis zum Eingang. Zudem entfällt zumeist die eindeutige Zonierung in eine Vorder- und eine Rückseite (vgl. Biegler 1979, Nagl 1991). Die Fläche zwischen Gebäude und Straße ist dann viel zu groß für einen Vorgarten, bzw. mit der Orientierung nach Süden oder Westen als Ort gedacht, wo eine 'Terrasse' liegt. Liegt nun der Zugang zum Gebäude seitlich



von vorne kann der Weg von der Straße zum Eingang als „Gasse“ organisiert werden. Von dieser Gasse kann durch eine innere Abgrenzung (vgl. Böse-Vetter 2004) auch die Fläche zwischen Gebäude und Straße nutzbar eingeteilt werden.

„Was wir [...] verstanden haben, ist die Organisation der Haus-Gasse für die Gebäude tief im Grundstück mit Seiten- und Rückwärts-Eingang ins Gebäude. Da muss die Gasse hergestellt werden, indem die Grenzen der Gassen nachgeahmt werden, damit auch die Eingeborenen nach Hause kommen können.“ (Hülbusch, K.H. 2004: 189)



Anders liegen die Dinge, wenn der Gebäudeeingang nach vorne zur Straße orientiert ist und das Gebäude symmetrisch erschließt. Die Fläche zwischen dem Gebäude und der Straße kann dann nicht mehr plausibel eingeteilt werden. Sie ist eine Abstandsfläche, die für den Gebrauch wertlos ist.

„Der Wechsel von der Haushufe mit Seiteneingang zum Zweispännerbau mit Mitteleingang führt gegenüber der Haus-Gasse schon den ‚Wohnweg‘ ein. [...] Der Zweispänner-Eingang stellt unabhängig von der Lage des Gebäudes zur Straße eine Zeile mit Grün- und Abstands-

flächen her, einem durchaus ‚repräsentativen‘ und distanzierenden ‚Wohnweg‘ und keinen Zugang, der selbstverständlich eingespielt werden kann.“ (Hülbusch, K.H. 2004: 189)

Merkmale für die erste Sortierung

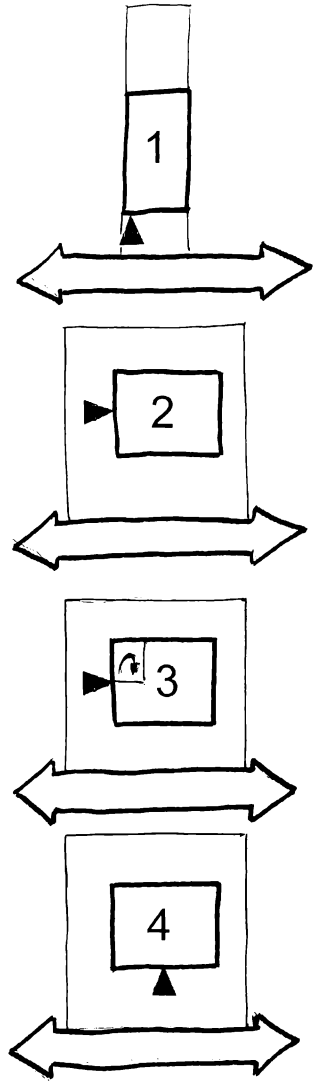
Mit dieser vorgeleisteten Arbeit im Gepäck wurde die Lage des Eingangs in zweifacher Hinsicht relevant. Einerseits bezogen auf die Orientierung des Eingangs zur Straße. Liegt der Eingang an der Seite der Bebauung, die zur Straße orientiert ist, oder an einer der Straße abgewandten Seite? Andererseits kann die Lage des Eingangs bezogen werden auf den Grundriss, also das Innere des Gebäudes. Ist die Bebauung mittig erschlossen, oder seitlich? Dieses Merkmal wurde im Verlauf des Seminars präzisiert und dann als einhüftiger (=mit seitlichem Eingang, Reihenhauseingang) beziehungsweise zweihüftiger (= mit mittigem Eingang) Grundriss bezeichnet. Bei der vorläufigen Typisierung wurden die Beispiele in folgende Gruppen eingeteilt:

1. Grundrisse, bei denen der Eingang zur Straße orientiert und einhüftig ist (Reihenhaustyp)
2. Grundrisse, bei denen der Eingang an der Seite, von der Straße abgewandt liegt und zweihüftig erschließt

3. Grundrisse, bei denen der Eingang an der Seite, von der Straße abgewandt liegt und bei denen ein separates Treppenhaus mehrere, übereinander liegende Wohnungen voneinander trennt (Geschosswohnungsbau)
4. Grundrisse, bei denen der Eingang zweihüftig zur Straße orientiert ist

Vom Bild zur Abbild

Die Unterscheidung der Beispiele nach augenfälligen Merkmalen in: Eingang vorne seitlich, Eingang vorne mittig, Eingang seitlich mittig und Eingang seitlich seitlich (= einhüftig) ist der erste Schritt zur Merkmalsbestimmung und Typenbildung. Das Vorurteil der ersten Unterscheidung gründet auf der vorgeleisteten Arbeit bzw. dem mitgebrachten Wissen, das ad hoc zur Hand ist. Unser Vorurteil ist die Haupteinschließung der Einfamiliengebäude mit mittiger oder seitlicher Eingangstür aus der Nachbereitung von Wöllingst I (Planen in unmöglichen Vorgaben; in: NB 58 Licht und Schatten; leider ohne diese Debatte). Der Vergleich innerhalb der Gruppen stellt die erste Unterscheidung auf den Prüfstein, setzt die mitgebrachte Erfahrung weiteren Beispielen und neuen Überlegungen aus oder besser den Einsichten der neuen Situation. Schon die Sehweise der Häuser mit Blick auf die Grundrisse ist von der vorhergehenden mit Blick auf Grundstück und Grenzen verschieden. Der Vergleich setzt außerdem voraus, dass wir nicht nur den Sinn bzw. den Gedanken zu den Merkmalen formulieren, um sie benennen zu können, er setzt auch Definitionen bzw. Bestimmungen voraus, die von allen Beteiligten und an allen Beispielen verbindlich gehandhabt werden können. Den Fehler, die Merkmalsbenennungen nicht ausgiebig und wohl bedacht zu verhandeln, hatten wir in Wöllingst II begangen (BELLIN, F., HÜLBUSCH, K.H. (Red.) 2006, Der 'modische' Bebauungsplan, NB 66), was dazu geführt hat, dass die Tabellen nachträglich nicht



einmal mehr für die Urheber zu lesen waren (s. Debatte von THEILING und HÜLBUSCH in NB 66: 178-194).

Die Merkmalsbestimmung war nach dieser – ebenfalls mitgebrachten – Erfahrung vorbereitet und die ‚gültige Benennung‘ auf den Beginn einer zweiten Tabellenrunde verlegt, um den Einzelgruppen Gelegenheit zu geben, induktiv brauchbare Merkmale zu finden und zu benennen. Dieser Kunstgriff verhindert nebenbei sowohl für die einzelnen Gruppen als auch für alle Beteiligten den üppigen Aufwand, alle ‚möglicherweise‘ relevanten Merkmale klären zu müssen, bevor die Relevanz geprüft werden konnte. In dieser Phase wurden die Merkmalsdefinitionen niedergeschrieben und dann gemeinsam nachgekartet. Die graphisch gestützte Beschreibung bildet am Ende eine Art Glossar, in dem die Merkmale nachgeschlagen, ergänzt und präzisiert werden. Das heißt neben den Haus-/Gebäudetypen sind auch die Merkmale zu beschreiben. Übertragen auf die Pflanzensoziologie, aus der wir das Verfahren des tabellarischen Vergleichs übernommen haben (nach Braun-Blanquet), ist eine Art Linné für Bauten und Bauelemente zu erstellen. Dass diese Präzisierung der Begriffe eine höchst fruchtbare Debatte darstellt, ist in den Kapiteln von Lutz Scharla und Helmut Böse-Vetter nachzulesen. Mühelos ist die Merkmalsbestimmung gleichwohl nicht herzustellen. Das hat zum Beispiel damit zu tun, dass für bestimmte Gegenstände, insbesondere der Entwürfe, keine Begriffe bestehen, was wiederum aus anderen Debatten zu entworfenen Gegenständen (s. modischer Bebauungsplan) bekannt ist. Wo zum Beispiel quantitative Abstufungen nicht zugleich mit sinnfälligen Namen versehen werden können, wie im Falle der ‚Räume‘ (Archiv (Kabuff), Kammer, Zimmer, großes Zimmer, Halle), finden wir Zahlen oder Relationen, die nur mühsam in Bilder zu übersetzen sind. Hierbei ist die farbige Signatur nach einem Kartierschlüssel (z.B. Archiv = blau) hilfreich für die Lesbarkeit ungekannter Grundrisse. Die Einigung auf 1-hüftig (früher Eingang seitlich vorne oder seitlich seitlich) bzw. 2-hüftig ist dagegen in der Tabelle mühelos mit ‚X‘ einzutragen. Absprachen über die Räume, die dann anwesend mit ‚X‘ eingetragen werden können, enthalten anders herum gesehen also schon den Schritt der Klassifizierung (wenn nicht gar Typisierung des Merkmals) nach Quantitäten (2,9 m-3,5 m Breite an der Fensterseite des Raumes = ‚Zimmer‘). Dies ist indessen nicht mühelos mit allen Merkmalen bzw. Maßen und Relationen herzustellen, was vor allem in der Tabellenbearbeitung hinderlich wird bzw. zu einem weiteren Schritt des Unterscheidens führt.

Grafik und Organisation der Tabelle

In den Roh-Tabellen sind – wie immer – verschiedenste Daten kunterbunt gemischt. Zum einen die gemessenen und gezählten Daten, zum anderen errech-

nete Relationen (Gebäudebreite zu Gebäudetiefe z.B.), die für alle Einzelfälle erstellt wurden. Weiter gab es beschreibende Merkmale wie Dachboden, Halle, Balkon et al., die immer wieder auftauchten aber bei weitem nicht in allen Beispielen zu finden waren. Nach Art einer Vegetationstabelle sollten die Tabellen der Grundrisse nun je Gruppe zusammengeschrieben werden, um sie vergleichend zu ordnen. In den Kopf der Tabelle, horizontal, schrieben wir zunächst die erste Benennung sowie die Bauzeit der Gebäude. Die Vertikale musste zur Unterscheidung von Daten, Relationen und Merkmalen differenziert aufgeteilt werden, weil graphisch sowohl ‚X‘ (für vorhanden), ‚.‘ (für abwesend) und absolute Zahlen die Übersicht behindern, die durch den tabellarischen Vergleich der Fälle ermöglicht werden soll. Daten und Relationen bildeten also graphisch eine Erweiterung des Tabellenkopfes. Die eigentliche Tabelle wurde ausschließlich von den Merkmalen gebildet. In der Rohtabelle vertikal nach chronologischem Zufall aufgeschrieben, wurde horizontal die Anwesenheit des Merkmals für jedes Gebäude vermerkt. Wie bei Vegetationstabellen (s. Riede-Papier, Hülbusch, K.H. 1976/ 1994) wurden die Merkmale (also die ‚X‘) nun graphisch sortiert um eine Reihe von links oben nach rechts unten zu erhalten. Dieser graphischen Ordnung folgten zwangsläufig die quantitativen Merkmale im Kopf der Tabelle, so dass gleiche und ähnliche Maße und Relationen nach Abschluss der Sortierung nebeneinander zu stehen kamen. Die Kombination aus Merkmalen mit Daten und Relationen dienen dann der Beschreibung verschiedener Typen von Gebäuden und Häusern auf Grundlage der Grundrisse. Anders formuliert, die Grundrisse, die wir zuerst auf einem 10 m² großen Tisch hin- und her geschoben haben, wurden mit diesem Verfahren komplett auf eine DIN A 4 Seite geschrieben und damit ohne Verlust von wesentlichen Qualitäten und Quantitäten anschaulich und vergleichbar.

Mengenklassen für quantitative Merkmale

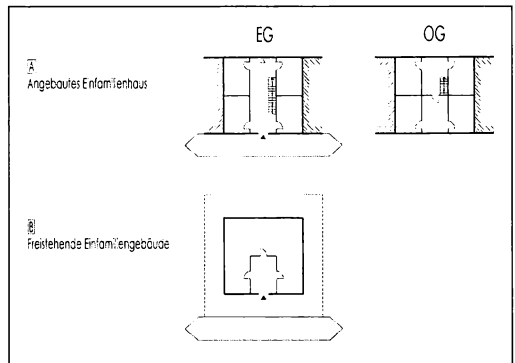
Weil absolute Zahlen mühsam zu lesen sind und damit dem übersichtlichen Vergleich nicht zur Verfügung stehen, ist eine ‚Klassifizierung‘ nach Mengen zu erwägen. Während die Einteilung der Räume über Begriffe organisiert ist, können wir andere Zahlen in Klassen zusammenfassen, analog den Stetigkeitsklassen in synthetischen Übersichtstabellen der Pflanzensoziologie. Zum Beispiel können wir die Flächenanteile der einzelnen Raumformen (Archiv/Kabuff, Kammer, etc.), die in der Regel von 0 bis 50 % an der Gesamtnutzfläche schwanken, in Stufen von 0 bis 10, 10 bis 20, 20 bis 30, 30 bis 40, 40 bis 50 mit den römischen Ziffern I, II, III, IV, V einteilen. Diese Einteilung erlaubt leichtere Lesbarkeit, weil nur 5 verschiedene Ziffern auftauchen statt 50, und mühelose Rückübersetzung in die farbige Signatur der Grundrisse, die hervorragend merkbar war. Andere ‚Quantitäten‘, wie die Anzahl der Raumtypen, sind unnötig

zu klassifizieren, weil die Ziffern im Prinzip ohnehin nur von 0 - 6 reichen. Die Hilfskonstrukte zur Vereinfachung der Grafik sind also begrenzt einsetzbar und räumen nie zur Gänze jene Merkmale aus, die wir – abermals analog zur Pflanzensoziologie – ‚synthetische Merkmale‘ nennen können, wie zum Beispiel jene gegen Ende des Seminars aufgefallene Anzahl der Merkmale in absoluten Zahlen, die entweder oben in den Tabellenkopf einsortiert werden oder unter den kennzeichnenden Merkmalen (X u. •) als Differenzialmerkmale genutzt angefügt werden können, damit auf einen Blick die Gliederung der Tabelle erkennbar wird und zugleich bei eingehender Betrachtung/Lese der Tabelle die gesamte ‚aufgenommene‘ Information zur Verfügung stehen kann.

Die Prinzip-Skizzen oder ‚Briefmarken‘

Als letztes soll noch kurz auf die ‚Briefmarken‘ (s.a. Hose, G. 1983) eingegangen werden, die schon bei Harenburg und Wannags (1991) Verwendung in der Typendarstellung von Häusern und Gebäuden fanden. Die ‚Kunst‘ der sinnvollen ‚Reduktion‘, im Sinne von weniger ist mehr, auf das Typische besteht darin, zu verdeutlichen, was ohnehin da ist, damit der Betrachterin mit gleichartigen grafischen Mitteln und gleichartigen Maßstäben das Erkennen wesentlicher Ähnlichkeiten und Unterschiede erlaubt. Dieser Schritt der Rückübersetzung in den verdeutlichten Grundriss prüft übrigens ein weiteres Mal die Reihe und die Schlüssigkeit der Unterscheidung bzw. Zusammenfassung von Fällen durch gelungene oder misslungene Lesbarkeit der Abbildungen. Dabei wäre abermals eine frühzeitige all-gemeingültige Einigung auf Grafikregeln nicht sinnvoll gewesen, weil die typischen bzw. charakterisierenden Merkmale verschieden sind.

Die Reihen der Briefmarken bestätigen die Schlüssigkeit der Vorsortierung. Wie das Beispiel aus der Gruppe ‚Eingang vorne, einhüftig‘ zeigt, treten zwar zwei grundverschiedene Grundrisse auf (Bauernhaus und Einfamiliengebäude), aber die Einfamiliengebäude weisen untereinander prinzipielle Ähnlichkeiten auf, die die ‚Ableitung‘ aus einem Grundprinzip, das graphisch abzubilden war, zulässt.



**Abb. zweihöftige Einfam-Gebäude.
Ausschnitt aus den ‚Briefmarken‘ (Gruppe 2)**

Gebäude mit Reihenhauszugang und Sockel

Für die ausgewählten Beispiele haben wir zuerst nach Merkmalen gesucht, die dazu geeignet waren, die Grundrisse zu beschreiben und zu differenzieren. Dabei war der Vortrag von Lutz Scharla zu den konstruktiven Teilen des Bauens und deren Bewertung eine Hilfe zu sinnvollen Maßen und Merkmalen (vgl. Scharla, L. 2003 u. ders. 2004). Als erstes haben wir die Lage der Treppe im Haus in Bezug zur Straße angesehen. Bei vier von fünf Beispielen liegt die Treppe an der Hauswand. Von hier aus werden die Zimmer in Richtung der gegenüberliegenden Hauswand zugänglich. Das ist mit ‚einhüftiger Erschließung‘ gemeint. In einem Beispiel (Neubau) liegt die Treppe mitten im Haus. Dieses Haus ist nach unserer Anschauung zweihüftig erschlossen, was aber nicht eindeutig war. In einem späteren Schritt wurde dieser Grundriss aussortiert und an die Arbeitsgruppe „seitlicher Eingang, Geschosshäuser abgegeben“. Danach wurde unterschieden, ob die Treppen in die Tiefe erschließen oder parallel zur Vorderseite verlaufen. Bei drei Beispielen erschließt die Treppe das Haus in die Tiefe. In einem Beispiel ist der Grundriss „gedreht“ und die Treppe liegt vorne, abgelenkt vom Eingang. Die Häuser mit Treppen in die Tiefe haben wir nochmals nach der Treppe unterschieden. In zwei Häusern werden die Zimmer über einen parallel zur Treppe liegenden Flur (Treppenflur) erschlossen (vgl. Theiling, C. 1996: 143). In einem Beispiel gibt es eine Treppe die direkt in Zimmer oder Räume führt. Diese Treppe haben wir Maisonettetreppe genannt, da sie, wie in einer Maisonette-Wohnung Raum mit Raum verbindet. Die anderen zwei Häuser haben wir „Treppenflur-Häuser“ genannt.

Als nächstes haben wir uns die Gebäudeform angesehen und quadratische von rechteckigen Gebäuden unterschieden. Danach haben wir analog des Vortrags von Lutz Scharla einige absolute Zahlen erfasst bzw. berechnet: Nutzfläche, Wohnfläche und Erschließungsfläche. Ein weiterer Wert war die Erhebung der „Stellwandlänge“ in den Zimmern. Wir haben die Stellwandlänge, ohne Flure und Bäder, abzüglich der Fenster- und Türöffnungen ausgemessen. Zusätzlich dazu hat Lutz Scharla in den Ecken 1,20 m Abstand zum Öffnen der Schranktüren berücksichtigt. Das Verhältnis Stellwandlänge zu m² Wohnfläche haben wir pro Raum berechnet: z.B. Zimmer 1 = 17,5 m (Stellwandlänge): 28,6 m² (Zimmerfläche) = 0,61 m/m². D.h. pro m² Zimmerfläche gibt es 0,61 m Stell-

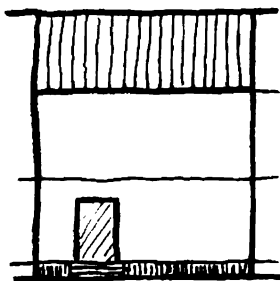


Abb. Ansicht Gebäude mit Reihenhauszugang

wandlänge. Von Raum zu Raum sind diese Zahlen durchaus informativ. So bestätigte sich, dass rechteckige Räume im Verhältnis mehr Stellwand haben als quadratische, sehr große Zimmer („aufgeblasene Hallen“) weniger Stellwand als Zimmer. Während der ganzen Rechnerei waren wir immer wieder unsicher, welche Wände, welche Räume berücksichtigt werden müssen, um eine Vergleichbarkeit zu den Werten der anderen Arbeitsgruppen herzustellen. Die Frage nach der „Norm“ - wie wird der „richtige“ Wert berechnet - und die Herangehensweise zuerst einmal für unsere Beispiele sinnvolle Merkmale zu finden und zu erheben, brachten eine dauernde Erörterung in die Arbeit. Es gab dazu an unterschiedlichen Punkten Versuche einer Abstimmung mit den anderen drei Arbeitsgruppen, die allerdings nicht zu einer „endgültigen Klärung“ geführt haben. Ich denke, mit einer gewissen Erfahrung, fällt es leichter, eigene Wege zu gehen und auszuprobieren und der Tragfähigkeit des Verfahrens zu trauen. In einem Fall sind wir auf die „Möblierung“ im Grundriss hereingefallen. Bei einer „Pantry-Küche“ von 2,40 m x 2,40 m waren rundum „Einbauküchenmöbel mit Ecklösung“ eingezeichnet. Anstatt zu fragen, ob das überhaupt noch eine Küche sein kann (hier ist kein noch so kleiner Tisch mehr zu stellen) haben wir die Stellwände ausgemessen und sind so zu einem relativ guten Wert gekommen. Dieser sagt für die Qualität der Küche aber nichts aus. Das ist im besten Fall eine „Bootsküche“ (Pantry) oder Kochzelle mit Lüftung. Beim Austausch zwischen den Gruppen wurde festgestellt, dass es im Vorhinein keine fest verabredeten Normen geben kann. Statt zu Beginn alle Merkmale zu definieren und für alle Gruppen die Berechnungsbeispiele festzulegen, haben wir – trotz einiger Versuche der Rückversicherung „Wie rechnet ihr das denn?“ – verschiedene Wege überlegt und ausprobiert. Die Herangehensweise der anderen, dabei gerade der Hang zur Übertreibung - „ein Zimmer hat immer eine Breite von 2,90 m bis 3,50 m“ - hat dabei eine neue Sicht auf die Grundrisse gegeben und den Mut zum Ausprobieren bestärkt. Die zeitweise „Begrenzung“ der Sicht hat wichtige Kenntnisse über die Qualität der Grundrisse in Hinblick auf Nutzung und Möglichkeiten des Gebrauchs gezeigt.

Anmerkung: Das Verfahren der Wiedergabe eines Gegenstands nach Merkmalen ist für Ungeübte schon verwirrend genug. Die Technik des tabellarischen Vergleichs der Aufnahmen - vor allem, wenn auch noch dominante und abhängige Merkmale berücksichtigt werden müssen - ist etwa so überzeugend und nachvollziehbar zu beschreiben wie das Graben des Gartens mit einem Spaten. Wer nach einer solchen Schilderung einen Spaten sinnfällig benutzen kann, hat mindestens den Text nicht gelesen und schon mal gegraben. Trotzdem haben wir die Vorgehensweise skizziert - auch für unsere Erinnerung.

Gebäude mit Reihenhauszugang

lfd. Nr.	1	2	3	4
Aufnahme Nr.	B	E	C	D
Baujahr	ca. 1920			
Sockel	X	X	X	X
Terrassentür	X	X	X	X
zweigeschossig	X	X	X	X
angebaut/anbaufähig	X	X	X	X
Keller	X	X	X	X
Erschließung von vorne	X	X	X	X
einhängig	X	X	X	X
giebelständig	X	X	X	•
Treppe seittl. in die Tiefe	X	X	X	•
Dach	X	X	X	•
traufständig	•	•	•	X
Treppe quer	•	•	•	X
Fahrradschuppen	•	•	•	X
Maisonettetreppe	X	•	•	•
Treppenflur	•	X	X	X
Zimmer	3	4	•	•
große Zimmer	•	1	3	3
Kammer	1	•	2	•
Archiv	•	•	2	•
Durchgangszimmer	X	•	X	•
versteckte Erschließung	X	•	X	•
Kellerausgang	•	X	•	•
Flur	•	•	X	•
Verhältnis Breite/Länge 1:	1,8	1,3	1,1	0,8
Grundfläche	31	62	71	54
Nutzfläche	89	107	111	44
% Erschließung	23	12	16	25
% versteckte Erschließung	14	•	2	•
Raumfläche	50	70	80	57
Anzahl Räume/100 qm Nutzfl.	3,3	4,7	5,7	3,3
qm Raumfl./lfd m Stellwandfl.	1,9	2	1,7	2,1
qm Raumfl./lfd m Stellwandfl. ideal	1,9	1,9	1,7	1,8
Breite [m]	4,3	7	7,2	8,3
Tiefe [m]	7,5	9	9,5	6,6

Beschreibung der Tabelle

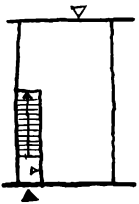
Typ A: giebelständiges Maisonette-Reihengebäude (Ifd. Nr. 1)

Typ B: giebelständiges Treppenflurgebäude (Ifd. Nr. 2 u. 3)

Typ C: traufständige Treppenflurzeile (Ifd. Nr. 4)

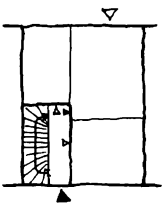
In der Tabelle sind Gebäude mit Reihenzugang abgebildet. Gebäude haben wir sie genannt, da allen der Durchgang durch das Haus nach hinten fehlt und man nur über einen Ausgang aus den Wohnräumen auf eine Terrasse/ einen Freisitz nach hinten kommt, und es fehlt ihnen der Hof als notwendige und sinnvolle Ergänzung zu den Lebensorten im Haus (vgl. Hülbusch, I.M. 1978, Böse-Vetter, H. 1991). Mit Reihenzugang ist der Zugang von seitlich/ vorne bei angebauten Gebäuden/ Häusern gemeint. Alle Gebäude sind einhüftig, das heißt die Räume sind von der Treppe an einer Gebäudewand liegend zur gegenüberliegenden Gebäudewand hin erschlossen. Gemeinsam sind diesen Gebäuden ein Sockel und ein Keller (vgl. Theiling, C., 1996: 156f). Alle Gebäude sind zweigeschossig. Ein weiteres verbindendes Merkmal ist die Terrassentür, die zu einer 'Terrasse' = befestigte Fläche oder einem Freisitz von dem 'Wohnzimmer' führt.

Typ A: giebelständiges Maisonette-Reihengebäude (Ifd. Nr.1)



Das Maisonette-Reihengebäude wird gekennzeichnet durch die Maisonette-Treppe, die ohne Flur die Räume verbindet. Das Gebäude ist giebelständig und hat ein ausgebautes Dach. Es ist 4,2 m breit und 7,5 m tief mit einer Nutzfläche von 89 m², drei Zimmern und einer Kammer. Es gibt ein Durchgangszimmer und versteckte Erschließungen, da kein Flur vorhanden ist.

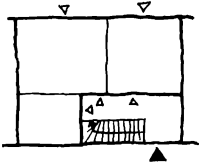
Typ B: giebelständiges Treppenflurgebäude (Ifd. Nr. 2 u. 3)



Das giebelständige Treppenflurgebäude hat mit dem Maisonette-Reihengebäude das Merkmal der Giebelständigkeit gemeinsam. Wie bei diesem gibt es auch hier ein ausgebautes oder ausbaufähiges Dach. Die Treppe führt bei Typ A und B seitlich in die Tiefe des Gebäudes. Das Treppenflurgebäude hat zusätzlich die Treppe parallel begleitende Flure. Über diese werden die Zimmer miteinander verbunden. Der Typ Treppenflurgebäude ist ca. 7 m breit und 9,5 m tief und hat eine Nutzfläche von 110 m². Das Gebäude in Ifd. Nr. 2 hat vier große Zimmer und eine Kammer. Es hat als einziges unserer Gebäude einen Kellerausgang. Das Gebäude in Ifd. Nr. 3 hat drei große Zimmer, zwei Kammern und zwei

Archive/Kabuffs (Zimmer, Kammer, Archiv/Kabuff sind in 'Das Haus' beschrieben).

Typ C: traufständige Treppenflurzeile (Ifd. Nr. 4)



Die traufständige Treppenflurzeile ist im Unterschied zu Typ A und B traufständig. Hier ist das Treppenflurgebäude, wie im Typ B beschrieben, gedreht, so dass der Treppenflur quer im Gebäude vorne parallel zum Wohnweg/ zur Straße liegt. Dem Eingang vorgelagert gibt es noch einen Fahrradschuppen. Das Gebäude ist 8,3 m breit und 6,6 m tief. Es hat eine Nutzfläche von 94 m² und drei große Zimmer von denen eines teilbar ist.

Konditionen des Reihenzugangs

Alle Haus-/Gebäudebeispiele sind bezüglich des Eingangs straßenorientiert, werden also von vorne erschlossen. Sie stehen vorne im Grundstück, besitzen einen Sockel und Keller. Sie sind einhütig organisiert, angebaut oder zumindest anbaufähig - also ohne 'notwendige Fenster' an den Längsseiten.

Die Folgen der Hausorganisation

Diese Merkmale sind Voraussetzung einer eindeutigen Zonierung, mittels derer Hof (oder Garten) organisiert werden können. Damit enden bei den Beispielen allerdings die Merkmale des Hauses. Deutliche, aus der Bauorganisation resultierende Nachteile sind z.B. das fehlende 'Souterrain' und die damit fehlende Möglichkeit, Hof und Garten unabhängig von den Zimmern oder der Küche zu erreichen. Stattdessen gibt es nur in einem Beispiel einen Keller, der auch eine Außentür zum Garten besitzt. Aber auch hier ist der Weg umständlich und nicht mit einem Souterrain zu vergleichen – die Wege zum Außenhaus gehen durchs Wohnzimmer! Das heißt, bei allen Beispielen wird das Außenhaus in Form von Hof und/oder Garten durch die Terrassentür erschlossen. Gemessen am sparsamen, nutzungsneutralen Grundriss enthalten alle Beispiele ein Durchgangszimmer und darin eine versteckte Erschließung, die gleichzeitig die haushälterische Nutzung der nicht bebauten Fläche vom Gebäude her erschweren, eher noch verhindern. Denn das 'grüne Wohnzimmer' steht erwartungsgemäß dem alltäglichen Gebrauch für alles Mögliche im Weg.

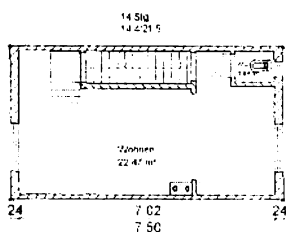
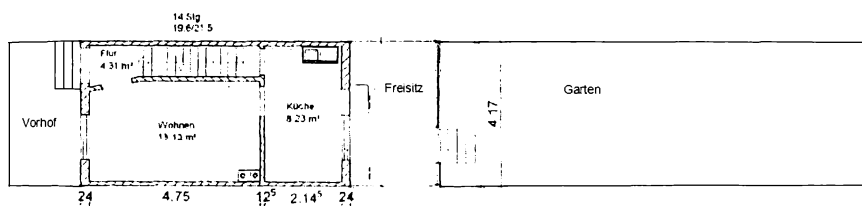
Zuschnitt und Organisation der Freiflächen

Das 'sparsame Rechteck' gibt bei gleicher Fläche mehr Platz und ist praktischer 'aufzumöbeln' und zu bewirtschaften. Quadratische Zuschnitte erscheinen dagegen symmetrisch, repräsentativer, dekorativer, großartiger und suggerieren konsumptives Wohnen oder auch Freizeit – wie man es gerne hätte.

Drei Fälle weisen schmal-rechteckige, 'traufständige' Parzellen auf. Ein Beispiel ist traufständig, schmal-rechteckig. An zwei Beispielen stellen wir Folgen des Baugrundrisses für die Freiflächen dar.

Giebelständiges Maisonette-Reihengebäude (Aufn. Nr. 1)

Dieses Reihenhaus mit dem Verhältnis Breite zu Tiefe von 1:1,8 entspricht dem Idealtypus nur gemäß der Verhältniszahl. Bei einer Breite von nur 4,17 m ist das Gebäude mit 7,5 m auch nicht tief genug und entspricht den Ideen des Minimalhauses. Hier ist alles zu klein, so dass der Betrachter geneigt ist, dem Entwurf für eine Eremitage, ein Stück des Zentral-Klosters für Eremiten, zu halten. Die Siedlung am Fasanenhof in Kassel ist aus solchen Häuschen errichtet.



**Maisonette-Reihengebäude
Kassel-Fasanenhof,
Grundriss Erdgeschoss und Obergeschoss
(Aufn. Nr. 1)**

Für eine Familie mit Kindern ist diese Enge bedrohlich, weil nie jemand für sich alleine sein kann. Heute ist das eine wunderbare Zwei-Leute-Behausung, wenn die zwei jung verliebt und noch nachsichtig sind.

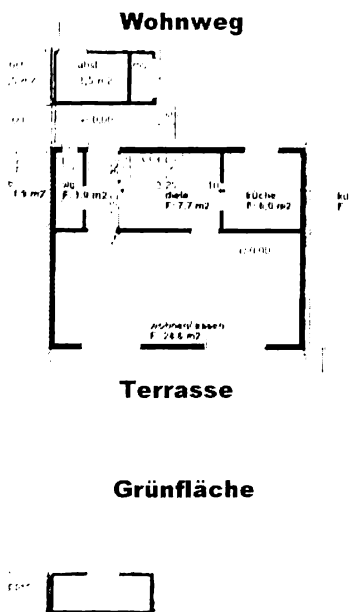
Überlegen wir mal. Wir können uns kaum vorstellen, ob das Angebot dieser 'Häuschen' zur Zeit des Baus in den 30er Jahren des 20. Jhds. auch für Familien ein Privileg gegenüber den 'Zinshaus'-Wohnungen der Gründerzeit war. Das ist jedenfalls nicht zu unterschätzen. Diese gebaute 'Armut' muss unterschieden werden von der selbstverschuldeten 'Armut' teurer Einfamiliengebäude. Die Leute hatten tatsächlich wenig Geld. Die Bungalowbauer haben zu viel und deshalb kein Verhältnis zum Haushalt. Abgesehen von diesen wohlwollenden Überlegungen ist festzuhalten, dass dieser Entwurf nicht zum Vorbild geeignet ist. Man müsste in die Gedanken der Architekten schauen und verstehen kön-

nen, warum sie so abstrus und umständlich gerechnet haben. Sparsamkeit muss ja nicht gleich zu äußerster Ärmlichkeit führen. Nicht so, wie Vergeudung beim Einfamiliengebäude ärmlich macht. Aber auch dabei sind die Architekten nicht zu verstehen. Das lässt vermuten, dass weniger die verfügbaren Mittel sondern mehr irgendeine subtile Idee ausschlaggebend ist.

Traufständige Treppenflurzeile

(Treppenflur quer, Aufn. Nr. 4)

Das Gebäude ist dem Quadrat angenähert. Merkwürdig ist die Anordnung der Treppe parallel zur Außenwand, die Licht für Zimmer geben könnte. Ja, ja – nur so kriegt man im breit liegenden Gebäude die Räume ohne Mitteleingang ohne Durchgangsräume erschlossen. So viele Mängel für den Grundriss macht der Architekt offenbar gedankenlos. Welche Erklärung gäb's sonst? Zwei ebenerdige Südzimmer auf der Rückseite des Gebäudes gehören mit 'Terrasse ins Grüne' erweitert. Der Rest ist Grünfläche. Schuppen und Türchen auf einen rückwärtigen Weg – ja- können ganz nett sein, tun aber eher tümelnd.



Leben im Bremer Reihenhaus oder im Bungalow?

Was bedeutet das für eine Familie? Im Vergleich stelle ich den Grundriss eines Bremer Reihenhauses (vgl. Scharla, L. 2004) dem eines eingeschossigen Bungalows gegenüber. Meine Frage ist: Was sind die Gemeinsamkeiten und Unterschiede? Welche Auswirkungen haben diese auf das Wohnen bzw. Hausen (vgl. Hülsbusch, I.M. 1978)?

„Der Begriff ‚hausen‘ ist immer mit der Bedeutung ‚wirtschaften können‘ verbunden, was meint: über eine praktische Wirtschaftsgrundlage verfügen können; es meint nicht: wirtschaften müssen, sondern die Möglichkeiten dazu zu haben.“ (Böse-Vetter, H. 1991: 140)

Das Reihenhaus und der Bungalow haben nahezu die gleiche Nutzfläche. Beim Reihenhaus ist diese auf zwei Geschosse plus Souterrain und Dach verteilt, beim Bungalow liegt die gesamte Fläche auf einer Ebene (vgl. Skizze: Grund-

traufständige Treppenflurzeile, Grundriss EG (Aufn. Nr. 4, vgl. Kapitel preisgekrönter Entwurf) ergänzt um Bezeichnungen 'Wohnweg', 'Terrasse', 'Grünfläche'

risse). Während das Reihenhaus auf einer Grundfläche von 6 m x 11 m steht (= 66 m²) hat der Bungalow eine Grundfläche von 16,8 x 11 m (= 170 m²). Offensichtlich ist, dass das Reihenhaus sparsamer in Bezug auf das benötigte Bauland ist. Hier stehen 66 qm Grundfläche gegenüber 170 m². Dazu muss man sich die benötigten Außenflächen denken, die beim Bungalow auch mindestens das Dreifache des Baugrunds ausmachen im Vergleich zum Reihenhaus. Für einen Bungalow sind also mindestens 510 m² gegenüber 132 m² beim Reihenhaus nötig, ohne Anteil an der Straße. Zu den Kosten für das Bauland kommen noch die Kosten für die Erschließung hinzu (s. Kübler, C. 2006: 141-153). Und zwar die Kosten für die Ersterschließung als auch die zukünftig höheren Abgaben für das Grundstück auf dem der Bungalow steht bzw. lfdm Grenze an der Straße. Angenommen, das Grundstück hat die Familie geerbt, es ist egal was es kostet, gibt es immer noch die negativen Auswirkungen der Bauform mit freistehenden Gebäuden auf das Quartier. Es gibt keine „Straße“ mit Nachbarschaften (vgl. Theiling, C. 1996: 173f.), da die Gebäude weit voneinander entfernt stehen und so keine Nachbarschaft an einer Straße möglich wird. Bei niedriger Einwohnerdichte = Kunden wird es wahrscheinlich auch keine Läden, Kindergärten und andere Einrichtungen in der Nähe geben können.

Betrachten wir aber jetzt das „Innenhaus“ (Hülbusch, I.M. 1978). Die Nutzfläche ist annähernd gleich. Nach unserer Zimmer-Kammern-Rechnung hat das Reihenhaus sechs Zimmer und vier Kammern, der Bungalow hat fünf Zimmer, eine Kammer und eine Halle. Das Reihenhaus hat aber nicht nur mehr Zimmer und Kammern als der Bungalow, es hat die Zimmer und Kammern auf verschiedenen Etagen. Das ist eine Qualität, die selbst bei gleicher Anzahl Zimmer und Kammern auf einer Ebene nicht erreicht werden kann.

„Das Haus über mehrere Etagen gibt Platz rauf oder runter zu gehen, sich aus dem Weg zu gehen und Privatheit im Haus zu organisieren.“ (Theiling, C. 1996: 144)

Im Reihenhaus bieten vergleichbare Zimmer auf unterschiedlichen Etagen viele Gelegenheiten, die Nutzung den Anforderungen einer Familie anzupassen. Es gibt Zimmer, die direkt benachbart sind, es kann bei Bedarf noch eine Verbindungstür geöffnet werden und es gibt Zimmer die eine, zwei oder gar drei Etagen entfernt liegen. Möglich ist so, dass ein Baby oder Kleinkind im Nachbarzimmer auf der gleichen Etage spielt oder schläft, in Hör- bzw. Sichtweite der Mutter oder des Vaters. Sind die Kinder größer, können sie, je nach Bedarf, ihre Zimmer auf einer Etage haben, die Mutter/der Vater das Arbeitszimmer auf einer anderen, um ungestörter zu sein. Es gibt viele Variationen der Nutzung. Der Unterschied zum Bungalow ist eben nicht nur eine größere Auswahl an Zimmern, sondern die Auswahl an Zimmern plus einer weiteren Dimension zu

haben: den Etagen. Diese Möglichkeiten sind auf einer Ebene nicht gegeben. Hier kann Nähe und Distanz nur durch Entfernung hergestellt werden. Der Flur, der die Zimmer erschließt und der teilweise in der Wohnhalle und anderswo versteckt wird, ist immer „Rummelplatz“. Alle müssen hier durch, keiner hat Ruhe. Schleicht zum Beispiel die jugendliche Tochter spätabends zum Eingang rein, kann sie im Reihenhaus, die Treppe hoch oder runter, in ihr Zimmer ohne unbedingt den Eltern noch zu dieser Stunde unter die Augen treten zu müssen (die haben sie eh' gehört). Im Bungalow muss die Tochter durch die Wohnlandschaft, wo Papa und Mama vor dem Fernseher sitzen oder auch gerade Besuch haben. Das produziert Konflikte, die keiner braucht.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Reihenhaus und Bungalow liegt in den Möglichkeiten beim Empfang von Gästen. Das Reihenhaus hat in Bezug auf seine Offerte an Gäste eine klare Aussage: im Hochparterre werden die Gäste empfangen. Je nachdem, wie gut man sich kennt, kann man dann in das „Empfangszimmer“ auf dieser Etage führen (vgl. Scharla, L. 2003, S. 13) oder die Gäste in die Küche in den ersten Stock bitten. Die anderen Etagen bleiben davon unberührt. Im Bungalow, fällt der Gast mit der Tür ins Haus (natürlich ins Gebäude). Es gibt keine Möglichkeit zu wählen. Der Gast ist gleich mittendrin, wo gegessen, gekocht und gespielt wird. Das wird oft zu nah und führt sowohl beim Gast als auch beim Gastgeber zu Unsicherheiten.

„Diese heimliche Aushöhlung der familialen Intimsphäre findet im Haus- und Städtebau ihren architektonischen Ausdruck. Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Vorgarten und Zaun deutlich betont, nach innen durch Vereinzelung und vielfältige Gliederung der Räume ermöglicht, ist heute ebenso durchbrochen, wie umgekehrt mit dem Verschwinden des Salons, der Empfangsräume überhaupt, seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem geselligen Verkehr einer Öffentlichkeit gefährdet ist. Verlust der Privatsphäre und eines gesicherten Zugangs zur Öffentlichkeit ist für die städtische Wohn- und Lebensweise heute charakteristisch [...].“ (Habermas, J., 1962: 190)

In den Bungalows mit Wohnhallen leidet also sowohl die Privatsphäre als auch der gesicherte Zugang zur Öffentlichkeit unter Auflösung des Grundrisses mit differenzierten Orten und klar geregelten Zu- und Ausgängen. Die Einschränkungen des Gebrauchs im Bungalow, im Gegensatz zum Reihenhaus, finden sich in gleicher Weise im Freiraum, im „Außenhaus“ wieder. Im Reihenhaus habe ich eine klare Zuordnung und Freiräume mit unterschiedlichen Zuständigkeiten. Vorne zur Haustür hinaus gehe ich über den Vorgarten/ Vorhof auf die Straße. „Der Vorgarten ist dabei der häusliche Anteil an der Straßenöffentlichkeit.“ (Böse, H., 1981: 33) Hinten vom Souterrain, dem Wirtschaftsgeschoss aus erreiche ich den Hof, den Garten (zum Hof vgl. Helbig, R. 2003: 127).

Im Bungalow gibt es kein Vorne und Hinten; und zwar egal, ob das Gebäude an einer Straße oder an einem Wohnweg steht. Der Bungalow steht (meist) mitten im Grundstück. Die Flächen um den Bungalow herum sind reine Abstandsflächen, da es keine Höfe mehr gibt, in denen auch gearbeitet werden kann.

„Man könnte vermuten, dass der Wohnzimmerkult – wem soll denn hier imponiert werden? – einhergeht mit der Reduktion und dem Entzug des Außenhauses und seiner sozialtechnischen Rolle. Denn im Quartier der ‚reduzierten Villen‘ ist der Garten nicht mehr als eine Bordüre, die die Berührung mit den Nachbarn, mit allen außer einer exklusiv gewählten Gruppe von Leuten verhindern soll.“ (Hülbusch, I.M. 1978: 7f.)

Vorsichtshalber: man weiß ja nie! Es gibt eine Tür hinein, und zwei hinaus. Eine Tür führt aus der Wohnhalle auf die Terrasse, eine führt aus dem HWR (Hauswirtschaftsraum) hinaus auf die Freifläche an der Hausseite. Wer würde sich trauen, hier Wäsche aufzuhängen? Und wenn sich Mutige trauen, würden sie sich dabei nicht länger als nötig draußen aufhalten. Die Fläche der Terrasse ist relativ uneinsehbar in das Gebäude gerückt und damit das „erweiterte Wohnzimmer“ der Architekten. Es gibt kein „Außenhaus“ mit abgestufter Öffentlichkeit. Es gibt gar kein Haus, da es keinen Hof und keine sichtbare Arbeit mehr gibt. Alle Arbeit ist versteckt, unsichtbar genau wie die Flure und Wege versteckt und unsichtbar sind. Selbst die Bewohner sind tendenziell unsichtbar und versteckt.

Abgesehen davon, dass diese Bungalows für Familien unbrauchbar sind und nur mit ungeheurem Aufwand die „Alltagsgeschäfte“ (vgl. Böse, H., 1981: 131) erledigt werden können, werden hier Konflikte hergestellt, die unnötig sind. Dazu kommt, dass der Bungalow im Vergleich zum nutzbaren Reihenhaus viel zu teuer ist. Zu teuer, weil der Gegenwert nicht gegeben ist. John Ruskin (1819-1900) formulierte:

„Es gibt kaum etwas auf dieser Welt, das nicht irgendjemand ein wenig schlechter machen und billiger verkaufen könnte und die Menschen, die sich nur am Preis orientieren, werden die gerechte Beute solcher Machenschaften.

Es ist unklug, zuviel zu bezahlen, aber es ist schlecht, zu wenig zu bezahlen. Wenn sie zu viel bezahlen, verlieren sie etwas Geld, das ist alles. Wenn sie dagegen zu schlecht bezahlen, verlieren sie manchmal alles, da der gekaufte Gegenstand die ihm zuge dachte Aufgabe nicht erfüllen kann.

Das Gesetz der Wirtschaft verbietet es, für wenig Geld viel Wert zu erhalten. Nehmen Sie das niedrigste Angebot an, müssen Sie für das Risiko, das Sie eingehen, etwas hinzurechnen. Und wenn Sie das tun, dann haben Sie auch genug Geld, um für etwas Besseres zu bezahlen.“ (Ruskin, J.)

Das gilt, natürlich. Für einen Gegenstand – das Haus (i.w.S.) – dessen Gebrauchswert nicht unmittelbar zu erkennen ist, bezahlt man leicht zu viel, oder kauft das Falsche ein, weil das Prestige und der Vorschein das Urteil verwirren.

Zweihüftige Einfamiliengebäude

Zweihüftige Einfamiliengebäude mit seitlichem Eingang

Die Tabelle der zweihüftigen Gebäude mit seitlichem Eingang enthält Bungalows sowie zweigeschossige Einfamiliengebäude mit Halle und/oder Zimmer. Kennzeichnend ist eine Gasse von der Erschließung zu einer Seite des Gebäudes und hinter das Gebäude (vgl. Hülbusch, K.H. 2006: 140f.).

Vier Hallen-Gebäude stehen einem Zimmer-Gebäude gegenüber.

I Hallen-Gebäude

(2. Hälfte des 20. Jh., lfd. Nr. 1-4)

I a *Eingeschossige Hallen-Gebäude* (1960-90, lfd. Nr. 1-2)

I b *Zweigeschossige Hallen-Gebäude* (1990-2000, lfd. Nr. 3-4)

II Zimmer-Gebäude

(19. Jh., lfd. Nr. 5)

Die **Hallen-Gebäude** können über die stete Anwesenheit von großen Zimmern, Kammern, Archiven und Außentüren der Wohnräume beschrieben werden. Weiter augenfällig ist, dass sie freistehend sind und maximal über einen Spitzboden, also einen reduzierten Dachboden, verfügen. Die Küchen können nur einhüftig möbliert werden oder sie sind als Pantry in der Halle untergebracht – also typische Büchsenöffner oder Dekorküchen mit Tresen oder so. Die Funktionalisierung sorgt für viele Merkmale (mehr als 15) zur Beschreibung dieser Gebäude.

Eingeschossige Hallen-Gebäude sind breiter als tief, also traufständig organisiert und mit Fenstern zu allen Gebäudeseiten bestückt. Zudem sind die Küchen immer nur einhüftige

zweihüftige Einfamiliengebäude mit seitlichem Eingang

lfd. Nr.	I				II
	a		b		
	1	2	3	4	5
	Bungalow	Southern Bungalow	Gartenhof-Haus	EFH Ger [Bsp. Th Czajka]	fränk. Bauernhaus
Baujahr	1965	1991	2000	1995	19. Jh.
Grundfl. bruto [qm]	123	135	70	123	80
Geschossfl. bruto [qm]	123	200	140	225	160
Erschließungsl. [qm]	11	19	21	32	20
Nutzfl. [qm]	105	145	107	180	140
Stellwandlänge [m]	40	78	44	65	67
Geschossigkeit	1	1,5	2	1,5	2
Fenster in Richtungen (max. 4)	4	4	3	3	3
Anz. Räume	7	12	9	12	8
Gebäudebreite zu -tiefe 1:	1,5	1,5	0,7	0,9	0,7
% Erschließung NF	10	12	16	16	14
NF/qm je Stellwandlänge	2,6	1,9	2,4	3	2,3
Eingang seitlich	X	X	X	X	X
zweihüftig	X	X	X	X	X
Durchgang zur Parzelle am Geb.	X	X	X	(X)	X
Anz. Halle (1)	.	1	1 ^K	3K	.
Anz. Kammer (1)	3KB	3KB	3B	5BB	.
Anz. Archiv (1)	2B	2	1B	2	.
freistehend	X	X	X	X	.
Wohnraum Außentür	2	2	2	1	.
Spitzboden	X	.	X	X	.
große Zimmer	2	3	1	.	.
Küche einhüftig	X	X	.	X	.
traufständig	X	(X)	.	.	.
teilunterkellert	X	X	.	.	.
Flachdach	.	X	.	.	.
Flur	X	.	.	.	.
Balkon	.	.	1	1	.
Durchgangsräume	.	1	1	3	.
Anz. Zimmer (1)	.	.	1	.	6KB
Dachboden	.	.	.	.	X
einseitig angebaut	.	.	.	.	X
giebelständig	.	(X)	X	(X)	X
Maisonnetteltreppe	.	X	X	.	.
Sockel	X	.	.	.	X
Keller	.	.	X	.	X
Küche zweihüftig	.	.	X	.	X
Treppenflur	.	.	.	X	X

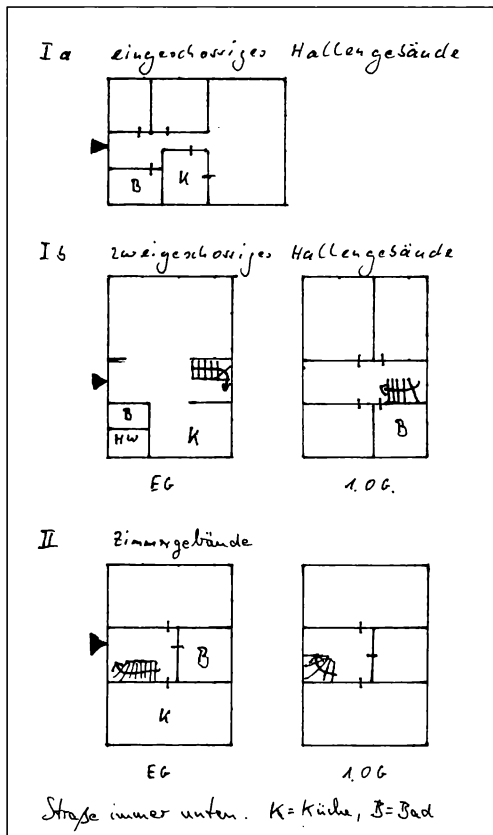
(1) K = davon Küche; B = davon Bad/Bäder

Kammern. Eine Unterkellerung liegt nur teilweise vor. Flachdächer und ein einfacher ebenerdiger Flur sind üblich. *Zweigeschossige Hallen-Gebäude* sind durch Balkone unterschieden. In jedem Fall gibt es Durchgangszimmer. Die Küchen sind hier prinzipiell immer Bestandteil der großen Halle. Obwohl freistehend gibt es Fenster nur zu drei Gebäudeseiten. Keller sind nur teilweise vorhanden.

Das zweigeschossige **Zimmer-Gebäude** hat ausschließlich Zimmer, einen vollständigen Dachboden sowie auch einen Keller. Auf einem Sockel stehend und giebelständig, also schmal zur Straße gelegen, bilden Treppe und Flur eine Einheit, die hier in einer quadratischen Diele untergebracht ist, die wohl am besten Treppenhaus genannt wird. Genau dieses Treppenhaus, in der Mitte des Gebäudes eingeführt, ist so breit, dass sowohl nach vorne wie nach hinten nur die Tiefe für ein 'liegendes' Zimmer (Halle) mit Belichtung auf der Breitseite übrig bleibt.

Die **Hallen-Gebäude** haben vielen kleinen Räumen (Archive/Kabuffs, Kammern) und große Zimmer und Hallen. Gleichzeitig fallen Keller und Dachboden weg bzw. sind stark reduziert. Die zahlreichen Außentüren, die den Schein von Durchlässigkeit herstellen, führen alle in die Halle.

Die Bungalows der *eingeschossigen* Variante sind aus den 50er und 60er Jahren. Die Erschließung führt seitlich entlang der Funktionsräume (Küche und Bad) in die Halle. Dieser Typ legt mit Traufständigkeit und Rundumbefensterung quadratische Grundstücke nah. Die Einhütigkeit der Küchen erfordert einen gesonderten Essplatz, da hier kein Platz für einen Tisch ist. In den *zweigeschossigen Hallengebäuden*, es sind Einfamiliengebäude der 90er Jahre, fällt man mit dem Öffnen der Tür ins (Hallen-) 'Haus'. Die Funktionsräume sind nur durch die Halle erreichbar, bzw. wie die Küche darin integriert. Resultat ist, dass die Hallen ästhetisch als Wohnraumlanschaft daher kommen,



real jedoch über die Küche und die querende Erschließung für die anderen Räume des Hauses eine not-wendige Erweiterung der Funktionsräume darstellen, Flur sind. Augenfällig sind die Balkone an diesen Gebäuden.

Das **Zimmer-Gebäude**, ein umgebautes Bauernhaus aus dem 19. Jh., besteht ausschließlich aus Räumen in Zimmergröße egal ob es sich um bestimmte oder unbestimmte Zimmer handelt. Entsprechend ist die Küche zweihüftig mit Essplatz in der Küche. Archive und Kammern gibt es nicht. Sie können im Keller oder im Dachboden eingerichtet werden. Einseitig angebaut ist bei der vorhandenen Befensterung traufständig auch eine Reihung dieses Typs, also ein zweiseitiger Anbau möglich. Chronologisch gibt es bei den Hallengebäuden eine Folge von den 50er Jahren hin zu Einfamiliengebäuden der Jahrtausendwende. Mit dem Zimmer-Gebäude beginnt eine Reihe im 19. Jahrhundert.

Das Hallenrecht

Die Halle/das Hallenhaus ist ein siedlungsgeographisch/hauskundlich festgelegter Begriff (vgl. z.B. BAUMGARTEN, K. 1965). Er meint das niederdeutsche Hallenhaus als Bauernhaus, bei dem die Halle aus der Zweiständerkonstruktion hergeleitet ist. Die Halle hat – wie in der Kirche – drei Schiffe, ein breites Mittelschiff, zwei jeweils schmale Seitenschiffe. Das Mittelschiff ist der Platz für die Wirtschaft, wie fürs Leben im Haus. Die Seitenschiffe nehmen die ‚Kammern‘ für die Tiere auf. So sehr der Hallenbegriff ‚objektiv‘ aus der Konstruktion des Hauses hergeleitet ist, so sehr sind mit ihm praktische Erwägungen des Wirtschaftens und des bäuerlichen Lebens verbunden. Wenn wir den Begriff Halle für das moderne Wohngebäude übernehmen, spielen hier konstruktive Momente der Herstellung des Gebäudes keine Rolle. Vielmehr geht es um die soziale Bedeutung und die moderne Neuinterpretation der Halle für das „Wohnen“. Im Hinblick auf die Konstruktion des modernen Wohngebäudes wäre ggf. der Begriff des Saales dem der Halle vorzuziehen. Wenn wir dennoch den Begriff der Halle favorisieren, dann vor allem, weil u.E. der mit der Halle verbundene genealogische Bedeutungshof präziser das Phänomen des modern imaginierten Wohn-(Wahn)sinns zum Ausdruck bringt. Das niederdeutsche Hallenhaus ist für die Ökonomie eines Bauernhofes klug und bewährt, für die Ökonomie eines städtischen Hauses ist es – wie die Halle überhaupt – völlig ungeeignet.

Resümee der Beispiele

Wir sehen dergleichen an den Beispielen moderner Einfamilien-Hallen-Gebäude, die eben die Idee der Halle nur nachspielen, ohne den Sinn der Ökonomie verstanden zu haben. Die Halle korrespondiert im modernen Wohngebäude mit der Herstellung von Kammern (und Archiven). Im idealtypischen Fall sind die mit der Hygiene und Wirtschaft in Verbindung stehenden Nutzflächen (Bad,

Küche, Hauswirtschaftsraum etc.) ebensolche Kammern/Archive. Der Rest des Gebäudes ist Halle/Erschließung(sfläche). Die Halle ist selbstredend für das 'Wohnen' reserviert. Es gibt darüber hinaus aber auch Schlafhallen – wie überhaupt die großen Zimmer zuerst dem (elterlichen) Schlafzimmer vorbehalten sind. Auch kommen selbständige Arbeitshallen vor, wohingegen die Küche in der Form der Trinkhalle mit der Wohnhalle verbunden wird. Unter diesen generellen Maßgaben haben wir deutliche Unterschiede zwischen 1- oder 1½-geschossigen und 2-geschossigen Wohnhallengebäuden gefunden.

Ein- und eineinhalb geschossige Hallen-Gebäude

Die eingeschossigen (1 ½ geschossigen) Hallen-Gebäude führen auf betont trivialem Weg in die Wohnhalle. Die Wirtschaftsräume (i.w.S.) begleiten einen insgesamt langen Gang von draußen in die Tiefe des Hauses zur Halle. Die Wirtschafts-/Hygienekammern/-archive liegen am giebelseitigen Rand im Nordosten des Hauses, damit die Hallendramaturgie im süd-westen stattfinden kann. Es gibt, wie wir vermuten, zeitgebunden im 50iger Jahre Hallen-Gebäude neben dem Schlafzimmer weitere Zimmer, während im 60iger Jahre Bau die Zimmer zu Kammern abgewertet sind.

Zweigeschossige Hallen-Gebäude

Diese sind nach den Beispielen noch keine zehn Jahre alt. Hier ist das 'Hallenrecht' auf die maximal mögliche Ausdehnung getrieben. Es gibt im Erdgeschoß nur Hallen und Wirtschafts-/Hygienekammern/-Kabuffs. Die Ankunft in der Halle ist auf kurzem Weg inszeniert, immer aber über eine sog. Diele hergeleitet, die klitzeklein und riesengroß sein kann. Die klitzekleine Diele überspringt quasi den Weg von draußen in die Halle. Die Riesendiele bildet eine Art Vorhalle, die uns auf den Eintritt in die Haupthalle vorbereitet. So oder so ist die Hallenidee beim jungen zweigeschossigen Einfamiliengebäude bis auf das Äußerste ausgereizt, ganz gleich, wie groß das Gebäude ist. Im Obergeschoss gibt es ein für das Schlafen reserviertes großes Zimmer, je nach dem, eine Arbeitshalle und/oder ggf. Kinderkammern und/oder -archive/-kabuffs. Das ökonomische Zimmer ist gänzlich verbannt oder schlicht vergessen.

'Funktionalismus heute' - das Hallenrecht

Natürlich kann eingewendet werden, der Vergleich des Hallenbauern- zum Hallenwohngebäude sei unzulässig – postmodern. Dennoch sind Ähnlichkeiten, nämlich analog hergeleitete, nicht zu übersehen. Solche der Konvenienz, also i.w.S. der Orte, solche des Sinns oder besser der Klugheit und auch die von Sympathie/Antipathie ergeben überhaupt keine Ähnlichkeit. In einem Fernsehgespräch zur Bebauung der neuen Berliner Mitte gab R. Kohlhaas zum Besten,

dass für ihn das niederdeutsche Hallenhaus das klügste Haus überhaupt sei. Warum hat er nicht gesagt. Aber einer, der postmoderne Hochhäuser prima findet, hat schon seine Gründe dafür und die liegen, wie wir inzwischen vermuten dürfen, in der Halle.

Hallensinn

Der Sinn der Halle im Bauernhaus liegt in der Wirtschaft. Die Halle hält den Platz vor, damit die Arbeit getan werden kann. Die Nutzung der Halle ist variabel angelegt. Nie wird der Platz, den die Halle offeriert, dauerhaft vollgespielt oder zugestellt. Alle Nutzungen finden kontinuierlich statt, ihrem Charakter nach sind sie ephemere. Neben der unmittelbar primärproduktiven Bedeutung dient die Halle dem alltäglichen Leben, den Festen, der Aufbahrung der Toten – idealtypisch ein Ort der Überlagerung verschiedenster Nutzungen, der mit dem klug überlegten Platz sinnlich und sinnvoll viel Platz offeriert. Die Wohnhalle marginalisiert die Wirtschaft des Hauses weitgehend. Wirtschaftlich hat sie überhaupt keinen Sinn. Sie ist mit keinerlei Notwendigkeiten fürs tägliche Leben ausgestattet. Die einzige Notwendigkeit, der sie überhaupt nachkommt, ist die des Gangs, also der Wege im Gebäude. Aber auch dieser Weg hat keinen Sinn, weil er zu nichts führt, ja nicht einmal als Weg eingesehen werden kann. Zwar hat die Wohnhalle quantitativ viel Platz, aber es ist ein Platz, den niemand braucht und der deshalb auch nicht gebraucht wird. So bleibt der Wohnhalle nur der Sinn, was als Nebenher im Hallenbauernhaus Platz fand: das Feiern, die Zusammenkunft und Versammlung, die kommunale Offerte an den Besuch und natürlich das - fürs Hallenhaus ziemlich unwichtige - Wohnen, von dem freilich – trotz zahlloser Bücher, die darüber verfasst worden sind – immer noch keiner handfest zu sagen weiß, was es ist. Die quantitative Fläche, die die Wohnhalle liefert, ist mit diesen bescheidenen Anlässen der Nutzung nicht ausgespielt: was vielleicht die Leere der Wohnhalle erklärt.

Kopfgeburt

Man könnte nun sagen, die Wohnhalle sei eben doch keine Halle (s.o.), mehr die berühmte ‚gute Stube‘, der Empfangsraum, der eben nur zu besonderen Anlässen benutzt wird und darin auch genügt. Weit gefehlt, denn die Wohnhalle ist so nicht gedacht. Die Botschaft des Wohnens ist hier mit der Vorstellung einer ganz lebensprallen Aktivität überzogen. Man tut zwar nichts, aber das mit höchster Intensität und Bedeutungsschwere. Das Wohnen ist der Alltag, die, der Halle angemessene, ephemere Anwesenheit einer Nutzung. Weil die aber gar nicht stattfindet, bedarf es im Gegenzug dauerhafter Zeichen, damit erkennbar bleibt, was den imaginären Gebrauch darstellen soll. Die Wohnhalle ist

also – notwendig – möbliert, vollgestellt. Die Möbel ersetzen den Gebrauch und übrigens auch die Wände eines Zimmers, die natürlich um der Halle Willen fortgelassen wurden und von den Bewohnern nun im Geiste wieder errichtet werden. Die Wohnhalle ist eine Kopfgeburt, eine Art abstraktes Gemälde, in dem wir herumlaufen können. Wäre die Wohnhalle leer, wie die Halle im Bauernhaus, würde den Sinn keiner mehr ahnen – besser der Sinn käme zu sich selbst und wäre also aufgehoben –. Die Möblierung – nicht der Raum – stellt den Sinn der Halle (wieder) her, alles andere fügen wir im Kopf, in der Phantasie hinzu. K.H. Hülbusch (mdl.) machte uns auf das Phänomen der vollgestellten Hallen in Museumsbauernhäusern aufmerksam. Die sind tatsächlich vollgestellt mit allem möglichen Kram, Leiterwagen, alten Traktoren, Maschinen und Geräten, damit die Museumsbesucher ordentlich beeindruckt sind und die reale Leere angemessen überspielt werden kann. Historisch ‚korrekt‘ wäre die Präsentation einer leeren Halle, aber das geht erträglich nur, solange die Halle auch bewirtschaftet wird. Ist die Wirtschaft ausgezogen, muss die Möblierung, der Vorschein, als vorgetäuschter Sinn Einzug halten, damit die Leere zu ertragen ist, gleichsam einen Sinn, aber eben einen ganz anderen, gewinnt. Die Täuschung des Publikums gelingt im Museum prima und in der Tat würde es uns recht merkwürdig erscheinen, wenn der viele Platz nicht der Zurschaustellung diene. Das gleiche Prinzip nun nutzt die ‚moderne‘ Wohnhalle. Die Zeichen des Gebrauchs sind hier keine Spuren. Sie resultieren nicht aus Tätigkeit, die stattfand oder stattfindet. Es ist genau umgekehrt. Die Zeichen – in Form von Möbeln – sind der Verweis auf den Schein des Gebrauchs; praktisch sind sie das Lager einer nutzlosen Wohnlandschaftsbranche. Reale Spuren akzeptiert diese Konfiguration nicht. Abgenutzte Möbel etwa konterkarieren die Szenerie gleichermaßen, wie ein unaufgeräumtes Arrangement oder Schmutz die Angelegenheit völlig in Frage stellen, es sei denn, sie selbst sind komponiert, also nicht wirklicher, eben nur symbolischer Schmutz (siehe dazu besonders fortschrittseuphorisch TERLINDEN, U. 2002: 116). Die Wohnhalle ist ohne Zweifel mit Sympathie für den Bauherren (oder die Baudame) gedacht. Ihr Credo ist Offenheit, Großzügigkeit, Entgegenkommen; ihr Entwurfsdesign atmet die Überlagerung von Nutzungen, das Eröffnen von Spielräumen, Aus- und Einblicken, Interpretationen vielfältigster Art, Individualität und Einzigartigkeit der jeweiligen Wohnhalle schlechthin. Das alles wird vorgestellt. Und dabei bleibt es.

„Die Wahrnehmung ist genau genommen eine Antizipation unserer Bewegungen und ihrer Auswirkungen. Das Ziel besteht immer darin, einer Empfindung zuteil zu werden oder sie zu vermeiden, wie wenn ich eine Frucht pflücken oder dem Aufprall eines Steines ausweichen will. Deutlich wahrnehmen heißt, im voraus zu erkennen, welche

Bewegung ich machen müsste, um diese Ziele zu erreichen. Einer, der deutlich wahrnimmt, weiß im voraus, was er tun muss. Der Jäger nimmt deutlich wahr, wo er seine Hunde, die er hört, wiederfinden kann, er nimmt deutlich wahr, wie er das auffliegende Rebhuhn treffen kann. Das Kind nimmt unzureichend wahr, wenn es den Mond mit den Händen zu erhaschen versucht und so weiter. Was also an der Wahrnehmung wahr, zweifelhaft oder falsch ist, ist diese Einschätzung, die so deutlich bei der Perspektive und dem räumlichen Sehen, auch beim Gehör und beim Geschmackssinn zutage tritt und zweifelsohne sogar beim Fühlen, wie die tastenden Hände eines Blinden zeigen. Was die Empfindung selbst angeht, so ist sie weder zweifelhaft noch falsch und folglich auch nicht wahr; sie ist gegenwärtig, jedes mal wenn man sie hat. Falsch bei der Wahrnehmung einer Spukgestalt ist nicht das, was unsere Augen uns empfinden lassen, das verschwommene Licht oder der farbige Fleck, sondern einzig unsere Antizipation. [...] Aber was ich gegenwärtig empfinde, empfinde ich ohne Zweifel. Davon gibt es keine Wissenschaft, weil kein Irrtum möglich ist.“ (ALAIN 1991: 44f.)

Alain gefolgt, ist das Ziel der Wahrnehmung eine Empfindung, die notwendig immer wahr ist und also nicht geprüft werden kann. Ob der Jäger richtig wahrnimmt, entscheidet sich daran, ob er das Rebhuhn trifft oder nicht, ... ob uns der berühmte Stein auf den Kopf fällt oder nicht. Worauf aber zielt die Wohnwahrnehmung – also die Wahrnehmung der Wohnhalle, worin und woran kann sie jenseits der Empfindung selbst geprüft werden? Hier nun haben wir in Worten fassbares kaum anzubieten. Auch die sog. „Wohnforschung“ hilft da wenig weiter, weil das Wohnen selbst eine metaphysische Kategorie darstellt, die mit praktischen Erwägungen (so gut wie) nichts zu tun hat. Van Dülmen z.B. beschreibt uns das „Ganze Haus“ und in dieser Beschreibung nehmen die alltagspraktischen Tätigkeiten des Wirtschaftens breiten Raum ein. Die ‚Wohntätigkeit‘ wird dagegen über die dafür vorgesehenen Räume bestimmt. Was sie (die Wohntätigkeit) auszeichnet, bleibt vorsichtig gesagt, bestenfalls vage. Nicht anders ergeht es uns bei der Lektüre etwa von HÄUSERMANN H. und SIEBEL W. 1996, von SELLE G. 1993 oder TERLIINDEN, U. 2002. BAHRDT H.P. 1973, ein klassischer Modernist, versucht da immerhin noch praktisch zu verfahren, aber auch er kommt über die Beschreibung des Raums als unmittelbarer Ausdruck der an ihn gebundenen ‚Tätigkeit‘ nicht hinaus. Das Schlafzimmer dient eben dem Schlafen, das Badezimmer der Hygiene, die Küche dem Kochen, das Kinderzimmer, den Kindern, das Wohnzimmer dem Wohnen u.s.w.. Wenn wir die konkreten Tätigkeiten, die sich hier abspielen nehmen (vgl. dazu auch HÜLBUSCH, I.M. 1978, BETTELHEIM, B. 1990), dann reicht eigentlich immer das Zimmer, um zu gewährleisten, was hier praktisch geschehen soll. Wird der zur Verfügung gestellte Raum (unnötig) minimiert, das Zimmer also zur Kammer oder zum Archiv degradiert, dann leiden die praktischen Tätigkeiten (das Lesen, das Spielen, das Verweilen, das Gespräch, das Kochen, Schlafen u.s.w.) unmittelbar. Hier nun können wir die o.g. Autoren wunderbar als Kron-

zeugen, freilich in einer ganz anderen Auslegung wieder heranziehen. Die übermäßige Ausdehnung des Zimmers zur (Wohn)Halle oder zum (Wohn)Saal bedroht die daran gebundenen Nutzungen (Sitzen, Lesen, Sprechen, Fernsehen ...?) nicht unmittelbar, aber sie unterstützt sie genauso wenig. Jedenfalls reichen diese Nutzungen unmöglich, um die Halle oder den Saal angemessen und hinreichend zu begründen. Hier hilft eine absurde aber den Tatsachen nahe Vorstellung. 50-60 m² Wohnhalle ist für 3x Empfang im Jahr sehr großzügig. An den übrigen 362 Tagen des Jahres sitzen hier 2 Leute vorm Fernseher, probieren wechselnd die 2 bis 3 Couchgarnituren durch, damit die Federn geschmeidig bleiben. Für den Frühsport war das wunderbar geeignet. Leider, den gibts ja nicht im Radio seit's die Wohnhalle gibt. Anders noch beim Salon, den HABERMAS als Ausdruck ‚der Aufgeschlossenheit des bürgerlichen Hauses gegenüber dem Verkehr einer geselligen Öffentlichkeit‘ beschreibt (HABERMAS 1990: 245).

Die Wahrnehmung zielt realiter und ausschließlich auf Empfindungen. Diese Empfindungen sind der eigentliche und wirkliche Kern, der mit der Wohnhalle verbundenen Absicht. Sie sind im Sinne Alains so wahr wie unprüfbar; sie sind der Wohnspuk, dem die aufgeklärte Rationalität der modernen Wissenschaften sich nicht nur auf dem Feld der Architektur verschrieben hat. Dieser Wohnspuk nun erzeugt – wie wir gesehen haben – im Gegenzug lauter Kammern und Archive/Kabuffs, die alle Nutzungen aus dem Haus aufzunehmen haben. Hier wird isoliert, minimiert und reduziert was im Gebäude nicht zur Verfügung steht. Nun kommt die Antipathie des Architekten und seines Bauherren dem Leben gegenüber zum Tragen. Was mit der Last des Alltags verbunden ist, wird, wenn es denn schon nicht aus unseren vier Wänden verbannt werden kann, zumindest an den Rand geschoben. Dem soll kein Platz eingeräumt werden, im wahrsten Sinn des Wortes. Die Empfindung eines anderen Lebens hat quasi das Leben selbst ersetzt und wir werden ihrer teilhaftig, wenn wir den Raum betreten, der allein dieser Empfindsamkeit vorbehalten ist. Schnöde, wer so nicht fühlt.

„Der Ehrlichkeit halber muss man die Welt so beschreiben, wie man sie sieht. Einfach ist das nicht, denn man sieht sie nicht so, wie man sie fühlt. Und jeder weiß wohl, dass sie keineswegs so ist, wie man sie sieht“ (ALAIN 1991: 46f.).

Eben.

Anmerkung der Redaktion: Es gab noch ein Kapitel über Geschosshäuser, die ohnehin nur eingeschmuggelt waren. ‚Das Hallenrecht‘ ist eine Zusammenfassung all' der Überlegungen, was ‚das Haus‘ nicht ist. Genau die Darlegung, die wir für ‚das Haus‘ nicht führen wollten, weil ein Haus nicht durchs Gegenteil zu erklären ist.

Zweihüftige Einfamiliengebäude mit vorderem Schlosszugang

Vier Beispiele entsprechen vier Varianten des Typs:

1. Bauernhaus in Zierenberg, Baujahr 1830, zweigeschossig
2. Freistehendes Einfamiliengebäude in Hannover, Baujahr 1994, 1 ½-geschossig
3. Freistehender Bungalow, Katalogangebot, eingeschossig
4. Freistehender Winkelbungalow, Katalogangebot, eingeschossig

Im Unterschied zum Reihenzugang mit einhüftiger Erschließung weisen diese Hausgrundrisse eine Zugänglichkeit von vorne, von der Straße her auf. Die Zugänge liegen mittig in der Fassade, bzw. zur Mitte orientiert. Die Erschließung im Haus ist zweihüftig organisiert, d.h. von der mehr oder weniger zentral im Haus liegenden Diele werden zu beiden Seiten Räume erschlossen, die beiden 'Hüften' des Gebäudes. Diese Merkmale – Eingang mittig von vorne und zweihüftige Erschließung – sind die Gemeinsamkeiten dieser Grundrisse. Das Bauernhaus in Zierenberg ist beidseitig angebaut. Die weiteren Beispiele sind freistehend.

Zweihüftige Dielengebäude

Unter dem Typus der zweihüftigen Einfamiliengebäude mit Diele und mittigem Eingang von der Straße sind in der Tabelle vier Beispiele versammelt. Alle Beispiele haben gemäß Definition 5 bis 6 Zimmer (Ausnahme lfd. Nr. 2 mit zwei Zimmern und vier Kammern) und insgesamt 10 oder 11 Räume im gesamten Gebäude. Die Gesamtnutzfläche des Typus reicht von 135-160 m² und liegt damit in einer Größenordnung, die unter heutigen Voraussetzungen normalerweise für einen vierköpfigen Haushalt ausreichend Platz bieten sollte. Auf den ersten Blick ist die Tabelle in zwei Varianten geteilt:

Variante A – angebautes Einfamiliengebäude

Variante B – freistehende Einfamiliengebäude

Die Variante B des freistehenden Einfamiliengebäudes ist noch in zwei Versionen zu unterteilen:

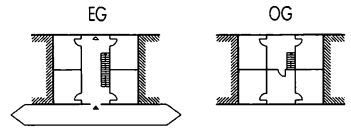
- B I ist die 1 ½ geschossige Variation der freistehenden Einfamiliengebäude mit Dachkammern,
- B II ist die eingeschossige Bungalow-Variation, die des Weiteren über das Vorkommen von Halle und Kammern mit hohen Flächenanteilen und eine große Grundfläche gekennzeichnet ist.

zweihüftige Einfamiliengebäude mit vorderem Schlosszugang

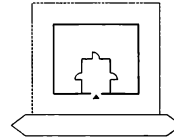
lfd. Nr.	A	B	
		I	II
	Bauernhaus	Einfamiliengebäude	Bungalow [DR?] Winkelbungalow [DWB?]
Baujahr	1830	1994	2005 2006
Gesamtnutzfläche	154	134	149 158
Eingang vorne	X	X	X X
zweihüftig	X	X	X X
Diele	X	X	X X
Anz. Zimmer	5	2	5 5
Anz. Räume absolut	11	10	11 11
Geschosse (Wohnen)	2	1,5	1 1
2-seitig angebaut	X	•	• •
Sockel	X	•	• •
Dachboden	X	•	• •
Großes Zimmer	X	•	• •
% Anteil großes Zimmer	21	•	• •
Treppe/Diele	X	X	• •
überbaute Grundfl. < 100 qm	88	96	• •
feistehend	•	X	X X
Halle	•	X	X X
% Anteil 'Halle'	•	29	32 42
% Anteil versteckte Erschl.	•	3	9 7
Terrassenausgänge	•	X	X X
Spitzboden	•	X	• •
Räume mit Dachschräge	•	4	• •
überbaute Grundfl. > 100 qm	•	•	170 179
qm Nutzfl. / lfd. m Stellwand	2,2	2,6	1,9 2,3
% Anteil Erschließung	10	19	19 16
Anz. Kammern	2	4	3 3
% Anteil Kammern	11	36	16 15
% Anteil Zimmer	48	17	38 35
% Anteil Flur	10	16	10 9
Anz. Archive	•	1	1 •
% Anteil Archive	•	2	4 •
Küchenausgänge	•	X	• X

Zweihüftige Einfamilienbebauung, Eingang von vorne und mittig

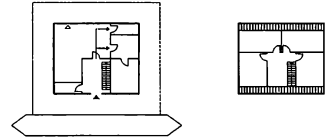
A Angebautes Einfamilienhaus



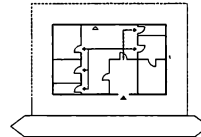
B Freistehende Einfamiliengebäude



B1 Variation mit Dachkammern



B2 Variation Bungalow

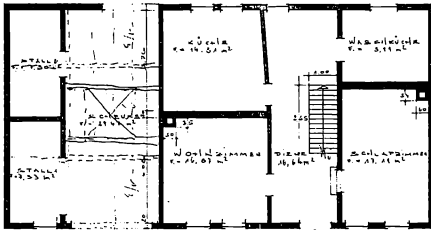


F Versteckte Erschließung

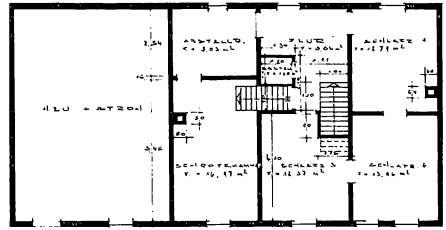
Bauernhaus, zweigeschossig

Das Bauernhaus ist beidseitig angebaut und verfügt über einen Sockel sowie Dachboden. Charakteristisch im Grundriss sind die durchlässige Diele und die großen Zimmer. Mit fast 50% Zimmeranteil bietet dieses Haus insgesamt 7 Zimmer für verschiedene Nutzungen. Es hat zwei Vollgeschosse. Das Bauernhaus (Bj. 1830) im alten Ort Zierenberg steht traufständig auf einem Haushufengrundstück (ca. 16 m breit und ca. 25 m tief) und (heute) ohne Vorhof direkt an der Straße. Für die Betrachtung des Grundrisses wurde nur das Haus und nicht die Stallungen und Scheune berücksichtigt. Auf beiden Seiten sind weitere Gebäude angebaut. Daher gibt es auch nur an der Straßenfront und zum Hof hin Fenster. Das Haus ist, von der Straße aus gesehen, 10,50 m breit und 8,50 m tief (Verhältnis 1:0,8). Durch die Diele mit Treppe in die obere Etage führt ein direkter Zugang von der Straßenseite auf den Hof. Im Hochparterre werden über die Diele eine Kammer, ein Zimmer und zwei große Zimmer zweihüftig erschlossen (generell kann der Grundriss als Kreuzgrundriss bezeichnet werden). In der oberen Etage reicht die Diele nur noch über die hintere Hälfte des Hauses zugunsten eines straßenseitigen Zimmers. Hier werden insgesamt eine Kammer und vier Zimmer über die Diele erschlossen.

Das Bauernhaus verfügt – im Gegensatz zu den folgenden Beispielen – über einen Sockel und einen Dachboden als zusätzliche Merkmale bzw. Qualität.



1. Bauernhaus, Erdgeschoss



1. Bauernhaus, Obergeschoss



Abb.: Bauernhaus Zierenberg. Links: Hochparterre, rechts: Obergeschoß

Freistehendes Einfamiliengebäude, 1 ½-geschossig

Das Einfamiliengebäude (ohne Keller) steht in einem Wohngebiet der 1960er Jahre in Hannover und wurde 1994 gebaut. Das Grundstück ist 20 m breit und etwa 25 m tief. Das Gebäude steht traufständig zur Straße und hat eine Abstandsfläche von 3 m Tiefe. Für die Betrachtung des Grundrisses wurde die Garage außer Acht gelassen.

Das Einfamiliengebäude ist 11,50 m breit und 8,50 m tief. Auch hier werden die Räume durch eine Diele mit Treppe in das Obergeschoss zweihütig erschlossen. Es fällt auf, dass die Flächenanteile für das 'Wohnen' und 'Essen' im Erdgeschoss sehr groß sind, was auf Kosten der übrigen Räume geht. Auch ist in diesem Grundriss der übliche Einbau eines WCs in der Diele zur Straße hin zu finden. Küche und Hauswirtschaftsraum sind nur über die Wohnhalle zu erreichen. Die Erschließung findet hier zu Lasten der Nutzbarkeit der Räume statt, weshalb von einer 'versteckten Erschließung' gesprochen werden muss und Großzügigkeit vorgetäuscht wird. Die Fenster in Wohn- und Esshalle sowie in der Küche sind als Türen hergestellt, so dass fünf Ausgänge aus dem Gebäude auf die Grünfläche führen. Im Obergeschoss werden über die Diele vier Räume in der Größe von Kammern erschlossen. Die Dachschrägen beeinträchtigen die Nutzbarkeit.

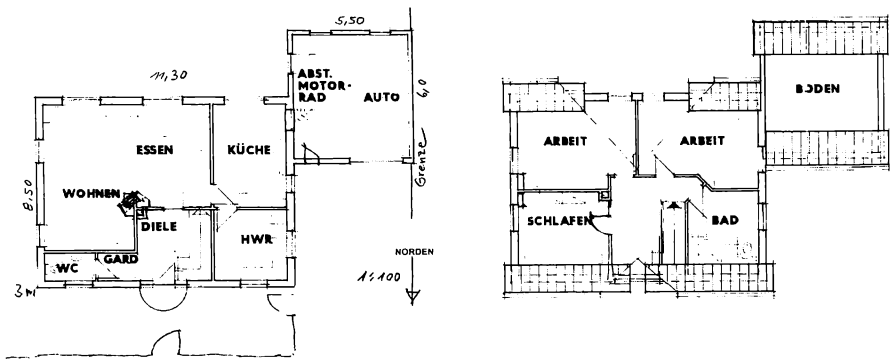
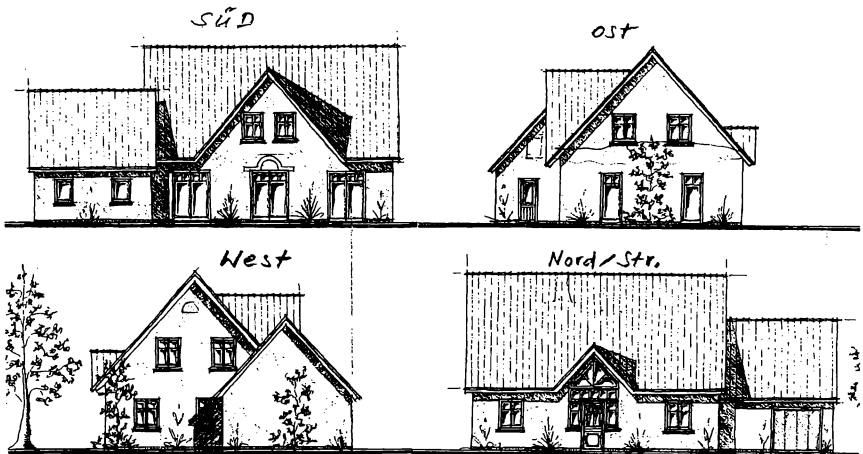
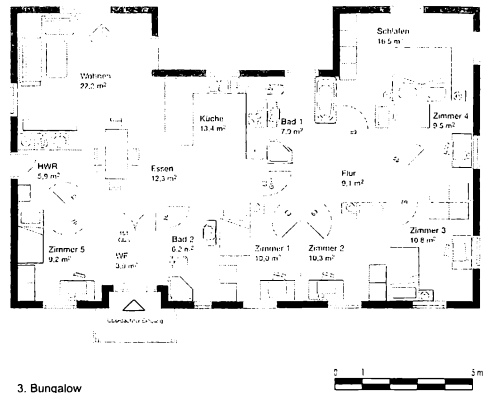


Abb.: Einfamiliengebäude ohne Keller. links: Erdgeschoss, rechts: Dachgeschoss



Freistehender Bungalow

Dieses Gebäude wird per Katalog verkauft. Es ist ca. 17 m breit und 11 m tief. Hier werden die Etagen eines Reihenhauses nebeneinander, also auf einer Ebene organisiert. Auch in diesem Grundriss ist auffällig, dass in den Wohnräumen die Erschließung versteckt wird. Zudem wird eine offene Küche für den Eindruck einer großzügigen 'Wohnlandschaft' angeboten. Wie im vorherigen Beispiel geht hier das Angebot großer Räume auf Kosten der übrigen Räume.

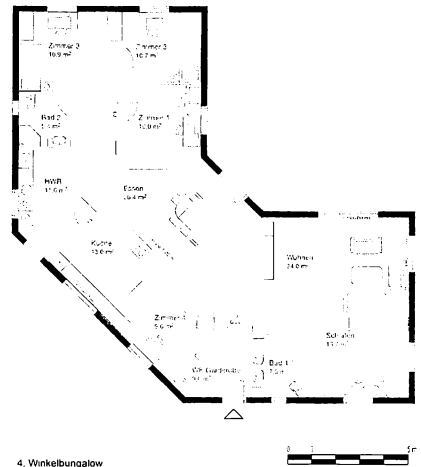


3. Bungalow

Abb.: Freistehender Bungalow

Freistehender Winkelbungalow

Ein Katalogangebot des gleichen Herstellers/Vertriebers mit dem Unterschied, dass es ein Winkelbungalow ist. Die große Halle wird im 45°-Winkel zu den beiden äußeren 'Flügeln' angeboten und soll großzügig, bzw. originell wirken. Dadurch entstehen jedoch Räume mit eingeschränkter Nutzbarkeit (Hauswirtschaftsraum, Windfang/Diele). Diese Halle ist schlicht ein überdimensionierter Flur, der 2- oder 3-mal im Jahr zum Feiern gebraucht wird.



4. Winkelbungalow

Abb.: Freistehender Winkelbungalow

Zum Verhältnis von Grundfläche und Stellwandlänge

Nach Lutz Scharla (2003) ist das Verhältnis von Quadratmeter und laufende Meter Stellwandfläche ein Maß für den Aufwand und die Kosten zur Herstellung von Stellfläche für Schränke, Regale, Bett, Arbeitstische usw. Dieses Maß ist Indiz für die Vergeudung von Fläche bei quadratischem Zuschnitt von Räumen. Die Übersicht zeigt, dass die einzelnen Raumtypen wie Zimmer, Kammer,

Archiv/Kabuff in jeder Haus- und Gebäudevariation mit geringer Schwankung durch das Verhältnis qm Nutzfläche / lfm Stellwandfläche auszudrücken ist. Die geringste Schwankung hat dabei das Verhältnis bei den Zimmern (1,7 bis 2,1). Zimmer – ob groß oder normal – benötigen also rund 2 m² Nutzfläche pro lfm Stellwand.

Noch eine Reihe: Vom Haus zum Gebäude

"Der Plan setzt Maßstäbe voraus. Der Entwurf dagegen setzt Maßstäbe, geht mit der Absicht vor, dass der Maßstab nur hier und einmalig gilt [...] Das Produkt selbst zeichnet die absichtslose 'Absicht' unmissverständlich nach (vgl. auch Lührs, H. 1994)." (Hülbusch, K. H. 2006: 187)

In den vorangegangenen Seminaren zum Garten und zum Siedlungsplan gab es schon die Reihe vom Plan zum Entwurf oder eben vom sparsamen Rechteck zum Quadrat, wie sie nach Lutz Scharla auch für den Grundriss des Hauses und die Organisation der Räume im Gepäck zum Seminar ist. Die Ordnung der Teiltabelle erfolgt auf den ersten Augenschein entlang bekannter Merkmale. So ist das Haus über Durchlässigkeit, Anbaufähigkeit und Etagerie von Wohngebäuden unterschieden. Diese besitzen bestenfalls ein ausgebautes Dachgeschoss und sind alle freistehend auf dem Grundstück platziert. Damit einher gehen eine Quadratur des Grundrisses und die Funktionalisierung von Zimmern zur Halle mit Kammern. Und – entscheidend für den Flächen- und Siedlungsplan – der Verbrauch an Fläche insgesamt, wie in den einzelnen Räumen nimmt zu, nach dem Motto: Darf es auch ein paar Quadratmeter mehr sein?

Gebäude ohne Arbeit – wohn, wohn, wohn...

Der Wechsel vom Haus zum Gebäude, oder wie zitiert, der Wechsel vom 'Plan zum Entwurf' zeigt die Prüfebene für das Haus auf. Die Durchlässigkeit des Hauses, die sparsame Organisation der Erschließung, die im Beispiel des Hauses bei ca. 20 Prozent liegt - das entspricht dem Anteil im gereihten Bremer Haus - ermöglicht, ohne versteckte Erschließung oder große Dielen viele

zweifüftige Einfamiliengebäude mit Verhältnis Nutzfläche zu Stellfläche

	A	B	
	I	II	
lfd. Nr.	1	2	3 4
	Bauernhaus	Einfamiliengebäude	Bungalow Winkelbungalow
Baujahr	1830	1994	2005 2006
Gesamtnutzfläche	154	134	149 158
Flur EG	-	-	4,1 2,8
Diele EG	2,9	3,8	1,1 3,7
Diele OG	5,2	6,5	- -
Archive	-	2,2	2,5
Kammern	2,7	-	1,6 2,3
Kammern mit Dachschräge	-	2,9	- -
Zimmer	2,1	1,8	1,7 1,9
große Zimmer	2	-	- -
Halle	-	3,2	2,2 4,7
ges. Nutzfläche/Stellfläche	2,2	2,6	2,3 2

gleichartig brauchbare Zimmer zu erschließen. So kann die Küche auch ein Zimmer sein – wenn die Installation mal außen vor gelassen bleibt –, es können Wohn-, Ess-, Arbeits-, Schlafzimmer sein – je nach Bedarf. Das bedeutet zugleich, dass die Prüfebene für die Nutzung der Zimmer bei den Nutzern oder in der Arbeit, die im Haus unterzubringen ist, liegt und nicht im Entwurf des Architekten oder Bauträgers. Die eingeschossigen Wohngebäude haben dagegen genau diesen entworfenen Grundriss, der vor allem eine Vorstellung vom 'Wohnen' hofiert:

"Wohnen ist eine sonderbare Tätigkeit. Man wohnt und wohnt und merkt es nicht. Wohnen ist juristisch das, was biologisch atmen ist, obgleich man seinen Atem doch manchmal zur Kenntnis nimmt, wenn man sich verschluckt oder nach der Bahn rennt. Wohnen müsste ein Geräusch machen, knacken oder leise singen, damit es als Aktion bemerkbar würde. Man kann auch nicht ausschließlich wohnen, man raucht, schläft oder steht dabei. Ich würde gerne mal versuchen eine Minute lang nur zu wohnen. Wohn, wohn, wohn. Man müsste intensiver wohnen." (Goldt, Max 1991: 39)

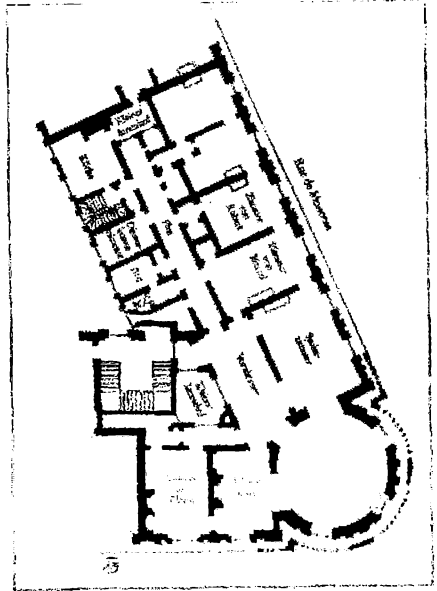
Hier gerät die Wohnlandschaft, der Ikea-Katalog oder eben die Architektenvorstellung zur Prüfebene, nach der die Bewohner sich zu richten haben. Dagegen wäre ja so nichts einzuwenden, wenn auch etwas anderes im Grundriss möglich und wenn es nicht so teuer erkaufte wäre - und wenn andere nicht davon betroffen wären. Eben Wohnen ohne Nebenwirkungen, was es aber nach Max Goldt nicht gibt.

Letztlich geht mit einem Flächenanteil von mehr als einem Drittel zur Inszenierung der Wohnlandschaft eine Verkleinerung der Zimmer mit gerade noch 3 m Wandlänge bei einem quadratischen Zuschnitt einher und es gibt vermehrt Kammern – Räume mit einer Wandlänge unter 2,9 m –. Damit ist die Wohnlandschaft 'Halle' eine teure und unnütze Inszenierung, der längst die bürgerliche Sphäre des Salons abhanden gekommen ist. Die Quadratmeter zum Bau von 40, 50 oder auch 60 qm großen Wohn-, Ess- und Küchen und die Ausschmückung dieses Entwurfs mit Möbeln, Interieur und allerlei aus dem Warenangebot kosten unnötiges Geld. Dieses Phänomen, das Max Goldt sehr treffend als lautloses aber nicht zweckfreies Wohnen ironisiert, ist nicht umstandslos zu erklären.

Der Verlust des Bürgerlichen oder der Ersatz durch Geld

Beim Betrachten zahlreicher großbürgerlicher Wohnungs- oder Stadtvillengrundrisse der Gründerzeit gibt es zahlreiche Parallelen zu den eingeschossigen Gebäuden mit Wohnlandschaft als Halle und ergänzenden Kammern. In den gründerzeitlichen Grundrissen sind es dann der Salon, das Empfangszimmer und das Speisezimmer, die den größten Flächenanteil im Grundriss einnehmen. Das Speisezimmer ist notwendig, weil die Wirtschaftsküche mit

Dienstpersonal bewirtschaftet wird und die Küche nicht Zimmer der Familienökonomie ist. Vorzimmer und Salon dienen der bürgerlichen Geste der Gesellschaft, dem Empfang von Gästen, der "Aufgeschlossenheit gegenüber dem gesellschaftlichen Verkehr einer Öffentlichkeit" (Habermas, J. 1976: 190). Damit folgt der Salon der mittelalterlichen Halle oder Diele, die zum Stapeln, für die Nutzung des Ackerbürgerhauses als Arbeitsort der 'Ökonomie des ganzen Hauses' (Weber-Kellermann, I. 1974: 73ff.) der produktionsbedingt öffentlicher Ort war. Sowohl die bäuerlichen, handwerklichen oder handelnden Ökonomien als auch die bürgerliche Geste des Empfangs und der Repräsentation einer ausgewählten Öffentlichkeit hinter sich lassend, wird die Wohnhalle mit



Großbürgerlicher Wohnungsgrundriss

Wohnen, Kochen, Essen, Erschließung zur sinnleeren Veranstaltung, letztlich also zur Wohnbrache, die vor allem durch Dekoration und Pflege im Vorschein des 'Schönen Wohnens' inszeniert wird. Die 'Wohnbrache', das ist doch überzeugend, wenn wir überlegen, dass die Staffage dem Naturschutz an der Seite steht. 'Schöner Wohnen' ist vergleichbar 'schöner Natur' und gehört ebenso in die Kategorie der 'Volkstänzerie' (Riesmann, D. 1957) und prestigeträchtiger Kolportage.

Versteckter Flur und vorgetäuschte Großzügigkeit

Die Wohnhalle enthält noch ein weiteres Merkmal der Vergeudung bzw. der vorgetäuschten Großzügigkeit. In der Wohnlandschaft ist die Erschließung versteckt. Damit wirkt der Grundriss auf den ersten Blick ganz offen und groß, nur: wie in die dahinter liegenden Räume kommen? Mit einem Viertel der Wohnlandschaft als versteckter Erschließung wird diese schon weniger groß. Das ist analog zum Bebauungsplanentwurf, der ja auch in seinen modischen Formen die Erschließung versteckt, weil sie entweder in der nicht-angebauten Erschlie-

Bung außerhalb des Plangebietes oder auf privaten Wegen über die Grundstücke liegt. Bei der Siedlungserweiterung stellen Straße und Gasse den öffentlichen Anteil einer Siedlung bereit und stehen für die Durchlässigkeit und für die Möglichkeit der sozialen Verständigung im Quartier/in der Siedlung

"Die Koordinaten für die Orientierung und die Handlung sind die Straße und die Gasse, der Ort und der Weg." (Hülbusch, K. H. 2006: 141)

Dazu gibt es im Zusammenhang mit der versteckten Erschließung im Grundriss der Gebäude eine weitere Analogie: Mit der Auflösung der Halle und des Salons als Arbeits-, Handels- und Empfangsort verbleibt dem Haus der Flur zur Erschließung der überwiegend von der Familie genutzten Zimmer aber auch zum Empfang von Besuch und Fremden (vgl. Theiling, C. 1995: 2-18). Die Geste des Flurs besteht für den Gast in der zunächst einmal ungefährdeten Annäherung an das 'Empfangs'-Zimmer. Der Flur mit Wänden gibt Verhaltenssicherheit, wie die begrenzte Straße. Die Wohnlandschaft mit versteckter Erschließung funktioniert da wie der Zeilenbau als Stadtlandschaft. Keiner weiß wohin, was er oder sie darf. Ohne Flur fällt der Gast quasi mit der Tür in die Wohnlandschaft, völlig unvorbereitet. Es fehlt der Ort zum Empfang von offiziellen und vor allem zur Abweisung unerwünschter Besucher. Das Gebäude mit Wohnlandschaft wird so zur Eremitage, weil vor jedem Besuch aufgeräumt werden muss. Äußerlich wie innerlich. So wird dann eher auf den Besuch verzichtet oder – wie in vielen Neubaugebieten – der Empfang per Bewegungsmelder und Gegensprechanlage (Kamera) an die Gartenpforte verlegt. Auch hier ersetzt der Aufwand an Geld und Technik eine im Gebrauch bewährte Organisation.

Von der Zimmer-Ökonomie zum Kammerspiel

In den hier versammelten Beispielen steht das Haus mit dem durchlässigen, abgeschlossen Flur für eine Grundrissorganisation mit vielen Zimmern und dem notwendigen Anteil an Erschließung. Das 1 ½ geschossige freistehende Einfamiliengebäude aus den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts organisiert das Erdgeschoss zum grenzenlosen Wohnen und im Dachgeschoss lauter Kammern mit Dachschrägen. Dabei steckt die Entwertung in den Schrägen, weil die Räume mit einer Grundfläche von 12-14 m² durchaus die Größe für ein Zimmer hätten. Dieses Schlafgeschoss wird dann so eng, weil es keinen Platz zum Stellen von Schränken gibt. Und quadratisch sind die Kammern auch noch. Die Bungalows organisieren dieses traurige Kammerspiel in weit entlegenen Seitenflügeln. Nur nach Durchstolpern der Wohnlandschaft erreichbar – jetzt bloß nicht rechts und links schauen – besitzen die Kammern vom Zuschnitt her

sogar häufig Zimmerbreiten, sind mit quadratischem Grundriss und trotz rund 10 m² Fläche nur Kammern für Tisch und Bett.

Einfamiliengebäude

Von dichteren und weniger dicht nutzbaren Grundrissen - oder: Häuser für die 'Wechselfälle des Lebens' versus 'maßgefertigte' Einfamiliengebäude eines vorgefertigten Entwurfes

Die Grundrisse der Einfamiliengebäude können prinzipiell in zwei Kategorien eingeteilt werden: jene der **Einfamilienhäuser** einerseits und die der **Einfamiliengebäude**. Diese Unterscheidung wurde schon in vorangegangenen Arbeiten vorgenommen (vgl. z.B. Biegler 1979, Auerswald et al. 1991/92, Nagl 1991, Harenburg, Wannags 1991, Cordts & Bärenweiler 1992) und hier bestätigt und präzisiert. Die Einfamiliengebäude verfügen nur über **ein Erdgeschoss** und eventuell ein **ausgebautes Dachgeschoss**. Der Grundriss ist zweihüftig, die Grundfläche quadratisch oder in die Breite organisiert, das Gebäude also traufständig. Der Grundriss ist stark ausdifferenziert und festgelegt. Neben **Archiven, Kammern** und einer **Diele** ist insbesondere eine große, zentral gelegene **Halle** bzw. ‚Wohnlandschaft‘ typisch. Die Bezeichnung ‚Landschaft‘ ist berechtigt. Die Wohn-Landschaft und die Landschaft für den Tourismus sind für Gefühle zuständig, also für

„[...] Kitsch, der sich so viel auf das Gefühl zugute tut, macht also aus Gefühlen Begriffe.“ (Musil, R. 1957/1978: 55)

Letztere ist häufig durch Zuschreibungen wie ‚Essen‘ oder ‚Wohnen‘ markiert. In moderneren Grundrissen wird auch die Küche mit in diese Halle aufgenommen. Durch die Halle verlaufen Wege in andere Räume, was eine **versteckte Erschließung** ist. Von der Halle gibt es eine Tür zu einer nach Süden oder Westen orientierten **Terrasse**. Zimmer sind rar, und zumeist nur mit einem so bezeichneten ‚Elternschlafzimmer‘ vorhanden. Viele Räume sind tendenziell **quadratisch**, die rechteckigen Räume sind zumeist **liegende Räume**, d.h. sie liegen mit der längeren Seite an einer Außenwand. Oft gibt es **Durchgangsräume** und dazugehörige **gefangene Räume**. Der Grundriss ist nach Himmelsrichtungen orientiert, so dass die Halle mit der Terrasse nach Süden oder Westen zeigt, die Küchen, Bäder, Hauswirtschaftsräume und Treppen nach Norden oder Osten. Die Einfamiliengebäude stehen anbaufrei und oft mittig oder weit von der Straße zurückgesetzt auf den Grundstücken, die zumeist quadratisch und recht groß sind. Neben einer Garage oder einem Carport stehen dort häufig kleine Schuppen als Surrogat für den fehlenden Keller.

‘Wechselfälle des Lebens’ (Steinhäuser 1990)

Unter den ‘Wechselfällen des Lebens’ versteht Urta Steinhäuser Veränderungen der Lebensumstände, wie sie bei nahezu jedem von uns vorkommen. Diese können absichtsvoll und gezielt hergestellt werden, aber auch ‘ohne eigenes Zutun’ eintreten. Häufig haben diese Veränderungen auch etwas mit den Lebensphasen zu tun, die durchschritten werden. Paare oder Gruppen von Personen können sich entschließen, zusammen zu leben; hin und wieder kommt es zu Trennungen. Kinder werden geboren und wachsen auf, wozu sie Platz brauchen und herstellen. Und wenn sie erwachsen werden, dann gehen sie ihre eigenen Wege und ziehen aus. Altenteile werden in einen Haushalt aufgenommen und gepflegt. Und jeder Mensch stirbt eines Tages und verlässt damit diese Welt wieder. Andere Wechselfälle sind das Einkommen eines Haushaltes, das geringer oder größer ausfällt. Aber auch die Erwerbsarbeit kann sich ändern, wenn jemand z.B. seinen Arbeitsplatz zu Hause einrichtet.

Die ‘allmähliche Verfertigung des Hauses beim Wohnen’ (frei nach H.v. Kleist)

Die optimalen Voraussetzungen für die Reaktion auf die Wechselfälle des Lebens sind in einem Haus gegeben. Dort können die BewohnerInnen den nutzungsneutralen Grundriss nach ihren eigenen Vorstellungen interpretieren. Jedes Zimmer hat die gleiche Qualität und kann variabel (vgl. Hülbusch 1990) genutzt werden: als Schlafzimmer, Wohnzimmer, Empfangszimmer, Esszimmer, Kinderzimmer, Arbeitszimmer usw. Das Haus wird nicht durch die Originalität eines Architekten hergestellt, sondern durch die Leute selber, die darin leben und es dadurch ‚allmählich im Gebrauch verfertigen‘. Sie können es den Wechselfällen ihres Lebens entsprechend auslegen. Gleichwertige Zimmer sind nicht nur für Familien mit Kindern, sondern auch für andere Lebensgemeinschaften bestens geeignet. Über den Flur ist gewährleistet, dass jedes Zimmer ohne Beeinträchtigung des Gebrauchs der anderen Zimmer nutzbar ist. Bei Familien mit Kindern werden häufig, besonders wenn die Kinder noch kleiner sind, mehrere Kinder in einem gemeinsamen (Schlaf-)Zimmer untergebracht. In zu möblierenden Zimmern besteht die Möglichkeit zwei Betten, z.B. auch als Doppelstockbetten, zu stellen. Hohe Etagendecken lassen ein Hochbett zu, was mit eingeführter Möbel-Etage den verfügbaren Platz im Zimmer vergrößert. So kann auch ein dichteres Zusammenwohnen erträglich gemacht werden.

Dachetage und Hofparterre

Bei größerem Bedarf kann in einem Haus auf Reserven der Dachetage (vgl. Scharla 2004) und des Hofparterres zurückgegriffen werden. Diese können ohne großen Aufwand und Kosten ausgebaut werden, wodurch im Dachge-

schoß bis zu drei weitere Kammern und im Hofparterre noch einmal bis zu drei Zimmer verfügbar werden können. Die Nutzfläche des Hauses kann so um 30 bis 40% erweitert werden. Beim Ausbau der Dachetage ist es von Vorteil, wenn das Haus mit einem Kniestock gebaut wurde, das Dach also über das Fußbodenniveau angehoben ist. So ist die Fläche insgesamt größer und die Anteile mit einer Deckenhöhe über zwei Meter ebenfalls. Mit Gauben wird eine bessere Belichtung und Belüftung mit einem vernünftigen Blick nach draußen erreicht. Ebenfalls gibt es Fensterbänke auf der Normalhöhe von ca. 80 cm. Gegenüber Dachflächenfenstern müssen die Vorteile teuer erkaufte werden. Und Sinn macht eine Gaube nur, wenn die ganze Breite der Zimmer hochgehoben wird.

‘Geschlossene’ Einfamiliengebäude

Einfamiliengebäude verfügen nicht über einen nutzungsneutralen Grundriss, der es erlaubt, sich dort nach eigener Fassung einzurichten. Der funktionalistisch spezialisierte Grundriss schreibt Nutzungen z.T. bis ins Detail fest, wie ‘Essbereich’, ‘Wohnen’, ‘Elternschlafzimmer’, ‘Hauswirtschaftsraum’ usw.. Diese Festlegungen entsprechen unreflektierten Wohnwünschen von Bauleuten und vor allem der unreflektierten Fiktion der Architekten, die dieses Zeug propagiert haben. Die Halle und sog. Multifunktionsbereiche – das ist so etwas wie alberne ‘shared spaces’ – sind für große Empfänge à la Graf Cox gedacht, die so gut wie nie gegeben werden. Gebaut wird für einen ‘Lebensentwurf’, der ‘Wohnen’ zur Freizeit erklärt und den Haushalt ausblendet. Weder sind Einfamiliengebäude besonders geeignet, dichter bewohnt zu werden, da die Kammern zu klein sind und von der Halle keine weiteren Zimmer abgeteilt werden können, noch gibt es bei Einfamiliengebäuden Reserven.

Eine Erweiterung in die Höhe kann bei Einfamiliengebäuden nur mit größerem Aufwand und höheren Kosten vorgenommen werden, da in diesem Falle das alte Dach entfernt und ein komplett neues Dach errichtet werden muss. Häufig begrenzen die modischen Bebauungspläne (vgl. Bellin, Hülbusch 2006) gar die Geschossigkeit auf ein Vollgeschoss und stehen so einer Vergrößerung nach oben entgegen. Anbauten sind aufwendig und teuer, weil diese eine eigene Gründung (Fundament) sowie ein eigenes Dach benötigen. Desweiteren müssen die Anschlüsse des Anbaus mit dem alten Gebäude hergestellt werden. Die Frage ist vor allem, wie der Grundriss mit dem Anbau organisiert werden kann. Insbesondere die Erschließung der Räume im Anbau hat Auswirkungen auf den Bestand: ein Flur muss eingerichtet werden, um zu den neuen Räumen zu kommen, sonst werden die alten Räume zu Durchgangsräumen entwertet. Manchmal werden durch den Anbau auch lediglich bestehende Räume vergrößert.

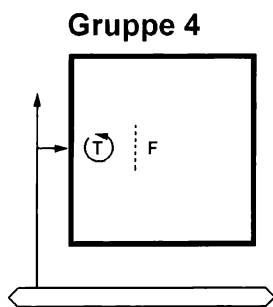
Bert. Baurechtlich kann ein Anbau schwierig zu realisieren sein, weil z.B. die Abstandsflächen zu Nachbargrundstücken nicht einzuhalten sind, oder der Bebauungsplan Festsetzungen enthält, die einer Vergrößerung der baulichen Nutzfläche entgegenstehen. Ein Beispiel: die Kunsthalle Bremen ist eine spät-klassizistische Kaffeemühle. Der wird jetzt schön symmetrisch auf der West- und Ostseite eine Erweiterung angeklebt. Auf der Graphik sieht das bestimmt nett aus. Es wurde bei allem graphischen Kunstsinn wohl übersehen, dass die Außenwände in Innenwände verwandelt werden und die jetzt innen mit Durchgängen entwerteten Räume auch kein Licht haben, d.h. die 'Alte Kunsthalle' in eine Diele verwandelt wird.

Fazit

Innerhalb eines Hauses können BewohnerInnen einfacher auf die 'Wechselfälle des Lebens' reagieren als in einem Einfamiliengebäude. Die gleichwertigen Zimmer, die über zwei Etagen verteilt sind und über einen Treppenflur alle unabhängig voneinander zugänglich sind, können je nach den Vorlieben, Wünschen und Notwendigkeiten variabel genutzt werden. Und wenn es einmal zu eng wird, können mit einem Dachetagen- und/oder einem Hofparterre-Ausbau weitere Zimmer bzw. Kammern ohne allzu großen baulichen und finanziellen Aufwand hergestellt werden. Ausgebaute Dachetage wie auch Hofparterre sind über den Treppenflur ohne Störung vorhandener Zimmer zugänglich. Im Einfamiliengebäude ist eine Erweiterung der Wohnfläche in aller Regel nur über einen aufwändigen und teuren Anbau mit kompletter Neuorganisation des Grundrisses zu bewerkstelligen. Die Alternative - zumindest für die, die sich das leisten können - wäre, das Einfamiliengebäude zu verkaufen und dann gleich in ein gescheitertes Haus zu ziehen. Aber das muss man erst einmal finden.

Geschosshäuser mit seitlichem Zu- und Durchgang

Der Beitrag zu den 'Geschosshäusern' war nicht zu redigieren. Das ist offenbar doch zu mühselig, einen Beitrag von fünf SchreiberInnen, die weit auseinander leben und kaum über gemeinsame Arbeitserfahrungen verfügen, zusammen zu kriegen. Und für die Redaktion ist eine Ordnung nach vier Jahren Abstand auch nicht herzustellen. Deshalb werden die Geschosshäuser, ein Teil der mitgebrachten Grundrisse, nur kursorisch mitgeteilt.



Gemäß systematischer Darlegung bei Harenburg und Wannags (1991) ist das Geschosshaus durch die Erreichbarkeit des 'Hinterhofs' für alle Bewohner auf der Höhe eines 'Hofparterres' gekennzeichnet (s.a. Helbig, R. 1999).

„Bei der Blockrandbebauung sind zwei Arten von Erschließung üblich:

1. Die Gebäudeerschließung durch eine straßenorientierte, häufig ebenerdige, Haustür und die Erschließung des Hofes durch einen ebenerdigen Ausgang.
2. Die Hoferschließung durch eine ebenerdige Durchfahrt und die Gebäudeerschließung durch eine Haustür, die in der Durchfahrt liegen kann.“ (Harenburg, B., Wannags, I. 1991: 58)

„Hinterhöfe sind nicht einem, sondern mehreren Haushalten zugeordnet. [...] Der Hinterhof kann immer nur im Rahmen der bestehenden Konventionen genutzt werden. [...] So ist der Hinterhof im Vergleich zum Hof als häuslicher Arbeitsort, d.h. als Außenhaus, nur eingeschränkt nutzbar. [...] Organisatorisch gibt es zwischen Höfen und Hinterhöfen Analogien: Auch Hinterhöfe sind zu den Nachbargrundstücken deutlich begrenzt. [...] Und schließlich: für einen vernünftigen Hinterhof ist auch ein Sockelgeschoss oder zumindest ein Haussockel angesagt. anders formuliert: auch ein Hinterhof liegt nicht auf der Ebene des Wohngeschosses.“ (Helbig, R. 1999: 93)

Die Beispiele der Geschossbauten sind so eingerichtet, dass an der Seite ein separates 'Treppenhaus' (ein abstruser Begriff; s. Nagl, A. 1991) zugänglich wird und er Zugang zum Hinterhof am Gebäude vorbei führt. Dieser Geschosswohnungsbau, in dem keine Etagerie mehr steckt, enthält Analogien zum seitlich erschlossenen zweihüftigen Einfamiliengebäude, dem das 'Treppenhaus' fehlt. Unabhängig von der realen Nutzung sind alle Gebäude Einspanner mit zweihüftiger Geschossererschließung.

Die Grundrisse mit abgetrenntem Treppenbau sind von Bauten mit Treppenturen und Maisonettetritten deutlich unterschieden. Neben diesem Merkmal gibt es den 'Eingang seitlich', 'zweihüftig erschlossene Wohnungen' sowie einen Keller. Nach der inneren Organisation der Räume zueinander und der Art und Weise der Erschließung lassen sich zwei Typen beschreiben:

Typ 1 Einfamilien-
Geschosshaus

Typ 2 Mehrfamilien-
Geschosshaus

Als Einfamilienhaus genutzte Geschosshäuser verfügen, wie 'echte', von mehreren Parteien bewohnte Geschosshäuser, über eine vom Wohnungsgrundriss separierte Treppe, die zu den Geschossen nicht mit einer Wohnungstür abgeschlossen ist. Die Gebäude sind 'freistehend' und 2,5-geschossig errichtet. Die Bauzeiten der Gebäude liegen Anfang des 20. Jh. und Ende der 60er Jahre.

Geschosshäuser

lfd. Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8
Aufnahme Nr.	5	4	5a	4a	5b	2	1	3
seperates Treppenhaus	X	X	X	X	X	X	X	X
zweihüftig	X	X	X	X	X	X	X	X
Keller	X	X	X	X	X	X	X	X
Eingang seitlich	X	X	X	X	X	X	X	X
vertikale Nutzung	X	X	X	-	-	-	-	-
freistehend	X	X	X	X	X	-	-	-
Flur parallel zur Straße	X	X	X	X	X	-	-	-
horizontale Wohnungsnutzung	-	-	-	X	X	X	X	X
Einspänner	-	-	-	X	X	X	X	-
Flur senkrecht zur Straße	-	-	-	-	-	X	X	-
einseitig angebaut	-	-	-	-	-	X	X	X
fensterlose Seite	-	-	-	-	-	X	X	X
Zweispänner	-	-	-	-	-	-	-	X
Gebäude zur Straße-quadratisch	X	X	X	X	X	-	-	-
Gebäude zur Straße-schmal	-	-	-	-	-	X	X	X
verdeckte Erschließung/Durchgangszi.	X	-	-	-	X	X	X	X
Geschosse	2,5	2,5	2,5	2,5	2,5	2,5	3	2,5
Erschließung, inkl. verdeckte E. in %	24	24	24	19	24	22	23	15
Erschließung, ohne verdeckte E. in %	21	24	24	19	21	14	18	13
Raumanzahl gesamt	12	14	8	5	6	8	10	8
kl. Archiv	-	-	-	-	-	2	2	-
Archiv	2	1	1	1	1	-	1	1
Kammer	2	5	1	1	-	1	-	1
Zimmer	-	2	-	-	-	-	2	4
gr. Zimmer	6	3	4	1	3	3	3	-
m² Nutzfläche/Raum (Ka, Zi, gr. Zi)	23	18	37	35	28	21	21	11
Nutzfläche/lfd. m Stellwand	2,4	2,4	3	2,9	2,4	2,3	2,2	1,6

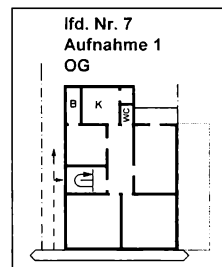
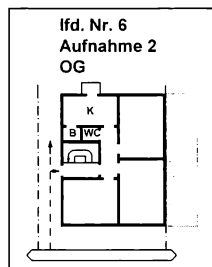
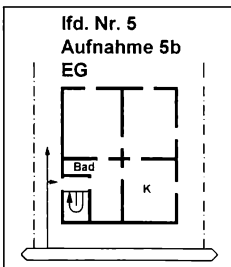
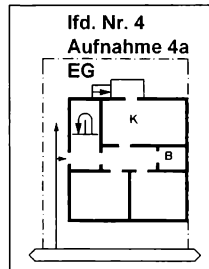
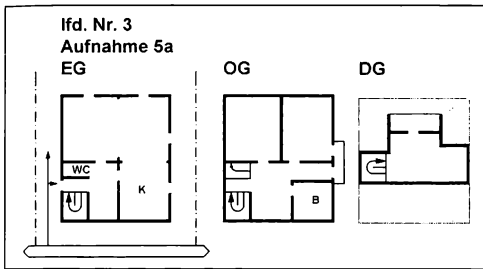
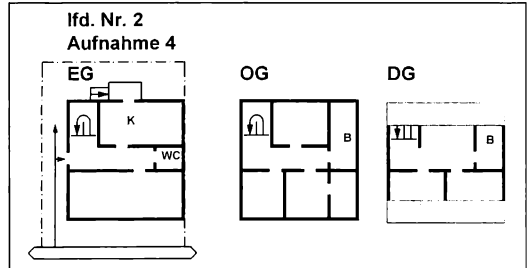
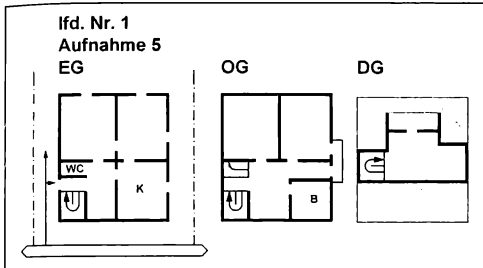
Geschosswohnungen, einspännig

In der Tabelle ist gegen Typ 1, in denen die als Einfamiliengebäude genutzten Grundrisse zusammengefasst sind, Typ 2 durch das Merkmal "horizontale Nutzung" abgetrennt. Hier wird die vertikale Nutzung aufgehoben, und das Gebäude kann rein horizontal, d.h. in abgeschlossenen Wohnungen von mehreren Familien genutzt werden. Die Typenbildung in Spalte 2 erfolgt ferner über die Merkmalskombination "senkrechter Flur zur Straße" und "einseitig angebaut" mit "fensterloser Seite". Die Gebäude des Typs 2 besitzen im Vergleich zu Typ

1 eine größere Grundfläche, wodurch sich der prozentual niedrigere Erschließungsanteil herleiten lässt. Die Nutzungsmöglichkeiten von Hof und Garten sind, wie überall im Geschosswohnungsbau, geprägt durch die Nutzungseinschränkungen in Folge von Absprachenotwendigkeiten.

„Das Haus über mehrere Etagen gibt Platz, rauf und runter zu gehen, sich aus dem Weg zu gehen und Privatheit im Haus zu organisieren. Die Wahl haben die BewohnerInnen.“
Theiling 1996: 144)

„Aber selbst in einer gut funktionierenden Gruppe braucht jeder ein eigenes Territorium, einen klar abgegrenzten privaten Raum, ebenso wie jedes Gruppenmitglied einen Bereich voraussetzt, der allen Mitgliedern der Gruppe gehört.“ (Bettelheim 1989: 173)



Orte und Wege im Haus

– Aus dem Weg gehen können (Fragment)

Die Sparsamkeit rechteckiger, in die Tiefe organisierter Zimmer wird im Vergleich zur Stellwandfläche immer wieder bestätigt. Querliegende, rechteckige Zimmer verbreitern das Quadrat mit dem Ergebnis, dass hier wie im Quadrat immer weniger Platz ist, bestenfalls so viel wie das eingepasste Rechteck.

Prototyp des sparsamen Rechtecks

Die Überlegung zum ökonomischen Zimmer geht dabei vom Prototypen des sparsamen Rechtecks, dem Schrank und der Relation der Seitenlängen von 60:120 und damit 1:2 aus. Es zeigt sich, dass für die grundrissbildende Kombination der Wege, oder im Haus dem Prototyp nicht nur für die Zimmer, sondern, wie von Scharla (2003) bereits überlegt, auch für die Wege die vorteilhafte ökonomische Geometrie ist.

Reihe der Orte im Haus

Für die Orte im Haus, die letztlich der Reihe vom 'Stillen Örtchen' zum 'Rummelplatz' folgen, dient der Schrank als Maßlehre und Vorlage. Kaum größer als der Schrank, lässt sich das Stille Örtchen praktisch im Rechteck von 1 m x 2 m unterbringen. Ebenso ist durch die Breite von bis zu 2 m das Archiv festgelegt. Die Kammer ist mit einer Breite von 2,00 m bis etwa 2,90 m dagegen bereits variabler nutzbar als kleines Zimmer, das einhüftig über einen Gang in Richtung Fenster begehbar und bereits mit Tisch und Bett ausgestattet werden kann. Ideale Breiten für Zimmer liegen dann zwischen 2,90 m und 3,50 m. Diese lassen einen Arbeitstisch am Fenster sowie Schränke oder Regale an den Längswänden zu. Es ist dann noch genug Platz für zwei 'Gänge' innerhalb des Zimmers, die die Wege innerhalb des Zimmers und die Zugänglichkeit und Nutzung der Möbel wie auch des Fensters ermöglichen. Ein Zimmer stellt somit größtmögliche Variabilität im Gebrauch zu Verfügung. Bei Breiten über 3,50 m beginnen die großen Zimmer, ohne dass Qualitäten in der Nutzung hinzukämen. Die Vergeudung von Fläche setzt hier ein. Für alle Räume der Reihe gilt, dass das Verhältnis der Seiten i. d. R. \leq der Relation des Schrankes von 1:2 ist. Bei max. Belichtung mit Tageslicht von etwa 4,50 m tendieren große Zimmer mit Relationen unter 1:1,3 sehr stark zum Quadrat mit 1:1.

Die Reihe der Wege im Haus

Die Wege im Haus bilden eine eigene Reihe. Wie die Archive/Kabuffs, Kammern und Zimmer sind die Wege im Haus über die Ränder definiert. Mit geringem Aufwand an Fläche sind über die Flure die Zimmer einer Etage ohne Durchgangszimmer zu erreichen. In Gehrichtung sollte ein Flur auch mit

Gepäck beladen bequem nutzbar sein, was einer Türöffnung von etwa 90 cm entspricht. Zudem soll die Begegnung zweier Personen 'en passant' möglich sein. 1 m Breite gewährleistet beide Qualitäten. Die Länge der Flure hängt von der Zahl der darüber zugänglichen Zimmer ab. In der Regel sind Flure mindestens doppelt so lang wie breit. Damit setzen Flure ebenfalls bei der Seitenrelation des Schrankes an. Im Gegensatz zu den Orten steigt mit der Zahl erschlossener Zimmer das Verhältnis über die Verdopplung hinaus. Im Reihenhause erschließt der Flur bis zu 3 Zimmer über eine Längs- und die beiden Kopfseiten. Die zweite Längsseite, der zweite Rand, ist hier mit der zweimal viertelgewendelten Treppe möbliert, deren Länge bestens mit der Länge des Flures korrespondiert. Der Treppenflur erschließt das Haus horizontal und vertikal und damit die gesamte Etagerie. Dabei verbindet der Flur gleichzeitig den Austritt der anführenden Treppe mit dem Antritt der weiter aufwärts führenden Treppe. Breitere Flure und Treppenflure werden als Dielen bezeichnet. In diesen entsteht der Eindruck verfügbarer Stellwandfläche. Im Treppenflur des Reihenhauses ist das real aufgrund der Zimmertüren jedoch nicht möglich. Dielen erwecken also den Eindruck möblierbarer Breite von Orten, was dann auch oft an ihren Seitenrelationen unter 1:2 ablesbar wird. Dielen tendieren zu dunklen Durchgangszimmern.

Hallen, Rummelplätze in Häusern und Wohnungen

Für beide Reihen gilt, dass die großen Zimmer und die Dielen nicht nur zum Quadrat, sondern gleichzeitig zur Wohnhalle, dem Rummelplatz im Hause tendieren. In Wohnhallen entstehen sog. Wohnküchen, Wohn- und Erlebnislandschaften, in denen sich dann die immer glückliche Familie alltags und allabendlich treffen soll. Die in der Regel großzügigste Auslegung bedingt zwangsläufig eine zentrale Lage im Grundriss. Hierdurch wandert gleichzeitig erzwungen und gewollt ein Großteil der inneren Erschließung in die Wohnhalle. Das führt zur Installation von Wohnskulpturen aller Art, wie Küchentresen, Raumteilern, Sofa-landschaften bis hin zu Maisonette-Treppen. Weil Flure und Treppen nach der Berechnung nur als Verkehrswege angerechnet werden, gaukelt die in den Wohnhallen versteckte Verkehrsfläche zudem scheinbare Flächensparsamkeit vor. Wohnhallen kombinieren Orte und Wege untrennbar miteinander.

Aus der Werbung

Was eine Universität so bietet - Universitäre Propaganda

angestrichene Auszüge aus dem kommentierten Lehrveranstaltungsverzeichnis des FB 06 der Universität Kassel für das Wintersemester 2005/06

Die Wochenendbeilagen mancher Tageszeitungen liefern unter der Rubrik 'Immobilien und Wohnen' (o.ä.) ein wunderbares Panorama von Wohnwert-Verprechungen. Wer nicht wahrnimmt, dass bei diesen Seiten - irgendwo unauffällig mit 'Anzeige' oder 'Verlagsveröffentlichung' gekennzeichnet - die Werbung Pate steht, ist selber schuld. Wer allerdings ein (kommentiertes) Lehrveranstaltungsverzeichnis einer Universität in die Hand nimmt, erwartet, dass die Mitteilung der Lehre und Unterrichtung, der Klärung und Aufklärung gedient ist. Das ist schon lange eine altertümliche Erwartung von Leuten, die von Gestern sind. Denn offenbar vermitteln die Universitäten nicht mehr Einsicht, Kenntnis, Wissen, Verstehen sondern Werbepropaganda; also nicht, was es in der Welt zu verstehen und zu wissen gibt, sondern was alles so zu erfinden und zu verkaufen wäre.

Wir geben die Ankündigungen hier weitgehend unkommentiert weiter. Vielleicht gibt's ja auch LeserInnen, die das Angebot bereichernd [?] finden.

FB06.189 Einführung in eine Theorie der Architektur (der Produzenten)

Geisert

Vorlesung

K3.2, K3.3, K3.5, A1.4, A1.5 (neu), A1.6 (neu), A4.2,

Weniger die formellen Gesetze karger Schönheit noch die Auflösung medialer Zustände in diagrammatische Abstraktion stehen im Vordergrund der Thematisierungen. Interessant erscheint mir die Verflechtung architektonischer Modelle mit den Realitäten der gesellschaftlichen und geschichtlichen Umstände zu sein, die sie wesentlich beeinflusst haben. Die Geschichte der Architektur der Neuzeit ist eng verbunden mit der Entwicklung der städtischen Gesellschaft die sich heute in Auflösung befindet, weil deren Subjekte sich verflüchtigt haben. Die Folge zeigt sich auch in der Unverbindlichkeit und Beliebigkeit grassierender Erklärungsmuster zur Architektur und Stadt. Das Ziel der Vorlesung ist also die Konstruktion einer Theorie der Architektur und damit einer Terminologie, die einer Kritik dieser Verhältnisse gerecht wird.

FB06.536 „Träume von Räumen“

Geisert

Projekt

Nur wenige Worte, die für architektonische Bestimmungen konstitutiv sind, erfreuen sich heute einer beliebigeren Verwendung. Der ubiquitäre Gebrauch des Wortes steht in diametralem Gegensatz zur Qualität der tatsächlich entworfenen Räume. Thematisierungen von Raum finden sich in der Umgangssprache (die Raumpflegerin, ein Architekt?), in der Literatur, der Philosophie und selbst in der Astrophysik (was also sind die schwarzen Löcher der Architektur?). Ziel des Entwurfsprojektes mit theoretischem Schwerpunkt ist die Entwicklung räumlicher Typologien vor dem Hintergrund theoretischer Raumkonstruktionen wie wir sie bei Kant, aber auch bei Beckett und Kafka finden.

gehrlichkeiten hervorrufen können. Die kompromisslose Entwicklung der Marke und ihrer Produkte hat Apple-Kunden zu begeisterten Anhängern werden lassen und steht am Beginn eines neuen Wertekanons. Die Produkte verkörpern Design, Innovation, Lebensqualität, Individualität und Einzigartigkeit – und das zu einem hohen Preis. Eigenschaften, die avancierte Architektur und gerade Wohnarchitektur gerne auch für sich beanspruchen. Der Entstehungsprozess der Markenprodukte unterscheidet sich jedoch grundlegend von der Entstehung klassischer Architekturprodukte. Task: Es soll anhand eines konkreten Forschungsobjektes untersucht werden, ob und wie die Instrumente der Markenwelt bei der Entwicklung innovativer Architektur behilflich sein können: Ein ausgemusterter Wohnungsbestand der Wohnungsgesellschaft soll zum begehrten Produkt einer neuen Mietergeneration transformiert werden. Dazu soll eine Entwurfsmethodik angewandt werden, die ihre entwerferischen Entscheidungen und ästhetischen Argumentationen an einer zuvor zu entwickelnden Markenidentität ausrichtet. Sie bildet die programmatische Matrix der Architektur. Wir wollen untersuchen, wie eine derartige Identität entsteht, welche Parameter dazu benötigt werden, wie sie zu Architektur werden kann und welche Entscheidungshilfen aber auch Einschränkungen diese Methode bietet. Arbeitsweise: Recherche, Analyse, Entwicklung architectural identity, Entwurfswerkzeuge

FB06.110 Radiolaria

Spuybroek / Troche

Seminar

K1.1, 1.3, 3.5, A1.6 (alt), 1.7, 2.6, BP1.5 (neu), 1.6 (alt + neu), 2.6, BK1.3, 2.3

Im späten 19. Jahrhundert schuf der Biologe Ernst Haeckel beim Studium der Radiolarien wunderschöne Zeichnungen. Radiolarien sind winzige, nur ca. 0.1 mm große Meerestiere mit einer erstaunlich „architektonischen“ Skelett-Haut. Tatsächlich war die Radiolarien-Forschung der Einstieg in das Verständnis der Beziehung zwischen Struktur, Form und wirtschaftlichem Materialeinsatz. Berühmte Studien auf diesem Gebiet wurden im 20. Jahrhundert von Frei Ottos Team in Stuttgart und von Buckminster Fuller ge-

macht. Wir werden einen weiteren Schritt hinzufügen indem wir die strukturelle Haut mit einem Oberflächenmuster aus Kacheln verbinden, einer Tessellierung. Wir werden einfache Dreiecks-Muster betrachten, komplexere „dreiwertige Netzwerke“ wie die Fünf- und Sechsecke eines Fußballs und sogar noch komplexere islamische Muster. Im Seminar werden wir verschiedene Variationen einer einfachen Sphäre modellieren. Wir werden mehrere Modelle dieser Formen CNC-fräsen, und die Oberflächen dann mit Mustern aus Kacheln bedecken. Leistungsnachweis: Schein

FB06.505 Projektverbund “Landliebe“

Eichenlaub / Lubenow

Projekt läuft seit SS 2005, kein Einstieg möglich Fachliche Schwerpunkte: Wissenschaftliche Arbeit und Auseinandersetzung mit Architektur und Gesellschaft; empirische Arbeit (Umfragen, Interviews); architektonisches Entwerfen, Layout und Gestaltung

Bereits heute sind die Folgen eines in der Zukunft sich stärker auswirkenden demografischen Wandels in Kleinstädten negativ zu spüren: Überalterung der Stammbevölkerung, Leerstand von Gebäuden und drohender Verfall, Rückgang der Infrastruktur oder unwirtschaftliche Betriebsformen, mangelnde Pflege der Baukultur, fehlende Arbeitsplätze, wegbrechende Landwirtschaft, Perspektivlosigkeit für die wenigen verbliebenen Jugendlichen und jungen Familien, Konkurrenz durch Neubaugebiete und Abwanderung von Bauwilligen als Folge öffentlicher Subventionen..... Fachwerkstädte leiden aufgrund ihrer topografischen Situation (“Bergstädte“), ihrer denkmalgeschützten Substanz mit Bauschäden und Nutzungsproblemen, ihrer baulichen Dichte, eines Über-

angebots von nicht genutzten ehemaligen Wirtschaftsgebäuden besonders unter diesen Problemen. Im Projektverbund werden zwei nordhessische Kleinstädte bearbeitet: Stadtallendorf und Landau. In jeder dieser Städte sind die Problembereiche anders gelagert: In Landau ist Leerstand und Überalterung, in Stadtallendorf ein fehlendes Angebot an modernen barrierefreien Wohnungen und Serviceeinrichtungen Problem und Aufgabenstellung. Die Vorgehensweise beruht auf den bisherigen Erfahrungen im Umgang mit ähnlichen Kommunen. Eine gründliche Analyse mit einem auf die jeweiligen Verhältnisse abgestimmten Prozessdesign, eine Kooperation mit Kommune und Bürgerschaft, Erarbeitung von planerischen, freiraumplanerischen und architektonischen Lösungsansätzen bis zum Entwurf. Die Projekte werden in Kooperation mit den Kommunen durchgeführt, die Ergebnisse bilden Entscheidungshilfen bei der zukünftigen Planung. Die Praxisnähe des Projekt-Verbunds fördert Kompetenzen, die in den veränderten Arbeitsfeldern von PlanerInnen zukünftig gebraucht werden: Entwerfen im Bestand, Sozialkompetenz und Erfahrung in dialogischer Planung, Projektentwicklung, analytisches Arbeiten.

FB06.507 Lifestyle und Architektur

Kirschbaum / Schuster

Projekt läuft seit SS 2005, kein Einstieg möglich Fachliche Schwerpunkte: Wissenschaftliche Arbeit und Auseinandersetzung mit Architektur und Gesellschaft; empirische Arbeit (Umfragen, Interviews); architektonisches Entwerfen, Layout und Gestaltung

Die pluralistische Gesellschaft ist spätestens mit der Postmoderne in der Architektur verankert worden. Dieser verallgemeinernde Pluralismus stellte jedoch in architektonischer Hinsicht ein eher scheinbar differenziertes Bild, ein Gemenge dar. Um eine stärkere gesellschaftliche Realität zu erlangen, bedarf es einer Konkretisierung, die es in die Architektur zu übertragen gilt. Ziel der Studie ist es, über die Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen / theoretischen Phänomen des Lebensstils, Visionen und Handlungskonzepte für die Architektur zu entwickeln, um zu lebensstilorientierten Entwurfskonzepten zu gelangen. Die Arbeitsmethoden umfassen: theoretische Auseinandersetzung, empirische Arbeit (Umfragen, Interviews), architektonisches Entwerfen.

FB06.118 UAS – Transformationen – Diplom – Schinkelwettbewerb 2006

Frankfurt/Oder und Slubice – die transnationale Doppelstadt bauen

Schulze / Dotlic / Upmeyer

Nach der Erweiterung der Europäischen Union und dem Beitritt zum Schengener Abkommen sind die politischen Grenzen zu Osteuropa praktisch entfallen. Dies führt dazu, dass benachbarten vorher getrennten urbanisierten Grenzregionen ein völlig neues Potential der baulich-räumlichen Entwicklung gegeben ist, wie in der Doppelstadt Frankfurt an der Oder und Slubice.

Der Grenzübergang zu Polen – vormals auf der Verlängerung der Luxemburg – Strasse auf einer Brücke über der Oder gelegen – ist entfallen und Frankfurt steht nunmehr in einer völlig neuen politischen Relation zu der nur durch eine Flusslandschaft getrennten und mit einer Brücke verbundenen Schwesterstadt Slubice in Polen. Der Flusslauf der Oder stellt plötzlich ein verbindendes Element zwischen den Städten dar, welches die Entstehung eines neuen Gesichtes zur Flussseite hin erforderlich macht. Es gilt die baulich-räumlichen Potentiale dieser neuen Beziehung zu erforschen und in einer architektonisch-städtebaulichen Vision für die Region darzustellen. Die Aufgabenstellung für das Diplom beschäftigt sich mit der architektonisch-städtebaulichen Überwindung der Teilung Europas und findet im Rahmen des Schinkel – Wettbewerbes/Berlin statt. Abgabefrist für den Wettbewerb ist Mitte Januar 2006.

FB06.191 documenta urbana – Auf dem Weg zur Stadt der Zukunft

Schulze / Holzapfel / Vollmann

Seminar

A1.7, 4.2, S3.2

Seit der ersten documenta 1955 in Kassel propagierte ihr Gründer Arnold Bode immer wieder die Idee einer documenta urbana - einer documenta neben der Kunstausstellung, die sich mit der Gestaltung, Planung und Bebauung unserer Umwelt beschäftigt. Erst 1982 zur 7. documenta kam es zur Verwirklichung dieser Idee: im Doppel, denn es gab zwei „documentae urbanae“. Die eine wurde von namhaften Architekten in der Tradition der Hellerau-Siedlung und der Bauausstellungen in der Kasseler Dönche gebaut. Die andere existiert - nicht gebaut - als Katalog mit Beiträgen internationaler *hell!*

FB06.191 documenta urbana – Auf dem Weg zur Stadt der Zukunft

Schulze / Holzapfel / Vollmann

Seminar

A1.7, 4.2, S3.2

Seit der ersten documenta 1955 in Kassel propagierte ihr Gründer Arnold Bode immer wieder die Idee einer documenta urbana - einer documenta neben der Kunstausstellung, die sich mit der Gestaltung, Planung und Bebauung unserer Umwelt beschäftigt. Erst 1982 zur 7. documenta kam es zur Verwirklichung dieser Idee: im Doppel, denn es gab zwei „documentae urbanae“. Die eine wurde von namhaften Architekten in der Tradition der Hellerau-Siedlung und der Bauausstellungen in der Kasseler Dönche gebaut. Die andere existiert - nicht gebaut - als Katalog mit Beiträgen internationaler *hell!*

Künstler und Künstlerinnen zu Problemstellen der vorhandenen Stadt unter dem Titel "documenta urbana - sichtbar machen" nach einer Idee von Lucius Burckhardt. Nach über 20 Jahren greifen wir den Gedanken von Arnold Bode wieder auf. Wie würde heute in Zeiten der Globalisierung, der Transformation, der schrumpfenden Städte und des geringeren wirtschaftlichen Wachstums eine documenta urbana aussehen? Was sagt die jüngste Urbanismusforschung zum Hintergrund einer solchen Veranstaltung und welche Impulse gibt es aus der Vergangenheit und anderen Disziplinen?

Diese Fragen werden auf einem internationalen Symposium von namhaften Architekten, Planern und Künstlern diskutiert (siehe auch www.documenta-urbana.de). Die Veranstaltung am 5. November 2005 in der Kunsthochschule ist der Auftakt zu einer Reihe von Symposien über die Visionen urbaner Entwicklungen, die in der Zeit bis zur documenta 12 von der Pfeiffer-Stiftung und dem FB 06 organisiert werden. Der erste Teil des Seminars besteht in der Aufarbeitung der Geschichte der beiden documenta-urbana-Projekte und in der Beteiligung an Vorbereitung und Durchführung des Symposiums. Danach soll eine Dokumentation des Symposiums erstellt werden. Das Seminar begleitet die weiteren Symposien bis zur d12 im Sommer 2007.

und 7000 Eichen?

Und die reale 'documenta urbana', die Arnold Bode mit Sicherheit akzeptiert hätte, steht heute in Kassel gemäß Joseph Beuys' Beitrag zur documenta 7: „7000 Eichen“. Die 'urbane Entwicklung' könnt ihr grad vergessen.

FB06.107 real & imaginary spaces

Kaindl / Tuczak

Seminar

K3.5, A1.7, 2.1, 2.4, 2.5 (alt + neu), BP1.4 (neu), 1.5, 1.6, BK1.1, 1.2, 2.3, BW1.4, STS1.3
Ein architektonischer (Innen-)raum ist immer Abbild einer Raumvorstellung (Giedion: Raumkonzeption), die sich darin zeigt, daß bestimmte Lesarten von Fläche, Körper und Raum durch eine spezifische Artikulation dieser Elemente privilegiert werden. Daneben gibt es schon seit jeher in der Architektur Hinweise auf vorgestellte, imaginäre Räume. Die Raumvorstellung scheint dabei Vorbedingung jedes räumlichen Gebildes zu sein, während die Andeutungen vorgestellter Räume auf eine symbolische Dimension verweisen. Eigenartigerweise ist oft die zweidimensionale Fläche oder ein flaches Relief materieller Träger der Illusion. These des Seminars ist, daß die angetäuschte Tiefe der Oberfläche die Wahrnehmung durch das Oszillieren zwischen Zwei- und Dreidimensionalität stimuliert. Es wird einerseits gefragt, in welchem Verhältnis diese suggestiven Momente realer Architektur zu den Mitteln des Entwerfens stehen, das ihnen als Vorstellungsakt vorausging; andererseits interessiert die Frage, welche Methoden der Strukturbildung und der Behandlung von Materialien solchen spezifischen Raum- und Oberflächenkonzepten adäquat sind. Das Seminar beschäftigt sich mit klassischen Texten der Kunst- und Architekturtheorie (Schmarsow, Riegl, Hildebrand, Panofsky, Giedion, Rowe, Evans), die die Räumlichkeit bzw. Flächigkeit der Architektur thematisieren. Diese Texte werden mit aktuellen Architekturprojekten konfrontiert, die in Referaten bis hin zu Einzelaspekten der Konstruktion und der Materialität vorgestellt werden. Teilnahme am Seminar für Projektteilnehmer verbindlich. Die Bearbeitung des Themas als Studienarbeit ist möglich. Der Leistungsumfang ist dann: Zwei Teilentwürfe im Projekt+ Referat im Seminar.

FB06.506 the projective cast - Architektur an der Schnittstelle von Fläche und Raum

Dozent: Häntsch / Kaindl / Tuczak

Art: Projekt

Zeit u. Ort:

Kommentar: Thema des Projektes ist das konzeptuelle Entwerfen an der Schnittstelle zwischen Fläche und Raum. Das menschliche Auge verwandelt die Eindrücke räumlicher Strukturen durch Projektion von Lichtstrahlen auf eine „Leinwand“ (die Netzhaut) in ein flächiges Bild. Wie kann diese Eigenschaft unserer visuellen Wahrnehmung als gestalterische Strategie bei der Entwicklung von Raum- und Oberflächenkonzepten eingesetzt werden? Inwieweit kann es Aufgabe von Architektur sein, über die Organisation und Komposition von Raumvolumina hinaus den menschlichen Wahrnehmungsapparat durch das Erzeugen von Kippmomenten und Mehrdeutigkeiten zu fordern und über das Spiel mit räumlicher Tiefe Illusionsräume innerhalb der realen Umgebung aufzuzufügen? Als methodischer Ausgangspunkt dient eine Reihe von Einzelstudien, die anhand verschiedener Darstellungstechniken die Grenze zwischen 2- und 3-Dimensionalität bearbeiten: durch den Transfer von bildhaftem Ausgangsmaterial zur Reliefperspektive und zum Raummodell, durch das Lesen räumlicher Strukturen und deren Rückübersetzung in eine flächige Darstellung, durch Zeichnung, Photographie, Projektion, Schattenprojektion usw. Jede Einzelstudie wird - als Teilentwurf konkretisiert - zu einem „Baustein“ des Gesamtprojektes. Das Rahmenprojekt ist eine Serie von Entwürfen zur Umgestaltung eines bestehenden Gebäudes für kulturelle Nutzungen: Entwicklung des Eingangsbereiches mit Zugangstreppe, Gestaltung von Teilbereichen der Fassade, Einbau raumbildender Elemente wie beispielsweise einer Theke, einer Abhangdecke oder einer Empore usw. Ziel der Aufgabe ist es, innerhalb der konzeptuellen Strategien zur Entwicklung der verschiedenen Teilaspekte des Projektes eine durchgängige gestalterische Sprache auch in Material- und Detailvorstellungen zu entwickeln. Diese sollen in den Maßstäben 1:50, 1:20 bis 1:5 ausgearbeitet werden. -Teilnahme am Seminar: „real & imaginary spaces“ ist für die Projektteilnehmer verbindlich Die Bearbeitung des Themas als Studienarbeit ist möglich. Der Leistungsumfang ist dann: Zwei Teilentwürfe + Referat im Seminar.

FB06.125 idee – ideal – Wahrnehmung von Architektur III

Läufer

Kompaktseminar

A1.2, 1.4, 1.5 (neu), 1.6, BP1.1, 1.3

Architektur kann begeistern, wenn Emotionen geweckt werden. Grundlagen hierfür sind architektonische Ideen und Ideale. Gotische Kathedralen zum Beispiel waren architektonischer Mittelpunkt der Stadt und gleichzeitig symbolischer Ausdruck der gesellschaftlichen Ideale. Solche Gebäude konnten und können die Entwicklung einer Stadt oder Gesellschaft beeinflussen. Dieses Potential wird aktuell auch als "Bilbao Effekt" bezeichnet, abgeleitet vom auch kommerziell überraschenden Publikumserfolg des Museums von F. O. Gehry in Bilbao. Im Seminar werden 6-7 öffentliche Gebäude der letzten 50 Jahre analysiert. Die den Entwürfen zugrunde liegenden architekturtheoretischen Ideen und gesellschaftlichen Ideale werden dem realen Erleben der Gebäude ge-

genübertgestellt. Dazu findet in der Kompaktwoche eine Kurz-Exkursion nach Wolfsburg, Berlin und Cottbus statt. Bisher angedacht als Projekte sind das Science-Center von Zaha Hadid (Wolfsburg), die Neue Nationalgalerie von Mies v. d. Rohe (Berlin), die Staatsbibliothek von Hans Scharoun (Berlin), die Akademie der Künste von Behnisch & Partner (Berlin), die K. W.-Gedächtniskirche von Egon Eiermann (Berlin) und die Uni-Bibliothek von Herzog & de Meuron (Cottbus).

FB06.508 300 qm

Läufer / NN

Projekt NEU, 1-semesterig, Gruppengröße: max. 15 Studierende Fachliche Schwerpunkte: neu: A1.4, 1.5, 2.5, BP1.3, 2.4, alt: A1.4, 1.6, 2.5, BP1.3, 2.4

300qm ist die Grundstücksgröße, die zur Verwirklichung einer architektonischen Idee für ein privates Haus zur Verfügung steht. Entwurfsprinzipien und Entwurfstechniken sollen bevorzugt anhand von Modellen M 1:50, 3d CAD-Studien und durch die Entwicklung konzeptioneller Details getestet werden. Ziel ist es, den architektonischen Charakter der Entwürfe über Themen wie Funktion, Form, Geometrie, Raum, Technik, Licht, Material und Oberfläche präzise zu definieren. Vorgegeben sind städtebauliche Regeln, welche verschiedenen Wohnformen wie z.B. Patio-Wohnen zulassen. Die Entwürfe dienen somit auch zum Testen dieser städtebaulichen Regeln. Die Betreuung erfolgt zum großen Teil am Arbeitsplatz der Teilnehmer. Hierzu ist das Arbeiten in Uni-Räumen an min. 2 Projekttagen pro Woche erforderlich. Für Teilnehmer mit wenig Entwurfserfahrung ist die Teilnahme am Kompaktseminar und Kurzexkursion: "idee-ideal" verpflichtend.

FB06.510 Das unbestimmte Haus

Sieler / NN

Projekt NEU, 1-semesterig, Gruppengröße: max. 15 Studierende Das Projekt richtet sich an max. 15 Teilnehmer mit Entwurfserfahrung im Wohnungsbau Fachliche Schwerpunkte: A1.1, 1.4, 1.5, 4.1, 5.1, BP1.1, 1.3, 2.2, 2.4

Wohnwünsche stellen sich tendenziell immer individueller und ausdifferenzierter dar. Immer wieder zeigt sich, dass Bevölkerungsprognosen keine zuverlässige Aussage bieten können. Wie viele Menschen wohnen wo? Wie wohnen Leute und wie möchten sie einmal wohnen? Für diese undefinierbare Zukunft ist ein Wohngebäude mit nachhaltigen Potentialen zu entwerfen. Die traditionelle Abfolge von Räumen für Schlafen, Wohnen und Essen ist in Frage zu stellen – neue Qualitäten sind zu definieren. Der Entwurf wird auf zwei Schwerpunkten aufgebaut: Um das Individuelle, das Vielfältige und das Persönliche im Entwurf zu thematisieren, werden Beobachtungen individueller persönlicher Räume unterschiedlicher Lebensstilgruppen zu Grunde gelegt. Daraus werden fiktive Szenarien entwickelt, die als Parameter für den Entwurf eines Wohngebäudes dienen. Um das Konventionelle, das Veraltete oder das immer noch „Gute“ kritisch zu betrachten und als Erkenntnis in den Entwurf einfließen zu lassen, werden bestehende Gebäude im Bezug auf Wohnen und Leben genau untersucht und bewertet.

Traum vom Eigenheim mit geringem Budget

Variodomo ist bundesweit einer der führenden Anbieter von Selbstbau- und Ausbauhäusern in Massivbauweise

Von unserer Mitarbeiterin
Sigrid Schauer

BREMEN. Klein-Machnow in Ost-Berlin, kurz nach der Wende. Das Baufieber grassiert. Am Werk sind nicht etwa Profis, sondern Laien mit einer ausgeprägten Affinität zur Marke Eigenheim. Nach dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe wurden für mehrere Dutzend Familien Reihenhäuser hoch gezogen.

Unter Aufsicht eines Obmanns helfen sich jeweils fünf Bauherren, die individuellen Vorstellungen beim Bau ihres Eigenheims zu verwirklichen. Die investierte Zeit und Muskelkraft wird akribisch fest gehalten. Peu à peu wird der Baufortschritt voran getrieben, die notwendigen Materialien werden dementsprechend just in time geliefert. „Das war damals eine tolle Gemeinschaft. Es sind viele Straßenfreundschaften entstanden“, erinnert sich Hans-Dieter Crome, Hauptgesellschafter von Variodomo.

Der Architekt kann sich noch gut daran erinnern, wie er vor fast vierzig Jahren selbst das erste Einfamilienhaus nach dem Variodomo-Selbstbau-Prinzip plante und errichtete. „Ich habe mir gedacht, wenn ich das schaffe, können andere das auch. Denn die Baupläne, in denen quasi jeder Porenbeton-Stein eingezeichnet war, funktionierten fast wie ein Lego-System“, berichtet Crome, der 1968 die Firma Variodomo mit seinem Vater, dem Diplom-Ingenieur Carl-Hans Crome gründete. „Übrigens, dieses Pilotmodell noch heute“, fügt er nicht ohne Stolz hinzu.

Rund 30 Prozent der Kosten für die eigenen vier Wände können Hauseigentümer sparen, wenn sie kräftig mit anpacken. Nicht von ungefähr machte zu Beginn der 70er Jahre die griffige Formel von der „Muskelhypothek“ die Kreditinstitute verhasst, die Ründe. Die eigene Arbeitsleistung wurde bei der Finanzierung wie vorhandenes Eigenkapital angerechnet.

Vor Ort gestellt wird ein Bauleiter, der die fachmännische Oberaufsicht führt und den Laien betreut. Fachspezifische Arbeiten wie

lung des Dachstuhls sowie der Einbau der Treppen übernimmt dagegen komplett Variodomo mit fünfjähriger Gewährleistung.

Die Variodomo-Diplom-Ingenieur Crome GmbH & Co. KG, so der vollständige Firmenname, war bundesweit der erste und später der führende Anbieter von Selbstbau- und Ausbauhäusern in Massivbauweise. Darüber hinaus ist die Variodomo-Gruppe bundesweit einziger Anbieter von Komplett-Bausätzen. In ihrer fast vierzigjährigen Firmengeschichte sind inzwischen über 16.000 Häuser entstanden. Das entspricht einer durchschnittlichen Bauleistung von knapp zwei Eigenheimen pro Werktag oder einer mittleren deutschen Stadt mit circa 50.000 Einwohnern, wie etwa Cuxhaven oder Weimar.

Auch die Baubranchen musste in den letzten Jahren dem rasanten gesellschaftlichen



wirtschaftlichen Wandel Rechnung tragen. „Der bauwillige Laien-Bauherr ist heute eher die Ausnahme als die Regel. Die Quote der Laien-Bauherren liegt heute noch bei etwa 20 Prozent. Der verheiratete Familieneinkauf überlegt sich bei den derzeitigen wirtschaftlichen Bedingungen eben zwei Mal, ob er für sich und seine Familie ein Einfamilienhaus baut“, gibt Crome zu bedenken. Er leitet als Hauptgesellschafter gemeinsam mit den Kommanditisten, seinem Sohn Jens und Carlo Hampel, die Firma, die außer rund vierzig freiberuflich als Bauleiter tätigen Bau-Ingenieuren fünfzehn fest angestellte Mitarbeiter beschäftigt.

Der anfangliche Bauboom in den neuen Bundesländern geriet spätestens dann ins Stocken, als sich deutlich abzeichnete, dass die Vision von „den blühenden Landschaft-

ten“ immer länger auf sich warten ließ. Die hohe Arbeitslosenquote forderte Tribut. Erschwerend hinzu kommt nun das von der Europäischen Union erlassene, starre Basel II-Korsett, das die Vergabe von Krediten deutlich erschwert.

„Heute können Sie in den neuen Bundesländern fertig gebaute Einfamilienhäuser unter dem Neubau-Preis erwerben“, analysiert Hans-Dieter Crome den Markt. Folge: Variodomo schloss einige der bald nach der Wende gegründeten Niederlassungen in den neuen Ländern. Bedingt durch die wieder steigenden Baukosten und den Wegfall der Eigenheimzulage könnte der Trend zum Selbstbau allerdings wieder zunehmen, glaubt Crome.

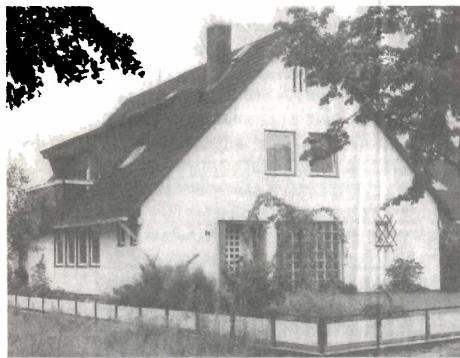
Inzwischen hat die Variodomo-Firmengruppe in einem weiteren Geschäftsfeld ex-

pandiert. Im Januar 2005 wurde die von Variodomo vor 20 Jahren übernommene Gesellschaft B + V Aufstellhaus in die ground & more Immobilien GmbH umfirmiert, die sich als Vertriebsgesellschaft der Erschließung, Bereitstellung und Bebauung von Grundstücken widmet. Als bundesweit tätiger Bauträger agiert ebenfalls die Variodomo-Tochter Hansehaus Contor GmbH & Co. KG, die bis 2002 als Vario-Selbstbau-Programm GmbH & Co. KG firmierte.

Neuestes Projekt der Hansehaus Contor ist das Stadthaus-Projekt am Werdesee. Unter dem Motto „Urbanes Wohnen am Wasser“ entstanden seit Frühjahr 2006 in Huckelriede 17 Putzdachhäuser mit in zarten Gelbtönen gehaltenen, klassisch anmutender Fassade. Die bundesweite Angebots-Palette in mehr als 20 Typen reicht von schlüsselfertigen Reihbau- und Doppelhäusern bis zu attraktiven Villen. Besonderes Augenmerk wird bei der Konstruktion der Zweifamilienhäuser auf alten- und behindertengerechtes Bauen gelegt. „Die Friesenhäuser und die Villen im mediterranen Stil sind zurzeit besonders gefragt“, unterstreicht der studierte Diplom-Wirtschaftsingenieur Jens Crome.

Als besonderen Clou hebt Hans-Dieter Crome, zusätzlich zu den individuell realisierbaren Innenauswünschen, die Beheizung der Stadthäuser am Werdesee mit Erdwärme hervor. Angesichts explodierender Energiekosten wolle sich „dieses umweltfreundliche Heizungs-system auch schonend auf das Portemonnaie aus“, so der Hauptgesellschafter. Bei dem Erdwärme-Konzept wird die im Erdinneren gespeicherte Wärme genutzt. Mit Hilfe des geothermischen Systems werden im Winter die Häuser beheizt. Im Sommer sorgt ein kaltes Wasser-Sole-Gemisch für angenehme Kühlung. „Bei der Erdwärme-Anlage fallen keinerlei Emissionen an. Die Heizkosten belaufen sich pro Jahr für ein Familienhaus auf nur etwa 400 Euro. Gas- und Ölkosten liegen dagegen bei etwa 1200 Euro“, so Crome.

Als weiteres umweltfreundliches Extra ermöglicht die Hansehaus Contor die Installation von Solaranlagen auf dem Dach. „In dieser Größenordnung sind wir die einzigen in Bremen, die Häuser mit dem Erdwärme-System anbieten“, resümiert Crome.



Das erste Einfamilienhaus, das nach dem Variodomo-Selbstbau-Prinzip entstand. FOTO(S): FR



Ein weiteres Beispiel der Produkt-Palette.

Bremen ist Spitze bei der Eigentumsquote

Empirica-Studie im Auftrag der Landesbausparkasse stellt künftige „Erwerbertypen“ vor

Von unserem Mitarbeiter
Michél Pauly

BREMEN. Nach einer gestern vorgestellten empirica-Studie im Auftrag der Landesbausparkasse (LBS) leben, gemessen an der Einwohnerzahl, in keiner anderen deutschen Stadt so viele Menschen in den eigenen vier Wänden, wie in Bremen. Die Flucht ins Bremer Umland konnte gebremst und zum Teil sogar umgekehrt werden.

„Altersvorsorge, in der ich wohnen kann“, so bewertete Marie-Therese Krings-Heckemeier vom Forschungsinstitut empirica das heutige Wohneigentum. Auch Manfred Meister, Vorstandsvorsitzender der LBS Bremen, vertritt die Ansicht, mittelfreies Wohnen im Alter werde „als wesentlicher Bestandteil der Altersvorsorge weiter an Bedeutung gewinnen.“

Gerade im Land Bremen herrscht der Studie zufolge unter den Wohnungskäufern der Typ des „Altersvorsorgers“ vor. Er setzt vor allem darauf, bei eingeschränkter Mobilität im Alter seine Immobilie weiter nutzen zu können. Gleichzeitig nimmt der entgegen gesetzte Trend zu, denn immer häufiger wurden Immobilien der Lebensphase angepasst und am Ende eines Lebensabschnitts auch wieder veräußert, erklärte empirica-Vertreterin Krings-Heckemeier.

Zwar stieg die Zahl der Haushalte in Bremen in den vergangenen Jahren an, viel gebaut wurde aber dennoch nicht. Mit nur etwa einem Neubau je 1000 Einwohner liegt die Hansestadt weit unter dem Bundesdurchschnitt. Lediglich Ein- und Zweifamilienhäuser werden stärker nachgefragt und

auch vermehrt gebaut. In diesem Bereich existiert laut Studie in naher Zukunft ein weiterer Bedarf von fast 4000 Wohneinheiten pro Jahr.

Nach Ansicht von Bausenator Jens Eckhoff (CDU) ist Bremen gelungen, die Abwanderung aus der Stadt ins Umland zu stoppen. Die Stadt Bremen hat seit 2000 wieder mehr Zuzüge als Abwanderungen zu verzeichnen. Ausschlaggebend dafür sei gewesen, dass den Bauherrn gestalterisch vielfach freie Hand gelassen wurde. Georg Sahnert, Architekt aus Stuttgart, führte aus, Rückwanderungen vom Land in die Städte spielten künftig schon aus ökologischen und finanziellen Gründen angesichts steigender Benzinspreise eine bedeutende Rolle.

Senator Eckhoff deutete, dass der geplante Wohnungsbau in der Osterholzer Feldmark auf juristischen und politischen Widerstand stößt. Auf die Frage, wer in 30 Jahren bei der demographischen Entwicklung und einem immer größer werdenden Angebot noch große Ein- und Zweifamilienhäuser kaufen würde, sagte Eckhoff, dass niemand etwas über einen so langen Zeitraum glaubhaft versprechen könne. Er wies jedoch darauf hin, dass Immobilienbesitzer unabhängig von Mietbelastungen seien und schon dadurch ein Vorteil entstünde.

Keine Illusionen machen sich das Land und die Bausparkassen in Bezug auf die Zukunft der Eigenheimzulage. „Der Markt wird es aber richten“, gab sich Krings-Heckemeier vom Forschungsinstitut empirica jedoch optimistisch. Kostengünstige Bauvarianten würden den Verlust kompensieren.



Nach wie vor gelten Altbremser Häuser als die wertvollsten, aber auch teuersten Immobilienanlagen für Käufer, die sich für privates Wohneigentum interessieren. FOTO: LBS

Auf die elegante Art HNA 20.11.04

Spindeltreppen eignen sich ideal für Wohnbereiche, die offen gestaltet werden

Zu den maßgeblichen Anforderungen an moderne Treppenanlagen zählt in erster Linie das Design. Jede Treppe muss sich nicht nur der vorgegebenen Architektur anpassen, sondern sollte auch mit der individuellen Einrichtung harmonisieren.

Spindeltreppen werden wegen ihrer ausdrucksstarken Formgebung gerne in Wohnbereiche integriert und kommen moderner Bauweise entgegen. Das Grundmaterial ist Massivholz. Variantenreichtum entsteht durch harmonische Farbkombinationen und einem Mix aus verschiedenen Holzarten oder anderen Materialien wie Stahl und Glas.



Harmonisch kombiniert: Bei dieser Treppe wurden die Holzsorten Ahorn und Nussbaum verbunden. FOTO TREPPENMEISTER

Das statische System ist bei diesen Treppen ebenso ungewöhnlich wie ihre Gestaltung. Das bedeutet, der bauaufsichtliche Standsicherheitsnachweis, die sogenannte Zulassung sowie die statische Berechnung muss jeder Hersteller beziehungsweise Lieferant grundsätzlich dem Käufer vorlegen und aushändigen.

Jede Spindeltreppe wirkt besonders großzügig und repräsentativ, wenn der Luftraum darüber möglichst hoch ist. Im Idealfall führt sie zur Galerie, zum offen ausgebauten Dachgeschoss oder bei Wintergärten zur nächsten offenen gehaltenen Wohnebene. (WVP)

Disposition des Readers vom Seminar 2006

(2007 - Red. Bellin-Harder, F. und Hülbusch, K-H.)

Nachträglicher Brief

Vorbereitende und einführende Gedanken

zuerst: der Wollingster Wetterbericht
Der Hausgrundriss (in Versionen)
Eine Seminar-Triologie
Seminarvorbereitung
Fahrplan □ letzter Stand
Das Katzenhaus ('Stehgreif-Entwürfe')

Ähnlichkeiten nach Augenschein

Erste Sortierung der Grundrisse
Vom Bild zur Abbildung
Das Bremer Reihenhaus

Wie wenn das ginge: 'Bauen für das Existenzminimum'

Mecklenburger Katen
Ein preisgekrönter Entwurf
Das Minimalhaus
Begleitbrief

Aus der Propaganda-Abteilung

Aus der Werbung
Die Villa Kunterbunt
Universitäre Propaganda

Die Abbildung und Auslegung der Typen

Die Übersichtstabelle

Reihenhauszugang

Annäherung

Tabelle

Leben im Reihenhaus oder Bungalow. Was bedeutet das für die Möglichkeiten einer Familie?

Konditionen des Reihenhauszugangs

Der Idealtypus des gereihten Gebäudes mit Degenerationen

Zweihüftige Einfamiliengebäude

Beschreibung (Tabelle)

Die zweihüftigen Dielenhäuser und Gebäude

Noch eine Reihe

Abgeschlossenes Einfamiliengebäude □ wachsende Haus

Zweihüftige Einfamiliengebäude mit seitlichem Eingang

Beschreibung (Tabelle)

Das Hallenrecht

Geschosshäuser

Beschreibung (Tabelle)

Interpretation

Die Flora des Grundrisses (nachgetragene Merkmale)

Orte und Wege im Haus □ Sich aus dem Weg gehen können (Fragment)

Beispiele

Gartenhofhäuser in Neubrandenburg

Beispiele in ungeordneter Folge

Süßer Wohnen am See

Literaturverzeichnis (siehe auch Gesamtliteraturverzeichnis in Notizbuch 80)

- Adorno 1967/1996: Funktionalismus heute. in: ders.: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt/ M. S. 104-127
- AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Von 'Gemeinen Hufen'. NB 64 d. Ks. Schule, Kassel
- Ahrendt, H. 1958/2010: Vita Activa. Oder vom tätigen Leben. München
- Alain 1926/85: Die Mannesregel. in: ders.: Spielregeln der Kunst. Frankfurt/M. S. 175-177
- Alain 1994: Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt/M. und Leipzig
- Alain 1991: 81 Kapitel über den menschlichen Geist und die Leidenschaften. Hamburg
- Alain 1982: Die Pflicht glücklich zu sein. Frankfurt/M.
- Alain 1924/1994: Notwendigkeit und Freiheit. in: ders.: Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt /M. S. 86-88
- Albrecht, G. et al. (Hg) 1930: Handwörterbuch des Wohnungswesens. Stichwort: Grundrißgestaltung für Wohnung und Haus, Jena S. 319f
- Athmann, Alwin 1980/81: „Zurück zur Straße“ Ist verkehrsberuhigt so viel gewonnen? Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung Heft 16, Kassel
- Bärenweiler, Rainer, Cordts, Hans-Jürgen 1992: Vom Einfamilienhaus zum Einfamiliengebäude. Von „Kaffeemühlen“ und was es sonst noch gibt ... Dip.arbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. vervf. Mskr., Kassel
- Bäuerle, Heidbert, Theiling, Christoph 1996: Plätze in Bremen. Platz haben und Platz lassen. in NB 44 d. Ks Schule, Kassel S. 1-134
- Beekmann, H. et al. 2001: Planen in unmöglichen Vorgaben. Der Garten zum Einfamiliengebäude. Nachlese des 14. PlanerInnenseminars der AG Freiraum und Vegetation. vervf. Mskr. Kassel
- Beekmann, H. et al. 2003: Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Gründerzeitliche Siedlungserweiterungen in Dorf und Stadt. in NB 64 d. Ks Schule, Kassel S. 40-121
- Beekmann, H. et al. 2004: Planen in unmöglichen Vorgaben. Der Garten zum Einfamiliengebäude. PlanerInnenseminar Wollingst 2001. in NB 58 d. Ks Schule, Kassel S. 149-222
- Bellin, Florian 2004: Zonierung, Haus und Hof. Eine Debatte um Orientierung und Organisation von Grundstücken. in NB 58 d. Ks Schule, Kassel S. 176-184
- Bellin, F., Hülbusch, K.H. (Red.) 2006: Unter Verschluss. Der 'modische' Bebauungsplan. Nachlese des 15. PlanerInnenseminars vom 17.02. bis 06.03.2004 im Naturfreundehaus in Wollingst. NB 66 d. Ks. Schule, Kassel
- Bellin, Florian 2006: Knappheit und Fülle. in NB 60 d. Ks Schul, S. 4-16
- Bennhold-Thomson, Veronika, Mies, Maria, Werlhof, Claudia v. 1992: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Zürich
- Benjamin, Walter 1928/1996: Einbahnstraße. in: Opitz, M. (Hg.) 1996: Walter Benjamin. Ein Lesebuch. Frankfurt, S. 75-138
- Bettelheim, Bruno 1971: Liebe allein genügt nicht. Stuttgart, 2te Auflage
- Bergfleth, Gerd 1975/1985: Theorie der Verschwendung, München
- Biegler, Hans-Jürgen 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Kriterien und Regeln bei der Addition von Mietwohnungen. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung SB 01 , NF 03. Kassel
- Blaß, Anne; Gehlken, Bernd; Hülbusch, K.H.; Sauerwein, B. (Red.) 2012: Beschwerliche Reisen zu Abgründen des Weinbaus an der Mosel, der Haldenbegrünung nach der Braunkohle und der ökologischen Spekulation. NB 82 d. Ks Schule, Kassel

- Bloch, Ernst 1935/1962: Übergang: Berlin, Funktionen im Hohlraum. in ders.: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/M. S. 212-227
- Boldte, Karsten 1975/76: Die Freiraumqualität von Straßen. Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel. WS 75/76, vervf. Mskr. Kassel
- Böckmann, W. 1884, Baukunde des Architekten. Zweiter Band. Gebäudekunde. Berlin.
- Böse, Helmut 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel Heft 22, Kassel
- Böse-Vetter, Helmut 1993: "Man wohnt und wohnt und merkt es nicht." Vorwort zu: Cooperative Landschaft (Hrsg.): Über Vorgärten. Kontexte zur Freiraumplanung. Wien S. I-VIII
- Böse-Vetter, Helmut 2004: Kleine Zaunkunde. in NB 58 d. Ks. Schule, Kassel S. 190-200
- Böse-Vetter, Helmut 2006. Maßstäbe, Maße und Gewichte. in NB 66 d. Ks Schule, Kassel S.121-128
- Boudon, Philippe 1973: Die Siedlung Pessac – 40 Jahre Wohnen à Le Corbusier. Sozio-architektonische Studie. Bauwelt Fundamente 28, Gütersloh
- Bourdieu, Pierre 1974/1989/1991: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/Main
- Brookhuis, Norin et al. 1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. in NB 24 d. Ks. Schule, Kassel S. 1-63
- Brunst, Kristina, Brunst, Birgit 1997: Altstadtsanierung Hofgeismar – Eine Straßentypologie: Vom Gebrauch ... Diplomarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr.
- Camus, A. 1994: Der erste Mensch. Frankfurt/M.
- Chatwin, Bruce 1990: Traumpfade. München, Wien
- Cross, Amanda 1990/1992: Verschwörung der Frauen. Frankfurt a.M.
- Cordts, Hans-Jürgen 1995: Vom Reihen-Haus zum gereihten (Geschoss-) Haus. Dipl.arbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr., Kassel
- Culot, M. 1977: Kopieren ist Erfinden. Von der Unmoral der weißen Kalkschminke. in Bauwelt Heft 22, S. 374f. Berlin
- Duden, Band 7, Etymologie 1989, Mannheim
- Duras, M. 1988: Das tägliche Leben. Frankfurt/M.
- Feyl, R. 2011: Lichter setzen über grellem Grund. Köln
- Gehlen, A. 1957: Die Seele im technischen Zeitalter
- Ginzburg, C. 1983/1995: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Wagenbach Berlin 1995
- Goldt, Max 1991: Die Radiotrinkerin. Zürich. (*Zitat auf S. 39*)
- Gombrich, E.H. 1995/2009: Schatten. Berlin
- Gronemeyer, M. 1977: Denn sie wissen nicht, was sie wollen. in: Bahr und Gronemeyer: Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim, Basel
- Gronemeyer, M. 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reinbek bei Hamburg
- Grundler, Hubert, Lührs, Helmut 1983: Straßenbegleitgrün in der Krise. in NB 27 d. Ks. Schule, Kassel S. 1-99
- Habermas, Jürgen 1962/1975/1976: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/Main
- Hard, G. 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. In: Backé,B. /Seger,M. (Hg.): Festschrift E.Lichtenberg. Klagenfurt Geographische Schriften 6, Klagenfurt.

- Hard, G. 1983: Gärtnergrün und Bodenrente. In: Hard, G. 1990: Hard-Ware und andere Texte. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 18. Kassel.
- Harenburg, Bernd, Wannags, Ingeborg 1991: Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. in NB 23 der Kassler Schule, Kassel S. 6-123
- Häusermann, H., Siebel, W. 1996: Soziologie des Wohnens. Weinheim und München.
- Hegemann, W. 1930/88: Das steinerne Berlin. Braunschweig
- Heinemann, G. u. Pommerening, C. 1979/94: Struktur und Nutzung dysfunktionale Freiräume. NB 12 d. Ks. Schule, Kassel
- Helbig, Regina 1999: Hof und Haus. in NB 54 d. Ks. Schule, Kassel S. 87-96
- Helbig, Regina 2003: Der Garten zum, am oder ohne Haus. in NB 64 der Ks. Schule, Kassel S. 122-152
- Hose, Georg 1983/91: Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile und Nachteile. Heft 07 der Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur der Gesamthochschule Kassel, Nachdruck 1991 von der AG Freiraum & Vegetation
- Hülbusch, I.M. und K.H. (1973/74) 1990: Freiraum an Schulen. in NB 19 d. Ks. Schule, Kassel S. 105-176
- Hülbusch, I.M., Hülbusch, K.H. (1983) 1989: Reihenhäuser und Freiraum. Das Bremer Reihenhäuser-Quartier. in NB 10 d. Ks. Schule, Kassel S. 102-105; (zuerst in Deutsche Bauzeitung Heft 2 1983 S. 20ff., Stuttgart)
- Hülbusch, I.M 1978/1981: Innenhäuser und Außenhäuser. Umbauten und sozialer Raum. Dipl.-arbeit an der OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Kassel
- Hülbusch, K. 1996: Die Kindermalerei auf der Straße. in NB 39 d. Ks. Schule, Kassel S. 100-196
- Hülbusch, K.H. et al. 1972-73/1994: Gutachten zur Freiraumplanung für die Universität Bremen. in NB 33 d. Ks. Schule, Kassel S. 1-147
- Hülbusch, K.H. 1976/1994: Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. Vorbereitungstext zum Kompaktseminar 'Ein Stück Landschaft: z.B. Riede' (Riede-Papier, 1976). In: Cooperative Landschaft (Hrsg.): Schriften der Landschaft. Beiträge zur Vegetations- und Bodenkunde. Wien 1994: 107-119
- Hülbusch, K.H. 1991: Morphologie und Organisation. in NB 23 d. Ks. Schule. Kassel S. I-VIII
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996/2002: Die Straße als Freiraum. in NB 59 d. Ks. Schule, Kassel S. 91-99
- Hülbusch, K.H. 1996/2002: Die Straße als Landschaft. in NB 59 d. Ks. Schule. Kassel S. 172-177
- Hülbusch, K.H. 2006: Straße und Gasse. in NB 66 d. Ks. Schule, Kassel S. 140f.
- Hülbusch, K.H. 2009: Die Kunst des Gärtner(n)s. in: Symposium der AG Freiraum & Vegetation 2009 in Tettenborn. vervf. Mskr. S. 16-30 (Veröffentl. in Vorbereitung)
- Jacobs, J. 1993: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente Nr. 4, Braunschweig, Wiesbaden, 3. Aufl. (1. Aufl. 1963)
- Komarek, A. 2001/03: Himmel, Polt und Hölle. Zürich
- Linne, Kerstin 1995: Giebel, Gärten, Goethe – Klassizistische Bürgerhäuser in Weimar. Dipl.-arbeit am Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr., Kassel
- Loos, Adolf 1898/2009: Die alte und die neue Richtung der Baukunst. in: ders.: Warum Architektur keine Kunst ist. Wien S. 24-33
- Loos, Adolf 1910/2009: Architektur. in: ders.: Warum Architektur keine Kunst ist. Wien S.58-79

- Lorberg, Frank 1998: Randbemerkungen. Dipl.arbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung an der Universität Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr.
- Lucks, Theresa 1989/93: Die „kreative Zerstörung“ der Straße – zum Beispiel Bremen. NB 27 d. Ks. Schule, Kassel S. 100-183
- Lührs, Helmut, Troll, Hartmut, Voigtländer, Heidegrunde 2000: Katen auf dem Hof und Katen ohne Hof. Freiraum- und landschaftsplanerische Untersuchung zur Geschichte des ländlichen Siedlungsbaus am Beispiel von Haus- und Hofformen des 'mitteldeutschen Ernhouses' und der 'Norddeutschen Kate' in Mecklenburg-Vorpommern. Neubrandenburger landeskundige Skizzen 3, hrsg. von der LPG Neubrandenburg, Neubrandenburg
- Kevin Lynch (1960/75): Das Bild der Stadt. Bauwelt Fundamente 16. Braunschweig, Wiesbaden
- Marx, Karl 1867: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 1. Hamburg
- Migge, L. 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena; Reprint d. Arbeitsgemeinschaft Freiraum & Vegetation, Kassel o.J.
- Moes, G. 2004. Vom Weg zur Terrasse. in NB 58 d. Ks. Schule, Kassel S. 185-187
- Monard, Marcel 1979: Gebrauchswerte der Wohnung. Ansprüche des Wohnens in der Siedlung an das Wohnumfeld. Schriftenreihe zur Architektur, Stadtplanung und Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel, Kassel
- Musil, R. 1957/78: Der Mann ohne Eigenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- Nagl, Angelika 1991: □Wie es Euch gefällt□ – auf der Spur vom Haus zum Gebäude. Dipl.-Arb. im Studiengang Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Mskr.-Druck, Kassel
- Nagl, Sylvio 2003: Das Haus und seine Grenzen. Ein Beitrag zur Kenntnis der Einfriedung sozial gesicherter Territorien, dargestellt an Beispielen von Hausgrundstücken in Neubrandenburg. in LPG Neubrandenburg (Hrsg.): Das Haus und seine Grenzen. Neubrandenburger landeskundliche Skizzen 4, Neubrandenburg S. 7-119
- Neef, Ernst 1949: Landesplanung und geographische Forschung. in Berichte zur deutschen Landeskunde 7 (2), Stuttgart 1950 S. 310-332
- Neusüß, Ch. 1983: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: was meine Mutter zu Marx sagt. in Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 9/10, Köln S. 181-206
- O'Brian, Mary 1981/1997: Die Dialektik der Reproduktion. in Dölling, I., Kraus, B. (Hg.) 1997: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis Gender Studies. Frankfurt/M.
- Pennac, Daniel 2004: Wie ein Roman. Köln
- Panofsky, E. 1957/1994: zur Verteidigung des Elfenbeinturms. in Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur Nr. 41, Zürich S. 147-155
- Pröpfer, Regina 1995: Ein Stück Ruhrgebiet. Typisierung von Arbeitersiedlungen. Dipl.arb. am Fachbereich Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, vervf. Mskr. Kassel
- Riesmann, David 1956: Die einsame Masse. Darmstadt, Berlin-Frohmann u. Neuwied
- Rutschky, Katharina 1994/2011: Die Geheimnisse des Wäscheschranks. in dies.: Im Gegenteil. Berlin S. 74-77
- Scharla, Lutz 2003: „Das ist ja die Höhe – Höhen, Tiefen und das Licht im Hausbau“ Überlegungen zur Hauskunde. in NB 64 d. Ks. Schule, Kassel S. 4-22
- Scharla, Lutz 2004: Das Bremer Reihnhaus: in Holz. – Überlegungen zur Hauskunde – in NB 58 d. Ks. Schule, Kassel S. 76-121
- Scharla, L. 2006: Wie gerechnet wird und warum. in NB 66 d. Ks. Schule, Kassel S. 128-140
- Selle, G. 1993: Die eigenen vier Wände. Campus-Verlag, Frankfurt am Main

- Steinhäuser, Urta 1990: Planen für die Wechselfälle des Lebens. NB 16 d. Ks. Schule, Kassel
- Taut, Bruno 1924. Die neue Wohnung. Leipzig
- Terlinden, U. 2002: Das Private – Überlegungen zum privaten Wohnen, in: Peter Döllmann / Robert Temel (Hrsg.): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich. Campus. Frankfurt/New York 2002, S. 109–119
- Terlinden, U. 2002: Räumliche Definitionsmacht und weibliche Überschreitungen. Öffentlichkeit, Privatheit und Geschlechterdifferenzierung im städtischen Raum, in: Martina Löw (Hg.): Differenzierungen des Städtischen. Opladen 2002
- Terlinden, U. 2002: City and Gender – ein Projektstudium, in: Aylâ Neusel / Margot Poppenhusen (Hg.): Universität Neu Denken. Schriften der Internationalen Frauenuniversität – Technik und Kultur, Band 8. Opladen 2002
- Theiling, Christoph 1996: Reihenhuisstadt – Von Handwerkerhäusern, Architektengebäude und Zeilen in Bremen. in NB 44 d. Ks. Schule, Kassel S. 135-200
- Troll, Helmut 2005: Die Kommunalität des Freiraums. Über den Traum schöner Öffentlichkeit idealer Siedlungsentwürfe. Dissertation an der Universität Kassel, Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung. Neubrandenburger landeskundliche Skizzen F. 7, Neubrandenburg
- Turner, J.F.C. 1976/78: Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg
- Ulrich, Otto 1979/88: Technik und Herrschaft. Frankfurt/M.
- Veblen, Thorstein 1899/1986: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt/M.
- Walzer, Michael 1987/1993: Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt/M.
- Weber, M. 1919/95: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart
- Wehrli, K. 2002/04: Kunst aufräumen. Königstein/Taunus
- Werlhof, Claudia v. 1983/92: Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus. in Benhold-Thomson, Veronika, Mies, Maria, Werlhof, Claudia v. 1992: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrausierung der Arbeit. Zürich, S. 140-163
- Wolfe, Tom 1981/1993: Mit dem Bauhaus leben. »From Bauhaus to our House«. München
- Woolf, Virginia 1928/1945: A Room of One's Own. London
- Zimmermann, J. 1977: Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Abschlussbericht des Forschungsvorhabens II 5 - 800174- 117. IfR Forschungsbericht. Karlsruhe. Mskr.-Druck



Karl Heinrich Hülbusch

Ein später Kommentar

auf die Einlassungen von Herrn Rumpf zu 'Innenhaus und Außenhaus' von Inge Meta Hülbusch in der Bauwelt 75 (45). S.1923 von 1979. Berlin.

Es ist erstaunlich wie viele Unterstellungen und Vorurteile auf zwei Schreibmaschinenseiten unterzubringen sind.

„Könnte man das Buch und seine Autorin getrost unter der Rubrik 'gut gemeint' abstellen“.

Nun, wir stellen Herrn Rumpf nicht ab. Das, wenn schon, geht ihn selber an. Jedenfalls gab's bei Stadtplanerinnen, Architektinnen, Stadtsoziologinnen für einige Jahre ein heftiges Rennen zu diesem Thema bis es kleingeraspelt war. So ähnlich wurde das Thema 'Stadtvegetation' von Biotopisten, Ökologen und Naturschützern zwischen 1980 – 1985 so klein geraspelt, dass nur Sägemehl übrig blieb, weil die eifrige auftragsträchtige Verwertung bald erschöpft war. Die einen zählen wieder Fliegenbeine und beschwören das Klima, die anderen widmen den 'Top down-Strategien' ihre ganze Aufmerksamkeit. Der Gegenstand der Neugier, die Frage sind auftragstechnisch leer und abgenagt, mit Firlefanz zugeschüttet und 'abgestellt'. Gegenstand und Neugier bleiben und werden ganz in Ruhe weiter erforscht. Nicht im großen Buhei, der nach der Vorsicht der frühen 70iger – mit Ausläufern bis in die frühen 80iger-Jahre auch in der Bauwelt wieder grassiert: ephemerer klassizistischer Kitsch, täglich wechselnd. Dagegen gibt es viele Arbeiten bis hin zu Notizbuch 80 der Kasseler Schule (2013), in denen ganz solide Erweiterungen und Präzisierungen zu 'Innenhaus und Außenhaus', die – das sei neidlos zugestanden ArchitektInnen, StadtplanerInnen und GrünplanerInnen an der Backe vorbeigehen, vorgelegt werden.

„Die Verfasserin bezieht schon auf den ersten Seiten Stellung, d.h. sie lässt den Leser nicht im Unklaren, wo sie selbst steht und wessen Interessen es sind, die sie vertritt“ usw.

Halbwegs trifft das zu. Aber bei Architekten ist es sicher üblich die Kollaboration zu vertuschen und Gemeinwohl wie Stil (Baukunst) vorzutauschen, wo es doch beim Handwerk wie beim Wissen selbstverständlich ist – den Gegenstand und die Fragen, das Interesse vorzustellen, bevor man an die Ausführung geht. Das Kapitel

„Die Familie

Die Frau in Familie und Beruf

Die Familie als Stätte der Produktion und Reproduktion.“

verleitet Herr Rumpf vor lauter Angst und Empörung zu der Behauptung, dass die Autorin

„der berechtigten Anklage, die diese ‘Deppen der Nation’ in den letzten Jahren bis hin zum militanten Feminismus entwickelt haben“

vertrete. Dem Herrn ist es sichtlich unangenehm, wenn die schöne Welt der Entwerfer und Architekten durch die Abbildung der Lebenssituation gestört wird. So überliest Rumpf das Kapitel „4. Die Produktionsstätte der Familie“ Damit er Platz für sein nächstes Vorurteil findet:

„Im Alltag heißt ... in einer typischen Bergarbeitersiedlung (...) einzunisten.“

Im Kapitel 5.3. wird ausdrücklich resumiert, dass ‘diese Familie’, der Fall, in einer Zechensiedlung mehr als nur ein ärgerlicher Störenfried gewesen wäre. Nun war der Beispielsort, die Hegestraße, eine alte Ausfallstraße mit Bebauung von etwa 1850 – 1965, mit Läden und Kneipen -, also alles, nur keine ‘typische Bergarbeitersiedlung’, die nach Rumpf

„Roland Rainer liebte und rettete“.

Ebenfalls ein zensorischer Volltreffer. Denn dieser Roland heißt mit Familiennamen Günter. Jener andere Roland, mit Familiennamen Rainer, war weitgereister Architekturbilderbuchautor und Professor für Architektur und Entwerfen an der TU Wien. So‘ne Verwechslung kann im Eifer des Verreißen ja passieren, ne oder wie man im östlichen Ruhrgebiet zusammenfasst: woll. Dafür hat Rumpf dann ganz übersehen, dass die Architekten Kleihues, Ungers, Deilmann und Moldenshardt (s. Bauwelt 19/1978: 721) sich mit Vorschlägen zur Verwertung der Arbeitersiedlungen und Vertreibung der Bewohner auf den Architekturtagen 1978 dicke getan haben: alles wohlbestallte Professoren mit Büro, die ihre Interessen wohlweislich mit philanthropischen Sprüchen garniert verschweigen.

Wenn man nicht liest und trotzdem der Meinung ist, dass in so einer Arbeit nicht so viel zitiert werden soll - ‘trocken und seminarhaft’, dass die ‘Wohnung’ ja wohl wichtiger sei als der Haushalt und dessen Abbildung wie Beschreibung – Orte = Lebens- und Arbeitsorte – ist es nicht verwunderlich, wenn Rumpf keine

‘überraschend neue Erkenntnisse oder Zusammenhänge zutage zu fördern’

sieht. Das ist wohl das Problem. Und dann fehlt natürlich der Entwurf. ‘Über die allmähliche Verfertigung des Außenhauses’ durch die Leute, die im Haus leben, mag Herr Rumpf gar nicht erst nachdenken, weil dann – vorausgesetzt es gibt den Hof, das Außenhaus als Gelegenheit –, hätten die Entwerfer ja keine Legitimation mehr. Das Lob der Einleitung ist ziemlich fadenschei-

nig. Denn da steht zusammengefasst und konzentriert, aber auch generalisiert, was in den Kapiteln zum Beweis der These von 'Innenhaus und Außenhaus' literarisch und an Beispielen belegt, beobachtet und ausgelegt wird zu einer Erfahrung des Alltagslebens, die in manchen Bauten (ohne Architekten) berücksichtigt und weitergegeben wurden. Den böswilligen Unterstellungen a la Rumpf (der Berliner Stil) ist, weil man sich darüber ärgert, schwer beizukommen, bis man gelernt hat, den Text schlicht hier und da zu pinzieren.

Karl Heinrich Hülbusch

'Drei Haustypen'

verspricht Käthe Protze der LeserIn auf Seite 118ff ihrer Dissertation⁶:

„Hausen statt Wohnen – Von der Hartnäckigkeit gesellschaftlicher Wertvorstellungen in wechselnden Leitbildern – Vorschlag für einen Blickwechsel“,

die auf Wunsch der Autorin in Notizbuch 74 (2009) veröffentlicht wurde. Das ‚Haus-Halten‘ ist in vielen Beiträgen, die ebenfalls in den Notizbüchern (bzw. vorbereitenden Schriften) veröffentlicht sind (angefangen mit: Hülbusch, Inge Meta 1978/1981 – Innenhaus und Außenhaus), jedoch klarer erläutert, interpretiert und nach den Darlegungen in 'Innenhaus und Außenhaus' erweitert und präzisiert worden, so dass Maß für Maß die 'Erfahrung des Hauses' handhabbar und verständlich wurde:

Monard, M. 1978 – Gebrauchswerte der Wohnung

Biegler, N. 1979 – Alltagsgerechter Mietwohnungsbau

Böse, H. 1981 – Die Aneignung städtischer Freiräume

Hose, G. 1983 – Verschiedene Reihenhaustypen – ihre Vorteile und Nachteile

Harenburg, B. u. Wannags, I. 1991 – Von Haustür zu Haustür

Braun, U. u. Linne, K. 1991 – Die Typologie des Hauses für die Wechselfäll

Bärenweiler, R. u. Cords, H.J. 1992 – Vom Einfamilienhaus zum
Einfamiliengebäude

Theiling, Chr. 1996 – Reihenhausstadt: Von Handwerkerhäusern,
Architektengebäuden und Zeilen in Bremen

Beekmann, H., Gehlken, B. et al. 2003 – Von gemeinen Hufen, extravaganten
Blöcken und anderen Typen

Helbig, R. 2003 – Der Garten zum, am oder ohne Haus

Scharla, L. 2004 – Das Bremer Haus

⁶ Protze, Käthe 2009 – Hausen statt Wohnen. Notizbuch d. Kasseler Schule, Heft 74. Kassel.

Bellin, F. u. Hülbusch, K.H. (Red.) 2006 – Unter Verschluss – Der 'modische' Bebauungsplan

u.a., die vollständig in Notizbuch 80 aufgeführt sind.

Wenn der Titel, wie K. Tucholsky andeutet, den Wert eines 'Königreichs' enthält, muss dies auch für „Hausen statt Wohnen“ entsprechend gelten. Oje.....

„Das haben wir aus Amerika gelernt, nicht auf die Suppe, sondern auf den Topf zu gucken. ...

Die Überschrift macht den Kohl fett, der sonst so fad wäre, daß ihn niemand schlucken möchte“ (Tucholsky, K. 1914/1989: 121),

weil die LeserIn gemüßigt wird, in den Text die Ankündigung des Titels hinein-zulesen, statt auf einer Auslegung und Erklärung zu bestehen. Doch die Suche ist vergebens – so vergebens wie die Neugier auf den

„Vorschlag für einen Blickwechsel“,

mit dem ein Resumée angekündigt wird; oder wo die große Frage:

„Wieso verpufft die große Ambition, mit der mit jedem neuen Titel versucht wird 'Stadt' neu und vor allem auch gerechter zu gestalten?“ (S. 9),

also der 'Blickwechsel' beantwortet wird. Das bisschen 'gender mainstreaming'-Geplänkel mit 'black boxes' kann's doch nicht sein. Oder vorenthält uns die Autorin die Antwort auf diese großen Fragen gemäß dem 'Modell hegemonialer Männlichkeit' und 'Diversity in der Diversität' gemäß 'Diversity-Rad' (S. 175). Wie das immer so ist, sind auch hier 'gestellte Fragen' dem Verständnis nicht dienlich. Also folgen wir den Erläuterungen der Ankündigung (des Titels). Im ersten Satz lesen wir:

„Frauengerecht', 'Altengerecht', 'Generationengerecht', 'Migrantengerecht'.“ (S. 8)

Danach fährt K. Protze fort:

„Alle Jahre wieder wird eine neue Personengruppe entdeckt, die bislang ... , alle Jahre werden neue Anforderungen aufgestellt und 'Kriterien entwickelt, dem denen ... “

also der Blick gewechselt wird. Dann werden

'Bedürfnisse, ... die in neue Zusammenhänge eingekleidet, immer wiederkehren und als besonders wichtige Qualitäten von Städten herausgehoben werden', aufgeführt und die „Stadt der kurzen Wege ... und frauengerechte Stadtplanung ... Nutzungsmischung ... „ (S. 8).

u.a. angeboten bis die LeserIn verwundert nach nicht mal einer Seite bei 'Aldi, Lidl, Edeka, Rossmann oder Schlecker' erschöpft beim

„Inhaltlichen Überblick“

wieder zuversichtlich strandet; und gleich wieder strauchelt. Wenn da geschrieben ist, dass

„in den Vorgaben von Erschließungen, Parzellierung und Bebauung bereits viele Freiraumqualitäten festgelegt werden“

stimmt die LeserIn arglos zu. Das gilt noch für den nächsten Satz:

„Wenn Freiräume im Sinne von Handlungsspielräumen für die Bewohnerinnen und Bewohner unterstützt werden sollen, ist eine Einmischung in die Siedlungsorganisation daher notwendig – und im Rahmen der Freiraumplanung an vielen Beispielen systematisch eingeführt und vertieft worden“ (immer noch S. 9).

Die wohlherwogene Zustimmungsfähigkeit kaschiert die Verkehrung der Einsichten, auf die Bezug genommen wird. Die Behauptung zu den ‘Vorgaben’ stimmt generell und prinzipiell nicht, weil die Bebauung der Ausgang für Parzellierung und Grundriss ist und im Original

die *Einmischung in die Architektur* und nicht in den Städtebau gefordert wird.

Es ist in den Originalschriften auch nicht von der ‘Unterstützung der Bewohnerinnen und Bewohner’ die Rede sondern vom ‘Freiraum’, der gerechterweise ohne Ansehen der Person zugestanden werden müsse. Und die systematischen Darstellungen dieses zugestandenen Rechts bestehen nicht aus ‘einer Einmischung in die Siedlungsorganisation’, wie Käthe Protze unterstellt, sondern dienen dem Verständnis und Unterscheidung der vom ‘Wohngebäude’ (i.w.S.) ausgehenden Siedlungsorganisation und darin notwendig enthaltener oder fehlender Freiräume, die nach I.M. Hülbusch (1978) das ‘Außenhaus’ genannt sind. Alle diese beispielhaften Fälle dienen zunächst also nicht der ‘Einmischung’ sondern dem Lernen und Verstehen, die dann evtl. mit guten Gründen zu nachahmungswerten Vorbildern erhoben werden können. Auf Seite 10 treten dann endlich die Titel-Ikonen ‘Hausen’ und ‘Wohnen’ auf, so dass die LeserIn nach dem städtebaulichen Sammelsurium aufatmet.

„‘Wohnen’ trägt hierbei wesentlich die Bedeutung von Erholung und Freizeit. Zugleich ist ‘Wohnen’ gefüllt mit emotionalen Werten, die mit einem bestimmten Familienbild verbunden sind. ... (...)

‘Hausen’ im Sinne von ‘wirtschaften können’ (...) nimmt die Handlungsspielräume unterschiedlicher Menschen als Ausgangspunkt der Überlegungen für eine Theorie der Freiraumplanung“ (S. 10)

So hab ich das noch nie gesehen. Und werde das nach reiflicher Prüfung auch in Zukunft nicht tun. Ich werde mich nach dem Rat von Hannah Arendt (1958/2010) bei Bevormundungen – Gerechtigkeiten – zurückhalten. Nun ‘hausen’ die Leute ja nicht, damit es eine ‘Theorie der Freiraumplanung’ gebe, sondern aus schierer Notwendigkeit. Abgesehen von der Frage, was Gegen-

stand der 'Theorie der Freiraumplanung' sei, bleibt festzuhalten, dass 'Hausen' oder 'Wohnen' Tätigkeiten sind, die nicht beschrieben werden, indem mitgeteilt wird, was sie nicht sind. Das Dilemma der Dissertation, vor dem die Autorin mit jedem Satz auf der Flucht ist, ist im Titel begründet, der ja die Erörterung von zwei Tätigkeiten und, zur Abbildung des Unterschieds, deren Darstellung ankündigt. 'Begriffe',

„die als wesentliche Entscheidungskategorien herangezogen werden“

bezeichnen ein Ding oder Tun nur dann, wenn Eigenschaften und Merkmale bekannt sind. Das kann für 'Wohnen' und 'Hausen' nicht vorausgesetzt werden, weil der Ort der Tätigkeit – Haus oder Wohnung – absichtsvoll und leichtfertig verwechselt und synonym verwendet werden: Hochhaus mit Geschoßwohnungen, Einfamiliengebäude mit einer Wohnung. Zudem gilt, dass sowohl im Haus wie in der Wohnung 'gehaushaltet' wird, also in etwa die gleiche Arbeit für die Aufrechterhaltung des Lebens zu tun ist. Die Unterscheidung nach

„wesentlich die Bedeutung von Erholung und Freizeit“ tragend, gegen „im Sinne von 'wirtschaften können“

ist leider unzutreffend. Eine Familie mit zwei Kindern führt, wie wir aus vielen Beispielen wissen, in einer Wohnung lebend ebenso wie eine andere Familie mit zwei Kindern in einem Haus lebend einen Haushalt, in dem alle Arbeiten des täglichen Lebens getan werden (müssen). Die 'Wertvorstellungen' von Architekten und Entwerfern ist eine lebensferne Fiktion von entwerfenden JungesellInnen, die sich das bisschen Haushalt kaufen können bzw. nur einen äußerst reduzierten Haushalt führen. 'Haus' und 'Wohnung' sind nicht unterschieden nach dem Tun, sondern nach der Gebrauchstüchtigkeit für dieses Tun. Das jedoch kann nicht empirisch-statistisch beschrieben sondern nur anekdotisch, beispielhaft erzählt werden. Deshalb ist dies in manchen Kinderbüchern und Romanen klüger berichtet und beschrieben, wo beim Lesen die Erinnerung an Erfahrungen geweckt wird: kenne ich. Da das Haushalten, nicht wie die Bauhäusler und die 'Diversity-Managerinnen mit dem Diversitäts-Rad (s.b. Protze, K.: 175ff) suggerieren, kein Produktionsvorgang mit Anfang und Ende sondern eine Arbeit ist, die immer wieder bei ständig wechselnden Bedingungen 'neu begonnen werden muß, um immer wieder verbraucht zu werden' (s. Arendt, H.), kann nur das 'Werkzeug' dazu benannt werden. Und darin, in der Gebrauchbarkeit fürs Haushalten ist das Haus gegenüber der Wohnung in der praktischen Handhabung äußerst begünstigt – ja bis hin zu den Kosten für dieses Werkzeug. Bedeutend wichtiger noch ist,

„daß in einer sehr elementaren und grundsätzlichen Hinsicht sich unsere Auffassung in nichts von dem unterscheidet, was gegolten hat, soweit wir historisch überhaupt

zurücksehen können, ... , daß alle körperlichen Funktionen privat sind und verborgen werden müssen, all das, wozu der Lebensprozeß unmittelbar nötig; nur daß man vor den Jahrhunderten der Neuzeit unter solche Nötigung alle Tätigkeiten miteinbegriff, die überhaupt dem Erhalt des Einzelnen und dem Bestand der Gattung dienen“ (Arendt, H. 1958/2010: 88).

Dies macht das Privileg selbst des 'dümmsten' Einfamiliengebäudes, bei dem das Haushalten eher noch mühseliger ist wie in einer Wohnung, aus und wird deshalb von Leuten, die so ein Teil besitzen beim allgemeinen Wunsch vom 'Eigenheim', also dem Eigentum oberlehrerhaft belächelt. Das hält die Autorin aber nicht für nötig, weil es ja

„auch unbedrohte Mietverhältnisse“ gibt (S. 32)

Diese Ergebnisadresse an die Kritiker des Eigentums an Haus und Hof, die – wie schon J.F.C. Turner ironisch kommentiert – meist über dieses Hauseigentum verfügen, verwechselt auch das Eigentum für den täglichen Gebrauch mit der 'Anhäufung von Besitz' (Arendt, H. 1958/2010: 130ff). Der Satz nach den 'unbedrohten Mietverhältnissen'

„Mit der Debatte zur 'Dichte' wird die Nachbarschaft eingeführt.“ (S. 32)

tut so, wie wenn die Dichte (s. Plath, R. 2004) etwas mit der Nachbarschaft zu tun hätte; wie wenn die Ökonomie der Bodenrente und der am Ort konzentrierten Kaufkraft ein Pendant zur sozialen Institution Nachbarschaft, über die alle eher neuwützig statt mit Verständnis schwadronieren, sei. Aber nur keine Sorge: nach Bundesbaugesetz ist die zulässige GFZ – ohne Ausnahmeerlasse – mit jeder Art von 'Wohn'-Gebäude zu erreichen, so dass die Ausnutzungsziffer, das Maß für die Bodenrente (s. Bäuerle, H. 1972/2000), davon nur berührt wird, wenn die Bauform die Abschöpfungsraten (= Renten) erhöht. Ich habe gelernt, dass es materielle äußere Bedingungen gibt, die nicht nur meiner Freiheit, der täglichen Arbeit 'entgegen kommen', und brauchbar sind. Andere Menschen werden die gleiche äußere materielle Bedingung ebenso brauchbar finden und 'völlig' anders für ihre tägliche Arbeit einrichten, weil die Voraussetzung interpretierbar ist. Daraus zu schließen,

dass „Hausen (...) die Handlungsspielräume in unterschiedlichen Lebenssituationen zum Ausgangspunkt (nimmt)“ (S. 22),

verkehrt die Reihenfolge. Wir selbst kennen, wenn wir das Glück hatten, in Häusern zu leben, die Gelegenheiten und schätzen sie danach ein – und das für alle möglichen Alltage und Angewohnheiten, weil wir erfahren haben, dass im 'Haus' zu verschiedenen Zeiten ähnliche Generationen fast gleich damit hantieren. Nicht die 'Handlungsspielräume', die nicht beobachtet werden können, sondern der Gegenstand des Gebrauchs als Indiz für eine gemeine

Brauchbarkeit ist das Vorbild. Genau darin besteht die quantitative Qualität des Hauses, dass erfahrungsgemäß viele Auslegungen des Gebrauchs möglich sind, ohne dass irgend jemand sich was Extras dabei denken muss.

„Mit ‘Hausen’ werden Menschen als Tätige wahrgenommen“ (S. 22)

Was das wohl heißt? Ich jedenfalls fühle mich nicht angesprochen. Und es ist mir auch völlig egal, ob mich jemand ‘als tätig wahrnimmt’. Jedenfalls bin ich nicht tätig, damit irgendeine ‘WahrnehmerIn’ mich wahrnimmt, wie wenn ich gegenüber der kritischen Instanz eine Beweisnot und die Thesen der BeobachterIn durch mein Tun zu bestätigen hätte und diese danach mir ‘Gerechtigkeiten’ zubilligen könnten. ‘Gerechtigkeiten’, die gemäß politischer Opportunität und administrativer Willkür gewährt oder auf Antrag verweigert werden, sind ungemein. Rechte dagegen gelten ohne Ansehen der Person gemeinhin:

„aber die Sorge, die alle politischen Gemeinschaften vor der Neuzeit der Erhaltung des Eigentums angedeihen ließen, weist doch deutlich darauf hin, wie sehr man sich auch der positiven Züge des Privaten bewusst war. Nur führte diese Sorgfalt allerdings nie dazu, die spezifisch privaten Betätigungen, also das, was innerhalb des Privatbereichs vor sich ging, direkt zu schützen; sie galt vielmehr den Grenzlinien, welche ein Stück Eigentum von dem Eigentum des Anderen wie von der allen gemeinsamen Welt abtrennen“ (Arendt, H. 1958/2010: 87).

Schade, dass wir diese schöne Beschreibung von Haus und Hof gegenüber Straße und Weg erst jetzt gefunden haben. Wenn ich da an meinen Beitrag ‘Die Straße als Freiraum’ (Hülbusch, K.H. 1996/2002) denke, wäre ich mit dieser wunderbaren Charakterisierung versehen noch präziser gewesen. Eine wirklich beeindruckende Formel:

„Gerechtigkeit entsteht im Nutzen“ (S. 23).

Das ist der alte Vorwurf der EntwerferInnen gegen die dummen Leute, die nur zu blöd sind, ihre feinsinnigen Gedanken zu verstehen. Die Formulierung versucht gleichzeitig die These von I.M. Hülbusch (1978: 127)

„über die allmähliche Verfertigung (H.v.Kleist) des Außenhauses beim Nutzen“

so umzumünzen, dass ein Außenhaus materiell und konkret unnötig sei und auch immateriell hergestellt werden könne: perfekte Grünplanung, die immer überlegt, wie das gleiche Unrecht für alle erzeugt werden kann. Die Gelegenheit erlaubt Nutzungen, also ‘Verfertigungen’. I.M. Hülbuschs analoge Übersetzung von Heinrich v. Kleists Essayüberschrift

‘Über die Verfertigung des Gedankens beim Reden’

kann nicht in ein moralisches Vorurteil verwandelt werden, das Unbeteiligten in die Schuhe geschoben wird. Die ‘Verfertigung’ ist eine Eingebung beim Tun.

Beim Außenhaus haben wir mehr Zeit und Geduld zur Verfügung als beim Re-den. Mit der 'Gerechtigkeit', die ich durch ein einzelnes Tun 'entstehen' lassen soll, ist das eine merkwürdige Sache. Nach M. Walzer (1987/1993) besteht die Gerechtigkeit im 'Grundsatz der Solidarität', die für alle Beteiligten der Kommune ohne Ansehen der Person gültig ist und nicht, indem ich beweispflichtig bin. Die Paraphrase zur 'Gerechtigkeit, die im Nutzen entstehen soll', heißt

'- nicht im Bereitstellen spezifischer Standards'.

So wie Recht und Gerechtigkeit keiner individuellen Verdienste bedürfen sondern nur solidarisch gewährt sein können, also einer sozialen Übereinkunft entsprechen, so sind 'Standards', also eine Normierung, von vornherein ein Mittel Unrecht zu kaschieren und Willkür zu schützen. Standardisierung ist das technische Mittel zur Abwertung sowohl der generellen wie der individuellen Eigenheiten, der lebendigen Variation, die nicht nach despotischen Einvernahmen/ Besitzergreifungen eingeschränkt wird. 'Nachbarschaft' gewährt zuerst mal den anderen die gleichen Rechte. Die Antwort auf die unterstellte Forderung ist geradezu faszinierend:

„'Hausen' steht damit auch für eine Veränderung gesellschaftlicher Wertgebungen ...“
(S. 23)

bla, bla, bla.....

Die Behauptung der Überschrift ist wieder mal nur Propaganda. Es werden weder die Gerechtigkeit noch deren spezifische Herstellung, für die wir ja selbst verantwortlich sein sollen, dargelegt und stattdessen imaginäre 'gesellschaftliche Wertgebungen' aufgetischt. Das lässt mich, mit einem Haus im Rücken, ziemlich kalt. Denn auch hier ...

„Von der Hartnäckigkeit gesellschaftlicher Wertvorstellungen in wechselnden Leitbildern“

bleibt die Autorin den Beweis schuldig und hantiert, schön postmodern, mit emotionaler Zustimmung. Aber wer, warum und wie das alles schafft, wird der LeserIn nicht mitgeteilt und bleibt eine Glaubensfrage. Dass die 'Wertvorstellungen' und 'Leitbilder' von professionellen Profiteuren – Architekten, Stadtplanern, Bauspekulanten, Politikern, Grünplanern und Urbanitätären - immer mit Innen versehen – verbreitet werden, wird nicht explizit ausgeführt. 'Hausen' steht für nichts – geschweige denn für die

'Veränderung gesellschaftlicher Wertgebungen'.

Wenn wir die Mittel, die Gelegenheit und die Selbstverständlichkeit haben, zu haushalten – dann ist das so. Und dann leben wir in Gelegenheiten, die neben den 'gesellschaftlichen Wertgebungen' – also dem dümmlichen Physiokratis-mus, der bei Entwerfern, politischen und kapitalistischen Machthabern immer noch die 'spekulative Wertgebung' diktiert und das Haus für eine Reminiszenz

aus längst vergangenen Zeiten hält. Für die ‚Wertgeber‘ ist das Schnee von gestern. Wenn ich die in die Erörterung einführe, dann würde ich schon gerne erfahren, wie und von wem diese Wertgebungen verändert werden und selbstverständlich auch von wo nach wo.

Ach, und dann gibt es noch eine schöne Überschrift, die einem ‚alten –aber bewährten- Hut‘ zur Neuigkeit verhilft:

„Innenhaus und Außenhaus an der Straße“ (S. 26).

Macht sich gut und verkündet, wo am ‚Innenhaus und Außenhaus‘ der zündende Gedanke fehlt: ‚an der Straße‘. Und, woran die LeserIn inzwischen gewöhnt ist, verändert der folgende Text alles Mögliche – nur nicht die bedeutende Ergänzung von ‚Innenhaus und Außenhaus‘. Der Gedanke, dass ‚Innenhaus und Außenhaus‘: Dass Sein, Gehen, Kommen die Straße erst herstellen, bleibt ausgespart (s. Hülbusch, K.H. 1996).

Der Städtebau

Ein beliebtes Sujet der Auslassungen. Das große Kapitel ‚Städtebau‘ von den 20iger Jahren bis zur ‚nachhaltigen Stadt‘ spürt da nichts auf. Keine Frage, warum die Entwerfer immer noch abstrusere Programme auf den Markt werfen und die Politiker gierig danach grapschen. ‚Hausen‘ und ‚Wohnen‘ sind weit weg. Typisch für jede städtebauliche Erörterung, die ja höheres und größeres im Sinne hat und vom ‚Großen und Ganzen‘ ausgeht. Da ist das ‚tägliche Leben‘ unerheblich. Und nach der Devise

„Gerechtigkeit entsteht im Nutzen – nicht im Bereitstellen spezifischer Standards“ (S. 23) sind wir ohnehin selber schuld, wenn wir, die Leute, die da leben und oft keine andere Wahl haben

‚falsch nutzen, weil wir hartnäckig gesellschaftlichen Wertvorstellungen in wechselnden Leitbildern‘

anhängen. Ja, da geht’s, wer hätte das gedacht, den Leuten an den Kragen, die dem ‚kategorischen Imperativ‘ gemäß ihre Erfahrungen und Interessen mit dem ‚Haus‘ und dem ‚Hausen‘ für alle Leute angemessen erachten:

„‚Hausen‘ steht dann auch für eine professionelle Haltung von Planerinnen und Planern, nämlich für die Bereitschaft eigene Wertvorstellungen, Interessen und Vorurteile zurückzustellen“ (S. 16).

Das zum Beweis aufgebotene Zitat von Berger und Kellner lautet dem Sinn nach vollständig:

„Es geht vielmehr darum, daß Soziologen (PlanerInnen etc./Anm.), sobald sie ihre wissenschaftliche Untersuchung beginnen, diese Wertvorstellungen so weit wie möglich ausklammern – natürlich nicht in dem Sinn, daß sie sie aufgeben und zu vergessen

suchen, sondern vielmehr in dem Sinne, daß sie die Art und Weise kontrollieren, in der diese Wertvorstellungen ihren soziologischen Blick trüben“ (Berger, H.P. u. Kellner, H. 1981/1984: 51).

‘Haltung’ erinnert dagegen fatal an ‘Gesinnung’ und weniger an die ‘Verantwortungsethik’, die

„selbstkritische Reflexion der eigenen Arbeit“ (Berger, H.P. u. Kellner, H. 1981/1984: 7).

Hier wäre es angebracht darauf hinzuweisen, dass die EntwerferInnen für sich selbst ein Privileg in Anspruch nehmen, dass sie anderen Menschen – wegen der Masse – absprechen. Bestes Beispiel: die ‘Meisterhäuser’, die auch nur Einfamiliengebäude sind, für die Lehrmeister am Bauhaus in Dessau. Denn die Vorurteile der EntwerferInnen basieren auf der Dichotomie der ‘halben Menschlichkeit’ (Ullrich, O. 1978)

‘das für mich, das für die anderen’ – für den Meister ein großer ‘Atelier-Salon’ und für alle anderen ‘Kabuffs’.

Darauf fußen die ingenieusen Entwürfe der Städtebauer und Architekten seit (mindestens) 1920.

Von der Allegorie

So ist das mit den Vorurteilen, die nicht reflektiert sind. Auf S. 33 zitiert K. Protze das ironische ‘Ideal’, das Tucholsky verfasste:

„...: Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse, vorne die Ostsee, hinten die Friedrichstraße; mit schöner Aussicht, ländlich mondän, vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehen – aber abends zum Kino hast du nicht weit“ (Tucholsky, K. 1927/1990: 19).

Nun, in ‘Innenhaus und Außenhaus’ (1978: 78) schreibt I.M. Hülbusch, dass sie Tucholskys Beschreibung des Lebensortes ‘schätze’,

„der (nach Tucholsky) ‘vorne die Friedrichstraße und hinten die Ostsee’ aufweisen müßte, im Grunde also dysfunktional war.“

Dabei hat I.M. Hülbusch wohlweislich und im Eifer des Gedankens ‘vorne’ und ‘hinten’ umgetauscht und damit die Friedrichstraße zum Vorhof und die Ostsee zum Hof des Hauses gemacht. Denn wer schwimmt schon zum Kino durch die Ostsee. Tucholskys ‘Ideal’ ist nicht, wie K. Protze vermutet, eine Karikatur sondern eine freundliche Ironie unserer Wünsche, die mit der Bückeburger-Str. vorm Haus, einem Vorhof, dem Haus und dem Hof hinterm Haus, der die Ostsee bestens vertritt, sowie einem Blick auf die Domtürme zufrieden sind. Die anschließende Philippika gegen Anforderungen, die von Entwerfern jeglicher Couleur für ihre eigene Wichtigkeit produziert worden sind, richtet die Autorin mal wieder gegen uns anspruchsvoll dummen Leute. In der Pyrenäen-Reise bedient K. Tucholsky sich, wie in vielen anderen Texten, der Ironie, wenn er

ähnlich wie R. Guardini bei der Betrachtung der Landschaft nur die Kenntnisse und Interessen der BetrachterIn gelten lässt und den Literaturproduzenten – zu denen auch Landschaftsarchitekten gehören – die lyrischen Auslegungen genehmigt. Tucholsky ist eben kein Karikaturist. In der Ironie ist eben auch Tucholsky selbst gemeint und nicht ausgespart, wie bei den flotten KritikerInnen der Wünsche.

‘Drei Haustypen’ (S. 118ff)

Zugegeben – Tätigkeiten wie ‘Hausen’ oder ‘Wohnen’ angemessen darzustellen, ist gegenüber der Beschreibung des Handwerkszeugs dazu, geradezu undurchführbar. Wer das jedoch zum Titel erhebt, muss sich nicht wundern, wenn die Beweisnöte unüberwindlich sind. Und irgendwann die Puste ausgeht und die Abbildung des Arbeitsmittels nicht dem Gegenstand entspricht, sondern die vorhergehenden Ausführungen bestätigen muss. So wird aus der Ironie eine Karikatur – eine Verzerrung. Die Ankündigung von „Drei Haustypen“ im Inhaltsverzeichnis hat mich sofort neugierig gemacht und fragen lassen, ob ich (wir) bisher etwas übersehen hätten. Hätt ja sein können. Obwohl ich weiß, dass ein Typus systematisch nur einmalig sein und bestenfalls in verschiedenen Ausbildungen vorkommen kann, weil sonst der Ordnungsgewinn einer Systematik absurd wird. Käthe Protze verkündet trotzdem die systematische Unwahrscheinlichkeit von

„Drei Haustypen

Im Prinzip können drei Haustypen unterschieden werden: gereichte Häuser, Einspänner und Mehrspänner. Alle drei stehen an der Straße, sind von vorne und hinten durchlässig und ...

5.3.1. Gereichte Häuser

Gereichte Häuser stehen zumeist auf schmalen Parzellen (5 – 7m). Sie sind schmal und in die Tiefe organisiert, ...

5.3.2. Einspänner

Breitere Parzellen (ca. 10m) sind eher mit Einspännern bebaut Bei einer Wohnung je Etage ...

5.3.3. Zwei- und Mehrspänner

... stehen auf bis zu 20m breiten Parzellen. ... (S. 118-119)

Mit dem Merkmal ‘Reihung’ kann man wenig anfangen, weil – wie schon die Fotos zeigen, die drei Gebäudetypen in einer geschlossenen Bebauung anzuordnen sind. Und, wie allenthalben zu bewundern ist, man sie auch ohne Anbau findet. Das ‘Haus’, also der ‘Typus des Hauses’ auf schmaler, tiefer Parzelle nach dem ‘sparsamen Rechteck’ im Grundriß organisiert, sowie mit ‘Hofparterre’, ‘Hochparterre’, ‘Oberetage’ und ‘Dachetage’ vertikal organisiert, (s. Notizbuch 80/2013) kann, wenn die Häuser gespiegelt aneinander gebaut werden, allerdings besonders vorteilhaft gereicht werden. Der Einspänner mit einhüftigem Treppenteil hat je Geschoß eine Wohnung und Zweispänner, mit in

der Regel symmetrischem Zugang, zwei Wohnungen je Geschoß. Der Zweispänner ist Ausgang für drei und mehr Wohnungen je Geschoß bis zum einseitigen Zugang für mehrere Wohnungen über die Pawlatschen bzw. den Laubengang. Gleichzeitig bieten Ein-, Zwei- und Mehrspänner nur Geschoßwohnungen und gehören gebäudesystematisch nicht zum Haus sondern zum Geschoß-Wohnungsbau. Sprachlich und gegenstandssystematisch steht das 'Haus' als Begriff fest und braucht keine Ergänzungen wie Wohn-, Einfamilien-, Reihen- oder sonstwas-Haus. Beim Gebäude mit Wohnungen wird dagegen der Begriff 'Haus' gerne zur Vortäuschung okkupiert: Hochhaus, Miethaus, Stadthaus, Polizeihaus. Dafür gibt es denn 'Wohnstraßen', aber keine Hausstraßen oder Straßenhäuser. Nun, mich wundert, dass Käthe Protze nicht der systematischen Ordnung der 'Wohngebäude' nach Harenburg, B. u. Wannags, I. (1991) folgt und dieser evtl. neue Beobachtungen hinzufügt, sondern ohne einen widersprechenden Hinweis irgendetwas hinschreibt. Das gilt auch für das folgende Kapitel:

„5.4. Hufe und Block-Varianten der Erweiterungen

'Nutzungsgemischte' Stadtteile entstammen zumeist zwei unterschiedlichen Arten der Stadterweiterung“ (S. 120).

Sie sind, wie bei Beekmann, H. et al. (1997/2003) begründet wird, keine Variationen desselben Prinzips der Stadterweiterung sondern so unterschieden wie Haus und Geschoßbau. Die Hufen-Erweiterung wird aus der kleinsten Einheit – der Haushufe - hergestellt und kann ohne großen Entwurf erfolgen. Die Straße ist der Weg weg von der Hufe und dahin. Die Querung der Straße und Grundstücke ist die Gasse, die in die Gemarkung oder die Welt führt (s. Hülbusch, K.H. 2006). Dagegen ist die Blockerweiterung, monolithisch entworfen, eine Flächenerweiterung, bei der die Straße nur mehr die notwendige Erschließung und nicht den Weg darstellt. Die Zonierung – wie eine richtige Straße, ist eine historische Reminiszenz – noch war das Bauhaus nicht da. Damit das Gebilde begründet werden kann, wird Fläche zu Fläche gelegt und historistisch mit einem 'zentralen Platz' ausgestattet, mit der Reminiszenz an die Vorstellung von Dorf und Kleinstadt. Ein bisschen prononciert könnte der Unterschied auch so charakterisiert werden: die Hufenerweiterung achtet zuerst auf die Gelegenheit fürs Haus und dessen Haushalt. Die Blockerweiterung, deren Herkunft mit der Herausbildung physiokratisch begründeter Staatsökonomie - 'die Subsistenz der Metropole' (Sombart) – datiert werden kann, dekretiert den Umsatz und den zentralisierten Marktplatz zur Begründung. So überlegt passen die leeren Blockbauerweiterungen mit Einfamiliengebäuden prima ins merkantilistische Prinzip. Auch hier fehlt die Erörterung der Vor- und Nachteile für das 'Hausen', oder das 'Wohnen'. Zugegeben, hier ist die 'These' soweit verloren

gegangen, dass es der genervten LeserIn nicht mehr auffällt. Ein letztes Beispiel der Aufhebung des Unterscheidungs-wissens einerseits und der Übertragung eines Begriffes für die Haushaltung zum Verbrauch in der Stadtentwerferi:

“6. Prinzipien für ein ‘Hausen’ im Stadtteil”

Diese Verwertung dient der Herkunft aus der ideologischen Legitimation des Forschungsvorhabens „Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte“ (BM. für Bildung und Forschung 2004). Konkret: ‘lebende Orte’ – das ist eine abstruse Begriffsverwirrung. ‘Hausen’ tun wir nur im Haus, nicht im Stadtteil – der ist kein Haus. Die Leute im Haus brauchen den Stadtteil nicht. Wenn wir dahin gehen, dann, weil wir gerade irgendeinen Spaziergang machen wollen, oder, weil es Leute gibt, die in der Ansammlung von vielen Leuten an einem Ort, ein Geschäft sehen und Waren anbieten. Nicht wir kommen wegen der Ware an den Ort – der Händler kommt wegen der vielen Leute. Hausen können wir nur im ‘Haus’ – also im ‘ganzen Haus’ mit Innenhaus und Etagerie, mit Außenhaus in den verschiedenen Parterres und mit der Straße, die anteilig von jedem ‘Haus’ aus bereitgestellt wird. Der Stadtteil mag ‘Häuser’ benötigen. Das Haus und die Leute brauchen den Stadtteil nicht. Wer vom ‘Stadtteil’ ausgeht, träumt vom ‘Entwurf der Nachbarschaft’. Selbstverständlich steht das romantische Ideal der ‘Nutzungsmischung’ nicht da, weil wir Menschen vor Ort möglicherweise in Häusern leben, sondern damit der ‘Ort durch Statisten und Konsumenten zur Freude der StadtplanerInnen, die immer schon ‘in wechselnden Leitbildern von der Urbanität träumen’, belebt werde. Es ist eine postmoderne Perversion von ‘lebendigen Orten’ zu schwafeln. Man kann sagen: hier ist was los; aber ‘lebendige Orte’!?

6.1. ‘Nutzungsgemischte Stadtteile’ (S. 123ff)

Das Lebendige sind wir, nicht der Ort. Dass es Orte gibt, deren Gelegenheit wir gerne in Anspruch nehmen, muss nicht über den Ort sondern unsere Gründe, Angewohnheiten, Wahrnehmungen erklärt und beschrieben werden. Vor dieser Art Verdinglichung, die den Sachen menschliche Eigenschaften zuspricht, hat schon Jane Jacobs (1963/1976) gewarnt. Wie auch die häufig gebrauchte Behauptung, dass wir uns nach Dingen identifizierten, statt wir sie bestenfalls als Erinnerungszeichen betrachten, gehört in die Kategorie dieser fetischistischen Zuschreibungen, die bei Entwerfern äußerst beliebt sind. G. Hard u. J. Pirner (1985) haben in dem schönen Beitrag ‘Stadtvegetation und Freiraumplanung’ so nebenher die Naturschützer darauf hingewiesen, dass ihnen mehr Erfolg beschieden sei, wenn sie statt den ‘Ausdruck’ der Nutzung die ‘Nutzer bestärken und schützen’ würden. Wenn die Handelnden zu Statisten der

Quartiersbelegung degradiert werden, Hampelmännern des Stadtmarketing und Altstadt-, Weihnachtsmarkt- u.a. Tourismus, ist der Holzweg postmoderner Inszenierung beschränkt (Harvey, D. 1987) – also die Volkstänzerie, die gerne Traditionsvereinen angehängt wird. Die spielerische Traditionspflege ist harmlos gegenüber der Beschwörung durch volkstänzerische Belegung. Die Hufenbesiedlung ist zu Zeiten, da die Verfügung über Haus und Hof ein gemeinsames Recht war, aus praktischen und ökonomischen Überlegungen eingeführt worden. Denn damit passen an eine Straße, die immer schon teuer waren, viele Häuser bzw. Türen (s. Bellin, F. u. Hülbusch, K.H. (Red.) 2006). Auch die Dichte des Rasters aus Straßen mit Hufen und Gassen – parallel in die Tiefe der Hufen von Straße zu Straße – dient praktischen und ökonomischen Erwägungen, die vornehmlich der Beweglichkeit langsamer Fußgänger und Transportmittel diente und also von den Häusern her sah. D.h., die Hufenbesiedlung galt im weitesten Sinne der Ökonomie des Hauses und des Haushalts. In Siedlungen mit tatsächlich vorbarockem Grundriss, was selten ist, ist die 'Hauptstraße' siedlungsgenetisch eine Gasse, auf die viele Straßen, aus denen viele Leute kommen, münden. Und 'Publikum' ist immer schon ein Anlass zur Ansiedlung von Verkaufsstätten gewesen. In Zeiten zunehmenden Online-Handels und großflächiger Handelsangebote mit riesiger Warenauswahl, die mit dem Auto angefahren werden, ist der Laden an der Ecke wie die Generationen, die das noch gelernt haben, eine 'Rote-Listen-Art'. Unsere Enkel werden nicht mehr wissen, was mal gemeint war – so wie sie sich nicht vorstellen können, dass Kartoffeln auf dem Land von Hand in Körbe aufgelesen werden mussten oder Getreide mit der Sense gemäht, von Hand in Garben gebunden und dann im Winter auf der Tenne mit Dreschfliegeln gedroschen wurde – oder schon fortschrittlicher mit dem von Pferden gezogenen Bindemäher geerntet und im Winter mit der Dreschmaschine in der Scheune bei ungeheuren Staubwolken gedroschen und gleich noch von der Kaff (Spreu) gereinigt wurde. Unabhängig von diesen und vielen anderen Veränderungen des technischen Apparats, mit dem wir unser Leben belasten und/oder – werbewirksamer – erleichtern, ist die Option für das Haus und die Hufenbesiedlung gut zu begründen. Diese beiden Mittel des Siedlungsbaus sind bewährt, im Gebrauch äußerst variabel zu handhaben, gesamtgesellschaftlich und familial äußerst sparsam und reich zu gebrauchen. Und, das ist das Spannende: wenn solche Siedlungen über 50 Jahre alt sind, 100 Jahre sind noch besser, finden sie gerade bei den modernistischen Trendsettern besonderen Anklang, so dass die Preise an solchen Orten für normale Leute unerschwinglich werden. Das Problem dürfte sein, wie das den weniger modischen Zeitgenossen, die sich heutzutage ein neues Einfamiliengebäude leisten, zu vermitteln ist, wenn es denn

schon zum freistehenden Einfamiliengebäude auf quadratischem Grundstück nicht reicht. Bei allem technischen Fortschritt der Ausstattung ist das Imponier- und Konkurrenzgehebe bei der 'Wohnung' ungebrochen. Wenn wir aber die Haushufensiedlung favorisieren, ist zu begründen, dass die Vorzüge völlig unabhängig von der Reaktion der Händler und Handwerker – die sind ein bisschen zu wünschen – zuerst dem Gebrauch des Hauses dienen, also dem Alltagsleben. Die 'Innenlenkung' – nach dem 'kategorischen Imperativ' und 'verantwortungsethisch' begründet (s. Riesmann, D. 1956) ist längst weitgehend von der 'Außenlenkung' durch Werbung für Aufwandsstile und was 'man' für richtig zu halten habe, ersetzt worden. Die mediale Beschäftigung, die da hinzugekommen ist, macht die Zeit knapp und die Neugier stumpf, so dass peu a peu in 'Reihenhausquartiere' a la Bremen Leute einziehen, denen die Nachbarn so piepegal sind, dass sie nicht mal 'guten Tag' sagen. Diese egozentrische Distanz, die in Gebäuden mit vielen Bewohnern dem Selbstschutz bei zu geringer räumlicher Entfernung dient, also eine Art emotionaler Überlebensstrategie durch Isolierung ist, erscheint in einer Bremer Häuserstraße absurd und unter anderen Bedingungen unveränderlich habitualisiert. Nur keine Sorge: auch auf dem platten Land grassiert diese Angst vor dem Nachbarn, weil alle nichts mehr miteinander zu tun haben wollen und generell autark sind. Allein die Idee, eine Nachbarin oder den Nachbarn etwas zu fragen oder gar eine Hilfe zu erbitten, wo es doch alles zu kaufen gibt, ist da absurd. Und dann brauch ich das Wohlwollen auch nicht mit einem Gruß möglich machen. Und da, so würde ich behaupten, sind die Merkantilisten des Geschoßwohnungsbaus auf der erfolgreichen Linie der technisierten Moderne, die das Bauhaus schon bewegt hat:

„Sie überschätzt die neutrale Sauberkeit, Bequemlichkeit des neuen Bauens, die Herkunft aus Fabrik, aus technischer Zweckmäßigkeit und genormter Maschinenware. Sie unterschätzt, daß dies 'gleichmäßige hygienische Wohnen' noch keineswegs auf eine klassenlose Gesellschaft ausgerichtet ist, sondern auf jungen, modern fühlenden, geschmackvoll klugen Mittelstand, auf seine sehr spezifischen keineswegs klassenlosen noch ewigen Bedürfnisse“ (Bloch, E. 1962/1977: 219).

Es gäbe noch vieles anzumerken, was Wichtigkeit suggeriert und normalhin selbstverständlich ist. Da gibt es neben vielen andern effektheischenden Titeln auch diesen

"4.3. Vorbilder im Bestand" (S. 159)

Zuerst mal sind das Beispiele, irgendwelche. Wenn es sie nicht gäbe, könnten sie weder als Beispiel noch als Vorbild eingeführt werden. Da es also nur Beispiele gibt, wenn sie bestehen und nur aus diesen die Vorbilder begründet hervorgehoben werden können, ist deren Realität vorausgesetzt. Sie werden

angemessen wiedergegeben (s. z.B. 'Drei Haustypen'). Für die Großartigkeit der Überschrift ist wohl der Jargon des Architekten, der mit 'Bauen im Bestand' wirbt, Vorbild. Die große umfangreiche städtebauliche Erörterung, die für meine Begriffe zufällig durch die Beispiele vagabundiert und die üblichen Verdächtigen aufzischt, statt der Ideologie – über die Prüfung der Funktionstrennung hinaus – nachzugehen, hat kein Ziel, weil es keine These gibt. Ich muss, wenn ich mit Beispielen und einer Auswahl zum Vorbild hantiere, ebenfalls das Gegenbild verhandeln, also ein bisschen Ping-Pong spielen, damit die LeserIn meinen Gedanken auch mit ihrer Erfahrung prüfen kann/könnte. Jedenfalls sind 'Vorbilder' kein deus ex machina, der mit der Deklaration gewährt wird.

„Gender und Diversity in der Siedlungsplanung“

In der Regel wird im Schlusskapitel einer Arbeit der Ertrag der These geknetet. Hier wird die LeserIn mit einer neuen Projektion befrachtet, damit nicht bemerkt wird, dass der Arbeit auch die Quintessenz mangelt. Der Kollege F. Lorberg empfahl mir per Brief nachzuvollziehen, dass auf Seite 19 – 20

„über politisch korrekte Formen des Wohnens resumiert“ wird.

Ich muss bekennen, ich hab's trotz Seitenzahl nicht gefunden, weil ich nicht weiß, was die 'political correctness' des Wohnens sein könnte. Für das Kapitel 'Gender und Diversity ...', das ich für ausgesprochen hohl halte, erhalte ich ebenfalls von F. Lorberg die Empfehlung:

„Eine sinnvolle Erörterung der Ergebnisse von Käthes Dissertation müsste daher an dem Abschnitt 'Gender und Diversity in der Siedlungsplanung' ansetzen, weil hier der gefährliche und wissenschaftlich ergebnisreiche Witz des Gedankens liegt, wenn Freiraumplanung über die Kritik des dekonstruktiven Feminismus am Gendermainstreaming gerade dieser Debatte angenähert wird.“

Ich bin dieses spezifischen Jargons nicht mächtig. Die einzige Andeutung, die ich glaube zu verstehen, heißt: die LeserIn hat den 'Witz des Gedankens zu formulieren' und die AutorIn kann sich lässig zurücklehnen. Das ist etwa so wie bei allen Entwerfern: die 'denken' sich was aus und wenn wir's, wie vorherzusehen war, nicht kapieren oder akzeptieren, sind wir die eingebildeten Vandalen. Die Kapitelüberschrift tut so, als wenn wir normalhin unseren Verstand zuhause lassen oder mit dem Hut an der Garderobe abgeben, so dass

„5.2. Gender als Analysekategorie“ (S. 171)

wie ein Pfingstregen erhellend über uns niederfällt. Es mag ja sein, dass wie Lorb, W. (2003: 55) bemerkt, wir

„ohne viel darüber nachzudenken“ leben.

Und, wenn das nicht so wäre, nicht zu leben wüssten, weil der Stress, jeden Schritt neu zu überlegen, uns unfähig zum Leben machte? Aber klar: wir sitzen in der Wohnung, verfügen über Internet und sind autark bis aufs Nachdenken. Das leihen wir uns. Früher, in den wilden 70iger Jahren, hätten FeministInnen gegen Gender-Mainstreaming-Aktivistinnen erklärt, dass sie selber politisch agierten und die GenderInnen – inkl. G. Schröder – bürokratisch einer der Ideen der Studentenbewegung folgen, die den Marsch durch die Institutionen propagierten. Viele Aktivisten der Studentenbewegung sind so zu Ruf, Ehre und Amt gekommen. Um, wie Kurt Tucholsky das so schön ironisiert, genau 'die Verfügungen zu erlassen, die sie abschaffen wollten'.

Gender

Mit Mainstream wird gemeinhin eine unreflektierte Ein- und Vorstellung, die allenthalben wirksam ist, bezeichnet: das ist Mainstream. Ganz vergleichbar modisch der Verwendung des Begriffs 'Potential', wird in der Konstruktion 'Gender Mainstream' aber nicht eine Tatsache festgestellt oder Wirklichkeit benannt sondern ein Programm verkündet, das wie alle Projektionen ein Instrument der Durchsetzung benötigt. Die 'Chance einer neuen Strategie' (S. 130) besteht in der

„Top-Down-Strategie, ..., die von der obersten Hierarchiestufe der jeweiligen Institution oder Organisation“ (Bluth, St. 2004: 74)

verfügt wird. Das Verständnis, die Einsicht wird per Dienstanweisung befohlen. Wer sich auf diese bewährte Strategie despotischer oder 'hegemonialer Männlichkeit' einlässt, fördert und fordert die 'Dominanzkultur', die angeblich kritisiert wird. Gesellschaftsentwürfe, die per autoritärer Macht durchgesetzt werden sollen, haben eine geringe Haltbarkeit, weil der Entwurf eine Ruine bleibt oder wie St. Bluth (2004: 75) anmerkt, bestenfalls

„im Sinne von Frauenlobbying für ihre Zwecke und Ziele nutzt“.

Da das Alltagsleben gemäß 'Gender Mainstreaming' eine abschreckende Wirklichkeit ist und gegenüber der Berufstätigkeit – eine weitere Adaption 'hegemonialer Männlichkeit', unwichtig ist, kann es nicht verwundern, wenn auf S. 130 'Förderungen zur Planung' aufgezählt werden, die gemäß Bundesbaugesetz (in der alten Fassung) und den Kommentaren dazu 'angemessen zu berücksichtigen sind'. Es ist doch völlig absurd aus einer 'Top Down-Strategie' mehr machen zu wollen als 'Verwaltungsstruktur'. Das Bundesbaugesetz auszulegen und der täglichen Gebrauchbarkeit, für das alles an Wissen und Kenntnissen seit langem aufgeschrieben steht, gemäß für die Bau- und Siedlungsplanung anzuwenden, hatten alle Beteiligten – Politiker-, Bauunternehmer-, Architekt-, Stadtplaner-, GrünplanerInnen u.a. allein im Nachkriegsdeutschland 75 Jahre

Zeit. Und: da kommt dann nach 2000 noch so was wie Borgfeld-West zustande.
Oder auch dies leichtfertige Vorurteil:

„daß das gesellschaftliche Leitbild der Kernfamilie (...), in homogener Gemeinschaft, nach dem 'Wohnen' in Architektur, Stadt-, Verkehrs- und Grünplanung ausgerichtet wurde (und auch noch heute wird), ein Minderheitenprogramm darstellt" (Protze, K. 2009: 131)

Lt. Stat. Landesamt Bremen gibt es 2012 Einpersonen-, Zweipersonen- und Mehrpersonenhaushalte zu je ein Drittel aller Haushalte:

in 100 Haushalten leben danach:

$33 \times 1 = 33$ Personen = 16% EW

$33 \times 2 = 66$ Personen = 34% EW

$33 \times 3+ =$ mindestens 99 Personen = 50% EW bei 100 Haushalten

Das Spiel mit Minderheiten ist wie gesagt 'bösaartig', weil die Gruppe von Leuten unnötig – zum Lob der EntdeckerIn – hervorgezerrt oder aber ins Unrecht gestellt werden soll. Auch die TrägerInnen des Leitbildes werden so pauschal und ohne die Andeutung einer Begründung, die in der Einführung der Arbeit zu erwarten wäre, hingestellt. Ich wüsste viele Beiträge zu benennen, die diesem platten Vorurteil nicht entsprechen: Bauplaner, Siedlungsplaner, Freiraumplaner, Politiker – Frauen wie Männer. Da wir die Haushaltskonstellationen nicht beeinflussen können – was geht uns das an -, wäre zu fragen, welche Gelegenheit für das Dach überm Kopf empirisch die variabelste Auslegung zulässt und welche Gelegenheiten – Gender hin und her – seit langem – das Reihenhaushausquartier in Bremen – eines von vielen Beispielen – ungebrochen weit über 150 Jahre hinaus 'Persistenz' enthalten. Da brauch ich doch die überkandidelte 'Analysekategorie Diversitäts-Rede' nicht. Mit Mengen und Minderheiten sollte frau so vorsichtig sein wie mit pauschalen Schuldzuschreibungen, wenn Beispiele zur Hand sind und – wenn schon – der Zwei-Personen-Haushalt das Ideal des Bauentwurfs ist, aus praktischen Erwägungen: deren Kaufkraft ist höher. Wenn man die Gentrifizierung der älteren kleinstbürgerlichen Häuser-Quartiere anschaut, dann sind es die reichen Ein- und Zweipersonen-Haushalte, die bewirken, dass Häuser in Geschosßbauten verwandelt werden. – Übrigens ein Vorgang, der in Einfamiliengebäuden nicht durchführbar ist und diese statisch stabil macht. Dass 'Häuser' (s. NB 80), die bis auf wenige Ausnahmen alle vor 1918 gebaut wurden, so ausnehmend teuer gehandelt werden, ist der Siedlungsentwerferei und Bauplanerei seit 1918 'anzulasten', weil dank 'angestrenzter Überlegungen' weder die Häuser, noch die Gebäude, noch die Siedlungsgrundrisse in den jetzt 100 Jahren eine Patina des Gebrauchs angesetzt haben. Wenn jemand heute auf der Suche nach einem Haus ist, sind die jüngeren Ausgaben bestenfalls zweite Wahl. D.h., die Baupolitik der letzten 100

Jahre hat keine den vorhergehenden Bauten und Siedlungen adäquaten Werke hergestellt. Das ist übrigens ein Motiv die älteren Bauten und Siedlungen durch 'Stadtsanierung' abzureißen (s. Luchs, Th. 1993), damit diese für den Vergleich nicht mehr verfügbar sind.

„Vorschlag für eine Doppelstrategie-Pragmatik und Perspektive“ (S. 133)

Damit haben linke Studenten den 'Marsch durch die Institutionen' erfolgreich – was ihre persönliche Karriere angeht – angetreten und den administrativen Apparat der verwaltenden Einmischungen in private Angelegenheiten aufgebläht.

„Da wäre die eine Seite der pragmatischen Herangehensweise. ... können statistische Erhebungen oder andere quantitative Angaben genauer ausgeführt und neu interpretiert werden. Es könnte aber auch an die Alltagserfahrungen der Menschen angeknüpft werden“ (Protze, K.: 133).

'Es könnte' schon! Dieser alte positivistische Wunschtraum, dass Daten, weil sie so zufällig, aufwendig und leicht beeindruckend zu besorgen seien, auch irgendwelche Einsichten zuließen, ist immer wieder faszinierend. Danach wird die LeserIn recht altkatholisch zur inneren Einkehr aufgefordert:

„Eine Diskussion, die auch bereit ist, lieb gewonnene Entwurfs- und Gestaltungsmuster sowie deren ideologische Voraussetzungen zu prüfen“ (Protze, K.: 134).

Wer ist 'eine Diskussion'? Mit dieser Aufforderung in die Leere geht der Vorschlag sanft schlafen und bleibt der LeserIn anheimgestellt.

„Gender und Diversity in der Siedlungsplanung“ (S. 170)

Da Frank Lorberg zur Diskussion über den Druck der Arbeit mir insbesondere die Beachtung des 'Gendermainstreaming' empfahl,

„In dem Käthe mit Gendermainstreaming eine umstrittene Form des Feminismus aufgreift und dem dekonstruktiven Feminismus entgegengesetzt, bringt sie neue Erkenntnisse in die Diskussion, ... „ (brfl.)

die ich, besessen von 'hegemonialer Männlichkeit' vor lauter Blindheit wohl nicht gefunden habe. Vielleicht hab ich ja Glück, weil ich lt. Modell (S. 174) aus dem

'mittleren Alter' herausgewachsen bin
nicht 'technikkompetent' bin und
nicht 'naturbeherrschend'
und dann fehlt mir auch noch der
'Unternehmer-Spekulierer' und der
'Familien-Ernährer'.

Schon ziemlich viele, wenngleich – vielleicht – nicht ausreichende Mängel, die mit meiner Kritik ein bisschen kompensiert werden. Aber gemäß 'Diversity Management' kann ich einige Punkte gutmachen. Ich könnte mich da durchs 'Diversity-Rad' (S. 175), allerdings nicht ohne kundige BlindenführerIn, bestätigend drehen lassen. In der Medizin, wie der Psychiatrie u.a., d.h. allen Zweipersonenstücken (s. Notizbuch 48 AutorInnen 1997) ist die Anamnese, die Geschichte einer Person, eine selbstverständliche Voraussetzung für das weitere Gespräch der LehrerIn mit der SchülerIn (Therapeut und Klient). Aber diese Anamnese ist nach Schulz immer ein 'narratives Interview', das nur gut wird, wenn die LehrerIn/Kundige/r auf die Angebote der Antworten mit Kenntnissen und Wissen einen roten Faden in das Gespräch wirken kann. Das Diversitäts-Rad könnte ein allgemeiner Merktzettel sein, den die SchülerIn einüben muss, aber mehr nicht. Für mehr als zwei Personen ist, wenn überhaupt sinnig, diese Projektion empirisch abstrakter Rasterfahndung völlig unbrauchbar. Es ist der Versuch das naturwissenschaftliche analytisch-experimentelle Verfahren der Versuchsanordnung, das alle störenden Außeneinflüsse abschaltet (Gehlen, A. 1957) auf die Gesellschaft anzuwenden. Die absurde Idee, individualpsychologische Merkmale normativ zu bestimmen und dann auch noch auf die Gesellschaft übertragen zu wollen, zeugt von einer technoiden Vorstellung, wie sie vergleichbar bei den Ökologen verbreitet ist. Die im Diversitätsrad erfundenen Dimensionen und deren Differenzierung entbehren jeder empirischen Alltagskenntnis und Vernunft. Zudem, so pfauenhaft wichtig dieses Rad tut, so belanglos ist es auch. Alle aufgeführten Merkmale sind statistisch weder zu bearbeiten, noch zu erhalten, noch in der vorgetragenen Allzweckrationalisierung belangvoll und einfach methodischer Firlefanz. Wenn die Botschaft dieses 'Rades' denn heißen soll, dass wir alle zuerst mal in einen Psychiatrie-TÜV gesteckt gehören, bevor wir eine Anwesenheitserlaubnis erhalten, ergibt das für die Zertifizierungsbehörde ein prima Beschäftigungsprogramm und, noch wichtiger, ein prima Geschäft.

„Hierbei lenkt Diversity, z.B. des Modells der '4 layers of diversity' den Blick auf die möglichen Unterschiedlichkeiten in Lebenssituationen und Herkunft. Einige für die Planung wesentliche Dimensionen sind hier bei Alter, Familienstand, Herkunft, physischer Zustand, Arbeitssituation und Stellung. Sie eröffnen den Blick und erinnern daran, aus welche unterschiedlichen Lebenssituationen die Menschen kommen könnten, ... „ (S. 178).

Für wie großartig halten sich die Erfinderinnen dieser gemein bekannten Tatsachen und für wie blöd halten sie die anderen Menschen. Die Kinder unserer Kinder wissen die für ihre Interessen wichtigen Zuschreibungen schon ab (spätestens) drei/vier Jahren zu erkennen und zu unterscheiden; wie alle

anderen Kinder auch. Beim Mainstreaming ist das offenbar eine weltbewegende Entdeckung. Die, in der 'organisationalen Dimension' überbetonten 'akademischen Zielgruppenmerkmale' deuten darauf hin, dass ein bisschen der Mensch erst mit dem Studium und der Fakultät beginnt: also ein 'zielgruppenspezifisch' und protektionistisch angelegtes Modell, das insgesamt – wie alle Modelle - ohne induktiven Wahrheitsgehalt einfach mal passend erfunden und getrimmt wurde. Die technoide Definition der Merkmale lebendiger Personen ist schon bössartig. Meine Enkelin ist für mich eine lebendige Person, deren Verhalten mit allen (äußeren) Merkmalen und Eigenheiten ich lerne. Das ist für mich die Enkelin. Wir zwei begegnen uns als Enkelin und Opa. Und wenn wir beide das hinkriegen, ist die Begegnung vertrauensvoll. Ob ihr Krintekekker uns als Persönlichkeiten einordnet, berührt uns nicht. Und das, was 'Ihr' uns zubilligt, interessiert uns auch nicht und geht 'Euch' nichts an. Der instrumentelle und verfahrenstechnische Aufwand, der hier angedeutet wird, ist genial, weil – wie bei Ravetz nachzulesen ist –

„ein gewisses 'Entrepreneurium' oder eine andersartige 'Wachstumsindustrie der inhaltsleeren Forschung' floriert“ (s. Hard, G. 1981: 33).

Mit Schlüssellochspionage hat man's zudem nicht mal in der Sexforschung probiert.

„Gender und Diversity in der Siedlungsplanung“ (S. 177)

Im ersten Satz räumt Käthe Protze ein, dass die ganze Chose der Personalplanung und der despotischen Durchsetzung von Dienstanweisungen, der Effektivität der Unternehmensführung zu verdanken ist. Die Einsicht, dass unter dieser Voraussetzung eine Übertragung in die Bau- und Siedlungsplanung etwas absurd wird, hindert die Autorin nicht am Versuch der Übertragung und der – gescheiterten – Rechtfertigung, die im Übrigen die einzige, wenn auch traurige Rettung für die 'Gender Mainstreaming-Propaganda' ist. Trotzdem: die Kritik an der Besiedlung von 'Borgfeld-West' bedürfte dieses Popanzes nicht, weil alle inkriminierten Merkmale – großteils verschämt verschwiegen – seit Jahren bestens bekannt und ohne Zutun des 'Gendermainstreamings' beobachtet und formuliert wurden. Auch hier, in der Okkupation des Verstehens tritt die Vertretung fürs 'Gendermainstreaming' 'männlich hegemonial' auf.

„Einfamilienhaussiedlungen als Ausdruck der Dominanzkultur“ (Protze, K. 179)

Diese Zuschreibung erklärt nicht warum Politiker-, Architekten- und StadtplanerInnen immer noch nicht kapiert haben, dass diese Art von Siedlungs- inkl. Gebäudegrundrissen erstens dumm und zweitens über Gebühr und dauerhaft zu teuer sind. Von Bert Brecht steht geschrieben:

‘Man kann Menschen auch mit einer Wohnung erschlagen’ (Bert Brecht).

Das gilt auch für Einfamiliengebäude und Siedlungsgrundrisse, die den Alltagsgebrauch unnötig teuer und beschwerlich machen. Im Neubau ist das keine offenbare sondern eine schleichende Maläste, die von denen, die sich da eingekauft haben, aus Selbstschutz weder diagnostiziert noch eingestanden werden kann. Da die beruflich zur Verfügung stehende Kritik sehr viel präziser und ausführlicher darlegt als Käthe Protze mitteilt, will ich hier keine ergänzende Aufnahme der Kritik an Borgfeld-West vorlegen, die der Vollständigkeit halber nötig ist, damit das Ausmaß an handwerklicher Unfähigkeit der ‘Planung’ wahrhaft deutlich wird. Ich will zum Schluss eine methodische Frage erörtern.

Vom Haus zum Vorurteil

Der Idealtypus des Hauses, das Bremer Reihenhaus, ist, der einfachen Erweiterung der Siedlung mit Hufenbebauung wegen, i.d.R. in größeren Quartieren vorhanden. Diese Häuser, so vor etwa 100 und mehr Jahren gebaut, sind inkl. der Quartiere immer schon aktuell und haben, statt zu verschleißen, mehr Patina erhalten: sie sind wie alt-neu oder neu-alt. Der Diktion des ‘Denkmodells Gender und Diversity’ (s.S. 190) sind diese Quartiere also auch

„Einfamilienhaussiedlungen als Ausdruck von Dominanzkultur“ (S. 179

Dem wäre hinzuzufügen, dass vor 100 u. mehr Jahren die Rollenzuschreibungen für Frauen und Männer explizierter regierten, die Bauten und Siedlungen ‘dominanzkulturell’ besonders ausgeprägt in Erscheinung treten müssten; wir uns also nie vorstellen könnten dort zu leben, weil – wie Frank Lorberg mich belehrte - ‘dort keine politisch korrekte Form des Wohnens’ gelebt werden kann. Offenbar ist das aber unproblematisch – auch für Käthe Protze, die in so einem Reihenhaus seit vielen Jahren m.W. vergnügt lebt. Wenn ich in meiner ‘Rolle als Freiraumplaner’ unterwegs bin, steht mir der gesamte berufliche Wissensvorrat dazu

„sozusagen als stiller Partner in der Situation“ (Berger, P.H. u. Kellner, H. 1981/1984: 30)

zur Verfügung. Wenn im Namen des Feminismus (feministische Freiraumplanung) oder des Gendermainstreams – also im Namen politischer Weltverbesserungsprogramme, die mit ausreichend Vorurteilen ausgestattet sind – das beruflich bereitete und verfügbare Wissen, mehr oder weniger unzitiert vereinahmt und als Besitz der Bewegung ausgegeben wird, bin ich, gelinde gesagt, erstaunt. Aber, kein Problem:

„Sandra Harding ist zum Beispiel der Meinung, daß es nicht sinnvoll sei, eine objektive Wissenschaft anzustreben, da jedes wissenschaftliche Objekt von einem wissenschaftlichen Standort aus betrachtet werde. Der Anspruch auf Objektivität und

Wertneutralität solle bewusst aufgegeben werden, stattdessen sollten feministische Forscherinnen die impliziten ethnischen und politischen Ziele ihrer Arbeit transparent machen, ... „ (Bluth, S. 2004: 15).

Wissen gemäß politischer Absicht zugerichtet

Die

„Ansicht Hardings scheint da eher einleuchtend, da Forschung, die sich 'objektiv' nennt, oftmals ihre 'blinden Flecken' nicht wahrnimmt“ (Bluth, S. 2004: 16)

bzw. sanktioniert von vornherein die absichtsvoll, den Zwecken der Beteiligten dienenden Ergebnisse. Da ist wirklich keine Mühe nötig. Das ist der Mainstream – also auch nichts Neues, nur neue Kämpferinnen. Das, was bisher, eine 'wertneutrale Einsicht' in die Situation und eine daran anschließende Interpretation der Folgen und Wirkungen war, wird, zum Ergebnis der 'Gender und Diversity-Forschung' stilisiert und, wie die Schlussepistel zu wissen gibt, in ein banales Klischee umformatiert, dessen Anweisungen im konkreten Fall einfach nur als gegeben zu verkünden sind, gendermäßig bzw. 'Top-Down'. Da ist 'Verstehen' tendenziell eher störend.

Eine unbeantwortete These

So wie der erste Satz und die Fragen (I.1/S.8) zuerst mal vor der Behauptung des Titels flüchten endet die Untersuchung im letzten Kapitel (II 5.6. S. 189ff) in unverbindlichen Anleitungen zum Städtebau. Unverbindlich deshalb, weil dazu auch quantitative und organisatorische Merkmale gehören. So 'variabel' formuliert (S. 189 u. 190) brauch ich ja nur zu behaupten, dass mein Entwurf die Kriterien (die Protze + Theiling et al 2004 nur zusammengelesen haben) aufs Beste erfüllten. Und selbstverständlich, dass 'Haus' (fürs Hausen) und 'Wohnung' (fürs Wohnen) variabel nutzbar sind. Die Erfahrung in den Dingen und unserem Leben sind nur über die Sammlung von Fällen und deren systematischen Vergleich zu verstehen. Das kann im Gebäude einer Systematik generalisiert und vereinfacht werden. Die Anwendung und Übertragung der systematisch erworbenen Kenntnisse kann nur gelingen, wenn wir vom generalisierten Typ ausgehend wieder konkret den Fall – also den Plan – prüfen. Ohne Beispiel bleibt eine Empfehlung unverbindlich und willkürlich auszulegen. Beispiel: die oberflächliche Kritik an Borgfeld-West bleibt in der Beweisnot stecken. Die Kritik ist ziemlich schematisch und bleibt unter dem Gender-Etikett ziemlich fad. Da hätte dann zur Präzisierung zumindest eine angedeutete Planung für Gebäude- und Siedlungsgrundriss hingehört (s. Mölleken, H., Kulla, J. 1995 u.a.). Klar, das ist eine Extra-Arbeit. Aber, zur Bereicherung der Ausführungen trägt die Passage zu Borgfeld-West so nicht bei. Und mit "Hausen und Wohnen" auch nicht.

„Ich habe eine neue Methode entdeckt ...

... traf er ... den jungen Mann, der ihm ein paar Monate zuvor ein Vermögen für seine Geheimnisse bezahlt hatte.

‘Nun?’ fragte er. ‘Wie war die Jagdsaison?’

‘Ich habe nicht einen einzigen Fuchs fangen können.’

Der Alte war erstaunt und verwirrt:

‘Haben Sie sich denn nicht an meine Ratschläge gehalten?’

Die Augen starr zu Boden gesenkt, antwortete der junge Mann: ‘Um ehrlich zu sein, nein. Ich fand ihre Praktiken überholt und habe selbst eine bessere Methode der Fuchsjagd entwickelt.’“ (Coelho, P. 2012)

Wer ‘Gender als soziale Institution versteht’, muss einen empirischen Nachweis erbringen. Verstehen bzw. Meinen stellt keine Institutionen her. Vorweg eine Feststellung: wer planend ein politisches Programm zur Maxime beruflicher Tätigkeit erhebt, übernimmt genau das, was

„hegemoniale Männlichkeit“

getreu Zuschreibung ausmacht und setzt eine ‘Propaganda’ an die Stelle unmissverständlicher Wertneutralität. Denn die gut gelernte PlanerIn kann ohne politische Mätzchen und Legitimationen eine sorgfältige Untersuchung und/oder Planung vorlegen und so erläutern, dass sie nachvollziehbar ist. Ob das der entscheidenden Kundschaft passt oder nicht, steht auf einem anderen Blatt. Das hat wohl wenig mit dem Diversitätsrad, das fatal an den Diversitätenzoo der Naturschützer gemahnt, zu tun. Denn das lange bekannte Phänomen sozialer Segregation wird damit weder verstanden noch gedeutet und erst recht nicht befriedet. Und dass die ‘Diversität’ der Rollen und Lebenswirklichkeiten in den feinen (teuren) und in den armen Quartieren weniger ‘bunt’ sind, muss nicht erst mit einer neuen ‘Analysekategorie’ – was das auch sein mag - aufgedeckt werden.

„Hierbei lenkt Diversity z.B. mit Hilfe des Modells ‘4 layers of diversity’, den Blick auf die möglichen Unterschiedlichkeiten in Lebenssituationen und Herkunft. Einige für die Planung wesentliche Dimensionen sind hierbei Alter, Familienstand, Herkunft, physischer Zustand, Arbeitssituation und Stellung“ (S. 178) u.s.w., u.s.w.

Perfekter Funktionalismus a la Gender, der die Welt ordnen will, bevor es sie gibt. Die Mischungs-Ideologen des soziologischen Städtebaus aus den 60iger/70iger Jahren, die auch mit so netten Wunschvorstellungen - ‘Modelle’ genannt – hantiert haben, sind daran auch mit Hurra gescheitert. Was daran neu ist? Und dann auch noch Borgfeld-West (S. 179ff) für entwerferische Dummheit „als Ausdruck der Dominanzkultur“. Diesen Quatsch zu kritisieren braucht es weder ‘Gender-Mainstreaming’ noch ‘Dominanzkultur’. So ein Bau-, Gebrauchs- und Siedlungs-ökonomisch dummes Zeug kann ich ohne ‘Analyse-Kategorien’ nicht nur nach-/aufzeichnen sondern auch vorhersagen. Eine ‘neue

Strategie', die auf S. 130 und dazu 'als Verwaltungsrichtlinie und als Top-Down-Strategie angelegt ist' – gewaltige Ankündigung – also eine politische Taktik ist, besteht darauf, solide Einsichten in der Wolle umzufärben. Wer hinter die stereotype Wiederholung und Perfektionierung des Bauhausprogramms fürs Wohnen kommen will, muss in die Katakomben sozialpsychologischer Ängstlich- und Verdrießlichkeit von Entwerfern, Verwaltern, Politikern und Spekulanten schauen. Da ist es so dunkel, dass Frauen und Männer nicht zu unterscheiden sind (s. Trust, H. 1991).

Nachbemerkung

Es gab einigen Trubel in der AG über die Veröffentlichung, weil Käthe P. das Ansinnen im Rundschreiben kundgetan hatte. In der Regel fasst der Cheflektor der AG Helmut B.-V. Beschlüsse über den Druck von Notizbüchern alleine. Wenn es s.E. angebracht ist, holt er nach Gutdünken Rat ein. Das von Käthe Protze gewählte Verfahren hat jedenfalls kontroverse Stellungnahmen ausgelöst, die H. Böse-Vetter mit dem Druckauftrag wie bewährt beendete. An der Erörterung war zunächst die 2. Vorsitzende der AG – Heike Lechenmayr – nicht beteiligt, weil sie gender-gerecht, keine Anfrage erhalten hatte und erst informiert werden musste. Ich habe meine Anmerkungen, die z.T. vorne wiedergegeben sind, ebenfalls im Rundschreiben inkl. Autorin verteilt. Darauf erhielt ich einen bemerkenswerten Kommentar, aus dem ich einige Passagen vorstelle. Frank L., vormals Sekretär der AG schrieb also:

„Einsicht lässt sich nicht verordnen, noch wäre es sinnvoll, zu meinen, dass man über sie demokratisch abstimmen könne“

Potztausend – wer hätte das gedacht? Aber – wer hat das denn behauptet? Nachdem der Geschäftsführer mitteilt, dass er wegen 'mangelnder Übereinstimmung über den Sinn der Notizbücher' zurücktritt, stellt F. Lorberg fest, dass er sich

„nicht als Graishüter der Kasseler Schule betrachte, sondern ihre offenen Ränder schätze, die um einen eindeutig benannten Theoriekern gelagert sind. Die Kasseler Schule ist keine Insel der Heiligen (es müsste 'Seligen' heißen/Anm.) im Sumpf der Landespflege...“

Da die 'Kasseler Schule' ausschließlich der süffisante Titel einer Schriftenreihe ist, ist da kein Gral zu hüten. Denn die Beiträge in den Notizbüchern, die von der AG Freiraum und Vegetation herausgegeben werden, sind von Autorinnen und Autoren geschrieben und signiert. Es gibt da viele Beispiele für Beiträge die bisher bewährte Einsichten und Kenntnisse präzisiert und erweitert haben, wohlweislich und sorgfältig dargelegt – nicht modernisiert zurechtgestutzt und neu verkauft.

Das Dilemma der 'Freiraumplanung' ist darin begründet, dass ein gelindes Wohlbefinden keinem Unternehmer nützlich erscheint, nicht mal der Stadtverwaltung, die trotzdem so tut. Bei den 'billigen' Machtfragen hat der 'Freiraum' i.w.S. wenig Luft. Das ist eine Gelegenheit, die nur versteckt blüht und gedeiht. Wir können schon beruhigt sein, dass sozusagen 'niemand' kapiert hat, welche Hilfsquellen wir erkundet haben. Die sind offenbar doch nicht so unmittelbar auszubeuten wie D. Harvey vermutet, weil die theatralische Imitation zwar einnehmen aber nicht ausnehmen kann.

Literatur

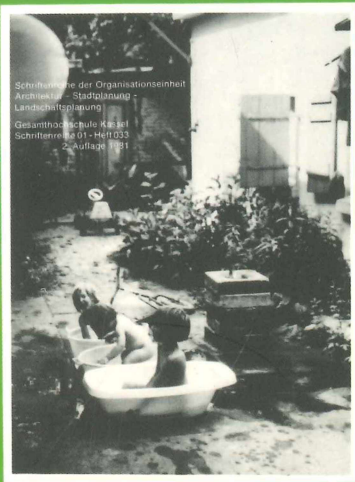
- ARENDDT, H. 1958/2010 – Vita activa. München.
- AutorInnen 1997 – Die PlanerInnen und ihre Arbeitssituation. Not.buch Ks.Sch. 48. Kassel.
- BÄUERLE, H. 1972 / 2000 – Grundeigentum – Grundrente – Bodenpreis. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 56: 11-48. Kassel 2000.
- BEEKMANN, H., GEHLKEN, B. u.a. 1996 / 2003 – Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. Not.buch Ks.Sch. 64: 40 – 121. Kassel.
- BELLIN, F. u. HÜLBUSCH, K.H. (Red.) 2006 – Unter Verschluss – der modische Bebauungsplan. Not.buch Ks.Sch. 66. Kassel.
- BERGER, H.P. u. KELLNER, H. 1981/1984 – Für eine neue Soziologie. Frankf./M.
- BLOCH, E. 1935/1977 – Sachlichkeit, mittelbar. in: ders.: Erbschaft dieser Zeit: 218-223. Frankf./M.
- BLUTH, St. 2004 – Gender Mainstreaming in der Europäischen Union. Bd.3 Dt. AkademikerInnenbd. / Wissensch. Beitr. Münster.
- BM f. Bildung und Forschung 2004 – Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte. Mskr.-Druck. Berlin.
- COELHO, P. 2012 – Die Schriften von Accra. Zürich.
- HARD, G. 1981 – Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabr. Stud. z. Geogr. 4. Osnabrück
- HARD, G. u. PIRNER, J. 1985 – Stadtvegetation und Freiraumplanung. OSG-Materialien 7. Osnabrück.
- HARENBURG, B. u. WANNAGS, I. 1991 – Von Haustür zu Haustür. Not.buch Ks. Sch. 23. Kassel.
- HARVEY, D. 1987 – Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Prokla 17 (69). Berlin.
- HÜLBUSCH, I.M. 1978/1981 – Innenhaus und Außenhaus. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt-, Landschaftsplanung der GHK, Heft 033. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. 1996/ 2002 - Die Straße als Freiraum. In: Stadt und Grün (4), Berlin/Hannover. Und in: Notizbuch d.Kasseler Schule Heft 59: 91-99. Kassel.
- KLEIST, H.v. 18--/1964 – Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. in: ders.: Anekdoten, Kleine Schriften. München.
- KULLA, J. 1995/1999 – Ist der Gebrauch erst ruiniert, designed es sich ganz ungeniert. Not.buch Ks.Sch. 54: 171-226. Kassel.
- LORBERG, F. – Brief vom 16.8. 2009
- MÖLLEKEN, H. 1995/1999 – Die offensichtliche und die verheimlichte Verschwendung der städtischen Bauflächen. Not.buch Ks.Sch. 54: 227-288. Kassel.
- PLATH, R. 1997/2004 - 'Wohndichte Zwei Komma Null' – Brauchbarkeit Null Komma Nix. Not.buch Ks.Sch. 58: 121-130. Kassel.
- PROTZE, Käthe 2009 – Hausen statt Wohnen. Not.buch Ks.Sch. 74. Kassel.
- RIESMANN, D. 1956 – Die einsame Masse. Reinbek bei Hamburg.

- TRUST, H. 1990/1991 – Mit der Ökologie in die Grünplanung. Not.buch Ks. Sch. 22: 65-162. Kassel.
- TUCHOLSKY, K. 1914/1989 – Die Überschrift. In: ders. Sprache ist eine Waffe: 121-122. Reinbek b. Hamburg.
- ULLRICH, O. 1978 – Technik und Herrschaft. Frankf./M.

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985 / 91
- 2 Krautern mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987 / 91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krah, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege.** 1987/93
- 6 Disziplingeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987 / 96
- 7 Krah, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.: Kasseler Kalkschotterdecken. 1988 / 92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988 / 92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen Wegen. 1988
- 10 Nachlese Freiraumplanung.** 1989 / 91
- 11 Sauerwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G.; Pommerening, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. 1989 / 94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauerwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 Schneider, G.: Die Liebe zur Macht.** Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. 1989
- 16 Planen für die Wechselfälle des Lebens. „Junggesellenkultur“. 1990 / 1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990 / 96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 Ein Stück Landschaft** - Kompaktseminar Miltenberg/ M. 1991
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Beiträgen von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B., Rühling, S. 1991.
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: B. Harenburg, I.Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. 1992
- 25 Worpwede und umzu.** 1991
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, T., Grundler, H., Lührs, H., Meermeier, D. 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schürmeyer, B., Vetter, C.A., Boss, H., Granda Alonso, E., u.a. 1993
- 29 Gut gesagt. Beiträge von: Auerswald, B., Hülbusch, K. H., Lechenmayer, B., Zollinger, R. u.a. 1993
- 30 Prüfungsreden '91/ 92.** 1993
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers. Biomüllkompostierung? ...1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lührs, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 SchauDerGärten** - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995
- 37 Blockrand und Stadtrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekesus, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996

- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: A. Hohagen, K. Hülbusch, u. a.. 1996.
- 40 Freiraum und Vegetation.** Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996
- 41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996
- 42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996
- 43 Groeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996
- 44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhausstadt 1997
- 45 Zwei Spaziergänge zu '7000 Eichen' von Joseph Beuys.** 1997
- 46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997
- 47 „Ich gehe raus ... und bin doch zu Haus“ und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997
- 48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. 1997
- 49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998
- 50 Notizbuch. 1998**
- 51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999
- 52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999
- 53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999
- 54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999
- 55 In guter Gesellschaft.** Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000
- 56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum-, Siedlungsgrundrisses. 2000
- 57 Der Gartenbau in 4 Abteilungen – oder: Die Haus – Gemüse - Wirtschaft. 2001
- 58 „Licht und Schatten“ - Herstellungsplanung. Red. : F.Bellin, K.H.Hülbusch 2004
- 59 Über kurz oder lang (Promenaden, Friedhöfe, Gesicht und Landschaft) 2002
- 60 Die Paletten der Pflanzenfarben.** –Alle Pflanzen färben irgendwie gelb- . 2002
- 61 Wer lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Red. K.H.Hülbusch, H.Troll. 2003
- 62 Anthropogene Vegetation, Red.: E.-J. Klauk. 2003
- 63 Von der Klassenfahrt..... Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme und Oste. 2003
- 64 Von ‚Gemeinen Hufen‘ . Red.: B. Gehlken , K.H. Hülbusch. 2003
- 65 Klauk: Gartenflora.** -Bestimmungsschlüssel für einkeimblättrige Gartenpflanzen- . 2003
- 66 „Unter Verschluss“ – Der „modische“ Bebauungsplan. Red.: Bellin/Hülbusch. 2006
- 67 Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001 – 2004. Red.: B.Sauerwein, G.Moes. 2005
- 68 Vor der Tür. Beiträge zur Vegetations- und Landschaftskunde. Red.: F.Bellin-Harder u. H.Böse-Vetter. 2006.
- 69 E.-J. Klauk: Die Forstpflanzengesellschaften des Hunsrück. 2005
- 70 Von Zeit zu Zeit.** Band 1 und 2. Jubiläumsschrift. 2006
- 71 Frank Lorberg: Metaphern und Metamorphosen der Landschaft. 2007
- 72 Bernd Gehlken: Der schöne „Eichen-Hainbuchen-Wald“ – auch ein Forst. 2008
- 73 Reisen um Fragen zu stellen. Vegetationskundl. Reisen. Red.: B. Sauerwein. 2008
- 74 Käthe Protze: Hausen statt Wohnen. 2009
- 75 Über den Tellerrand.** Red. Inge Meta Hülbusch und Käthe Protze. 2007
- 76 Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2005-08. Red.:Heike Lechemayr. 2010
- 77 Romanische Dorf-Kirchen- Altmarkreise 1. Red: H.Volz, K.H.Hülbusch. 2009
- 78 Ackerbrachen- Altmarkreise 2. Red.:F.Lorberg, K.H.Hülbusch, B.Gehlken, H.Volz 2010
- 79 Strandgut. Vegetationskundliche Fundstücke. Altmarkreise 3. Red. B.Gehlken, K.H.Hülbusch, 2011
- 80 Das Haus.** Red: A.Blaß, K.H.Hülbusch, H.Volz. 2013
- 81 Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2009-11. Red.:Heike Lechemayr. 2014
- 82 Beschwerliche Reisen. Red: A.Blaß, B.Gehlken, K.H.Hülbusch, B.Sauerwein. 2012
- 83 Der Grundriss des Hauses. Red: A.Blaß, K.H.Hülbusch, H.Volz. 2014
- 84 Bibliographien (in Vorbereitung 2014)
- 85 7000 Eichen** von Joseph Beuys - 30 Jahre später (in Vorbereitung 2014)



Schriftauszüge der Organisationseinheit
Architektur - Stadtplanung -
Landschaftsplanung
Gesamthochschule Kassel
Schriftenreihe 01 - Heft 033
2. Auflage 1983

*Innenhaus und Außenhaus
Umbau und sozialer Raum - J. H. Hülbusch*

Inge Meta Hülbusch
„Innenhaus und Außenhaus“ –1978-

„Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare,
nicht das Unsichtbare.“ Oscar Wilde



Redaktion: Karl Heinrich Hülbusch, Anne Bläß, Hanna Voltz

Notizbuch **80** der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2013

Notizbuch 80 „das Haus“ –2013-

„Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare,
nicht das Unsichtbare.“ Oscar Wilde

www.freiraumundvegetation.de

